Michael Hruševśkyj †.

Von

Otto Hoetzsch.

Am 26. November 1934 ist Michael Hruševśkyj in Kislovodsk (Kaukasus) im Sanatorium für Sovet-Wissenschaftler, 68 Jahre alt, gestorben. Die „Zeitschrift für osteuropäische Geschichte“ hat die Arbeiten dieses größten Historikers der Ukraine von ihren Anfängen an verfolgt, und sie bringt in diesem Heft aus der Feder von M. Korduba, der auch Hruševśkyjs letzte Bände in unserer Zeitschrift (N. F. Bd. II, S. 36 ff., S. 193 ff., S. 358 ff.) besprochen hat, einen Nachruf, eine Schilderung seines Lebens und wissenschaftlichen Entwicklungsganges. Aber es sei mir erlaubt, ein persönliches Wort der Erinnerung und des Nachrufs hier auch auszusprechen.

Ich habe ihn 1905 — er war seit 1894 ordentlicher Professor an der Universität Lemberg — dort kennen gelernt und wir sind seitdem, wenn auch oft nur lose und unterbrochen, in Beziehungen miteinander gewesen. Ich darf sagen, daß ich ihm die wissenschaftliche Einführung in die ukrainische Geschichte vor 30 Jahren danke, wie auch vielerlei persönliche Bekanntschaft mit den Führern der ukrainischen Bewegung in Galizien und Südrußland selbst. Als sein in russischer Sprache verfaßter Gesamtabriß der ukrainischen Geschichte bis ins 20. Jahrhundert: „Očerk istorii ukrainskogo naroda“ (in der mir vorliegenden 2. Auflage von 1906, 512 S., 3. Aufl. 1911) erschienen war, hat er mich auf Fahrten in Rußland gar manchmal begleitet. Den ersten Band seines Hauptwerkes: „Geschichte des ukrainischen (ruthenischen) Volkes“, der 1906 in deutscher Übersetzung erschien, (leider der einzige ins Deutsche übersetzte), habe ich damals in der „Historischen Vierteljahrsschrift“ 1907, 2, S. 222 ff., besprochen. Er behandelt die „Vorgeschichte des Landes und Volkes und die Anfänge des Kiewer Staates“ (also auch die Wanderungen, die Urheimats- und die Warägerfrage). Ich versuchte in jener Besprechung die Aufmerksamkeit unserer Geschichtswissenschaft auf die Auffassung Hruševśkyjs und damit auf diesen Historiker selbst zu lenken. Stand doch die Betrach-

tung der russischen historischen Entwicklung in Deutschland damals eigentlich ausschließlich unter der großrussischen Anschauung, wie sie in erster und voller Schärfe Karamzin entwickelt hatte!

Neun Bände des Hauptwerkes, das ukrainisch geschrieben ist, „Istorija Ukrajiny-Rusy“ sind erschienen. Wie man sich auch kritisch dazu stellt, das Werk ist eine große Leistung. Es hat als erstes den moskauischen und den ukrainischen Geschichtsprozeß getrennt dargestellt. Es arbeitete so das erste Schema, die erste wirklich wissenschaftliche Synthese der ukrainischen Geschichte heraus. Es ist daher jedem Erforscher der Geschichte Osteuropas unentbehrlich. Denn so berechtigt Einwände namentlich gegen die Einseitigkeiten der Auffassung von der ukrainischen Geschichte darin sind, es ist wissenschaftlich-kritisch gearbeitet, verfügt über ein ungeheures Material und zwingt einfach durch sich selbst den Forscher der russischen Geschichte neben der moskauischen Entwicklung die des Südens ganz regelmäßig zu verfolgen, womit zugleich auch für die Behandlung der polnischen Geschichte maßgebende Gesichtspunkte gewonnen werden. Ich habe in meinen Vorlesungen über die russische und die polnische Geschichte die Ukraine immer und für jede Periode als ein eigenes und selbständig zu fassendes Gebiet behandelt und lenke die Aufmerksamkeit meiner Schüler ständig auf die Fragen sowohl ihres „föderativen“ Zusammenhangs mit Moskau oder Polen, wie auf die eigenartigen sozial- und verfassungsgeschichtlichen Probleme des Kosakenstaates. Und die Hinwendung dazu, die Einführung in diese Probleme danke ich dem jetzt Verschiedenen, der unzweifelhaft Mittelpunkt der ganzen in Galizien arbeitenden Führergruppe der Ruthenen oder Ukrainer im Jahrzehnt vor dem Weltkriege war, der Männer also wie J. Franko, Sembratowicz, Kušnir, der Abgeordneten im Reichsrat, die ich auch alle persönlich gekannt habe, und schließlich der nach dem größten Dichter der Ukraine genannten Ševčenko-Gesellschaft, deren zahlreiche Publikationen Hruševskyj in jenen Jahren auch bestimmt und geleitet hat. Sein Seminar in Lemberg war eine Schule von bedeutendem Rang, aus der eine ganze Reihe wissenschaftlicher Historiker der Ukraine hervorgegangen ist.

Mit seinem großen Geschichtswerk und seiner wissenschaftlichen Arbeit schuf Hruševskyj seinem Volkstum die Grundlage seiner nationalen Ideologie. So hat er auch unmittelbar für ein eigenes Nationalbewußtsein der Ukrainer

Außerordentliches geleistet und steht in der Erinnerung daran mit Recht in der ersten Reihe der dafür überhaupt zu nennenden Männer. Als nach der Märzrevolution 1917 die Ukraine in Bewegung kam und eine erste Zentralorganisation in Kiev, „Ukrajinśka Central'na Rada", entstand, wurde an ihre Spitze gestellt als Präsident Hruševśkyj, dem man so bezeugte, daß er der erste Historiker und Nationalpolitiker der Ukraine sei. In dieser Stellung hat er ja auch unmittelbare Berührungen mit der deutschen Okkupation in der Ukraine gehabt. Vom Frühjahr 1918 war er wieder zur wissenschaftlichen Tätigkeit zurückgekehrt, und er konnte in den nächsten Jahren bis 1930 in Kiev, an der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften eine lebendige und ausgebreitete Wirksamkeit entfalten. Diese genoß auch Schutz und Anerkennung der Sovetregierung. Ich erinnere mich dessen deutlich aus dem Jahre 1926, wie man seinen 60. Geburtstag feierte. Die Veränderung 1930, die für Hruševśkyj seine wissenschaftliche Tätigkeit in Kiev beendete, ist so recht nicht klar geworden. Sie erfolgte unter den Anklagen, daß in Kiev und von der Akademie eine gegenrevolutionäre und nationalistisch-ukrainische Richtung verfolgt werde. Hruševśkyj hat dann noch einiges arbeiten können. Aber seine Kräfte waren schon im Sinken, und nach schwerer Krankheit ist er, wie erwähnt, im vorigen Jahre gestorben. In der „Izvestija" zeigte der Rat der Volkskommissare der Ukraine offiziell seinen Tod an, mit der Bestimmung, daß „angesichts der besonderen wissenschaftlichen Verdienste um die Sovet-Ukraine" der verstorbene Akademiker in der Hauptstadt der Ukraine, in Kiev, ein Staatsbegräbnis und seine Familie eine monatliche Pension von 500 Rubel erhalten solle.

Außer dem ersten Bande des Hauptwerkes[1] ist in deutscher Sprache von ihm nichts vorhanden. In Russisch liegt jener Gesamtabriß vor. In Französisch gibt es von ihm einen „Abrégé de l'Histoire de l'Ukraine", bis 1919 geführt (Paris 1920, 254 S.). Eine deutsche Übersetzung jenes „Očerk" oder der einbändigen, ukrainisch (1911) und russisch (1913) erschienenen „Illustrierten Geschichte der Ukraine" (536 S.) wäre sehr erwünscht.

Ob Hruševśkyj zu den ganz großen Historikern des Ostslaventums zu rechnen sei, wage ich nicht zu entschei-

[1] und zwei Gelegenheitsschriften: „Ein Überblick der Geschichte der Ukraine" (Wien 1914, 16 S.) und „Die ukrainische Frage in historischer Entwicklung" (ebenda 1915, 52 S.).

den. Seine große Bedeutung auf diesem Gebiete ist unbestreitbar. Denn mit wissenschaftlicher Methode und kritischer Schärfe, als wirklicher Historiker, hat er seine Arbeit getan. Daß er sein Hauptwerk nicht ganz zum Abschluß führen konnte, ist ein großer Verlust für die Geschichte Osteuropas, deren Forscher dem Verstorbenen ein gutes und achtungsvolles Andenken bewahren werden und unter ihnen der erst recht, der sein Wesen und sein Wirken persönlich gekannt hat.

Michael Hruševśkyj als Forscher und als Organisator der wissenschaftlichen Arbeit.

Von
Miron Korduba, Warschau.

Die historische Wissenschaft im allgemeinen und die ukrainische insbesondere hat einen schweren, unersetzbaren Verlust erlitten. Am 26. November 1934 hat der Akademiker Michael Hruševśkyj zu Kislovodsk, einem Kurort am Nordabhange des Kaukasus das Zeitliche gesegnet. Er ist, nach vierjähriger Internierung in einem Vororte Moskaus, am Skorbut, einer Folge von mangelhafter Ernährung, gestorben; diese Krankheit hatte ihn bereits vor einem Jahre des Augenlichtes beraubt.

Michael Hruševśkyj war am 29. September 1866 zu Cholm geboren, wo sein Vater Sergius damals als Lehrer am dortigen russischen Gymnasium angestellt war. Schon kurze Zeit hierauf übersiedelten die Eltern ins Kaukasusgebiet, zuerst nach Stavropol', dann (1878) nach Vladikavkaz. In dem letztgenannten Orte bekleidete Sergius Hruševśkyj den Posten eines Generaldirektors der Volksschulen. Diese Stellung sowie die Autorschaft eines im ganzen Russischen Reiche populären Lehrbuches der slavischen Sprache, welches 33 Auflagen erreicht hat, ermöglichten ihm nicht nur seinen beiden Söhnen, Michael und Aleksander, sorgenlose Studien zu sichern, sondern auch bei seinem Tode ein ziemlich ansehnliches Vermögen zurückzulassen, welches er größtenteils für öffentliche Zwecke investierte. So verlebte Michael Hruševśkyj seine Knabenjahre fern von dem ukrainischen Vaterlande. Doch der ihm vom Vater eingeimpfte ukrainische Patriotismus wurde hier im bunten Gewirr von verschiedenen Kaukasusvölker-

schaften, welche nur der Haß gegen den gemeinsamen Unterdrücker miteinander verband, noch mehr gestärkt. Seine glühende Vaterlandsliebe äußerte der junge Michael zunächst durch eifriges Studium der Ukrainistik im weitesten Sinne des Wortes. Als Schüler des Gymnasiums zu Tiflis verschlang er gierig alle Bücher und Abhandlungen, welche Geschichte, Literatur und Ethnographie der Ukraine behandelten und deren er habhaft werden konnte. Schon damals hatte er seine Kräfte in der ukrainischen Belletristik versucht und einige Erzählungen dem bekannten ukrainischen Schriftsteller Ivan Nečuj-Levyćkyj zur Begutachtung zugeschickt. Bei Absolvierung seiner Gymnasialstudien verfügte er schon über einen ganz ansehnlichen Vorrat von geschichtlichen und literatur-historischen, faktischen und theoretischen Kenntnissen.

Hierauf bezog er die Universität Kiev, wo er (1886—1890) seine historischen Studien, vornehmlich unter Leitung von Prof. Vladymir Antonovyč, weitertrieb. Bald wurde er Liebling seines Professors, welcher den unermüdlichen Studieneifer, die eiserne Arbeitskraft und die ungewöhnliche Erudition des jungen Studenten sehr hoch schätzte. Für seine Schlußarbeit erhielt Hruševśkyj die goldene Medaille und wurde an der Universität als ihr Stipendiat bei dem Katheder der russischen Geschichte belassen. Um diese Zeit erfolgte eine Reorganisierung der ukrainischen Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg. Die Gesellschaft begann ihr wissenschaftliches Organ „Zapysky" zu publizieren, und gleich im ersten Bande dieser Publikation (1892) erschien eine Abhandlung des jungen Gelehrten unter dem Titel „Hromadśkyj ruch na Ukrajini-Rusy v XIII. vici" [Soziale Bewegung in der Ukraine-Ruś im 13. Jahrhundert]. Bald hierauf erwarb er auf Grund einer Dissertation, welche er an der Kiever Universität öffentlich verteidigt hat, den Grad eines Magisters der russischen Geschichte.

Indessen, infolge von Vereinbarungen mit politischen Führern der Ukrainer Galiziens, hatte sich die österreichische Regierung veranlaßt gesehen, an der Lemberger Universität eine Lehrkanzel für ukrainische Geschichte zu errichten. Der damalige Minister für Kultus und Unterricht, Frhr. von Gautsch, entschied aber, die ukrainische Geschichte sei noch keine „konkrete Wissenschaft" und bestimmte das neue Katheder für „allgemeine Geschichte mit besonderer Berücksichtigung von Ost-Europa". Es wurde zunächst Vladymir An-

tonovyč angeboten. Aber Antonovyč lehnte die Berufung dankend ab, sein vorgerücktes Alter vorschützend, und schlug an seiner Stelle seinen Schüler Hruševśkyj als den würdigsten Kandidaten vor. Demzufolge wurde mit Erlaß vom 1. April 1894 der 28jährige Michael Hruševśkyj zum ordentlichen Professor an der Lemberger Universität ernannt. Am 30. September hat er dort bereits seine Antrittsvorlesung gehalten.

Bei seiner Anstellung als Professor an einer österreichischen Universität mußte Hruševśkyj auch die österreichische Staatsbürgerschaft annehmen, doch behielt er zugleich die russische weiter bei, um in der russischen Ukraine Bewegungsfreiheit zu bewahren. Seine Lehrkanzel leitete er bis zum Großen Weltkriege. Der Ausbruch des Krieges überraschte ihn in einer Sommerfrische in den galizischen Karpathen. Von Lemberg und Kiev abgeschnitten, begab er sich nach Wien und von dort nach Italien, um auf dem Umwege über das Mittelmeer nach der Ukraine zu gelangen. Seltsamerweise wurde er dabei von den beiden kriegführenden Seiten verfolgt: die österreichische Regierung ordnete eine Untersuchung an, ihn des Russophilentums verdächtigend, die russische ließ ihn unter der Anklage des Austrophilentums gleich nach seiner Ankunft in Kiev verhaften. Dieses war übrigens kein vereinzelter Fall; ähnlichen Verfolgungen von beiden Seiten zugleich, der österreichischen und der russischen, wurden später mehrere leitende Persönlichkeiten unter den Ukrainern ausgesetzt. Man wollte Hruševśkyj nach Sibirien verschicken, doch seinen Petersburger Freunden gelang es zu erwirken, daß er in Simbirsk an der Volga interniert wurde. Auf Intervention der Petersburger Akademie der Wissenschaften ließ man ihn nach einigen Monaten nach Kazań und ein Jahr später nach Moskau überführen, um ihm die Möglichkeit zur Weiterführung seiner wissenschaftlichen Arbeiten zu bieten. Aber die ganze Zeit wurde er unter strenger Polizeiaufsicht gehalten.

Erst die Revolution vom Jahre 1917 hat ihm die Freiheit zurückgegeben. Von dem „Ukrainischen Zentralrate" zum Präsidenten gewählt und telegraphisch zur Rückkehr in die Heimat aufgefordert, kam er im März 1917 in Kiev an. Vierzehn Monate lang leitete er als erster Präsident der Ukrainischen Volksrepublik die Schicksale des neu errichteten Staates. Die Umwälzung, welche am 20. April 1918 den Hetman an die Spitze gestellt hat, entzog ihm die Zügel. Trotzdem blieb Hruševśkyj in

Kiev, sich sorgfältig versteckend, um gleich nach dem Sturze des Hetmanats wieder in die Öffentlichkeit zu treten. Erst die Einnahme der Stadt durch die Boľševiki (Anfang Februar 1919) hat ihn zur Flucht gezwungen. Kurze Zeit hielt er sich zu Kamjanec in Podolien auf, worauf er nach dem Auslande verreiste. Dort verweilte er abwechselnd in Prag, Berlin, Wien, Genf und Paris, bis er endlich in Baden bei Wien festen Sitz aufgeschlagen hat. Gegen Ende des Jahres 1923 wurde Hruševśkyj zum Mitglied der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften gewählt, und die bolschewistische Regierung hat ihm die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Arbeit in der Ukraine unter der Bedingung zugesichert, daß er sich von jeder politischen Tätigkeit fernhalte. Hruševśkyj hat die Bedingung angenommen und hat sich samt Frau und Tochter im März 1924 nach Kiev begeben. Er hielt auch das Abkommen loyal ein, indem er sich dort ausschließlich der wissenschaftlichen Tätigkeit widmete. Doch man gönnte ihm nur eine kurze Zeit der Ruhe. Die Regierung hoffte ihn zum Vorkämpfer des Kommunismus zu gewinnen. Als aber Hruševśkyj mehreren in dieser Richtung unternommenen Anregungen gegenüber sich ablehnend verhielt, wurde seine Stellung ernstlich bedroht. Im Jahre 1929 wurde die schon früher gegen ihn geführte Preßkampagne wesentlich verschärft. Man zieh ihn immer heftiger und leidenschaftlicher des Nationalismus, der bürgerlichen Weltanschauung, des Unwillens gegen den Kommunismus und verlangte seine Entfernung von der Ukranischen Akademie. Weil der inzwischen greisgewordene Gelehrte die sogenannte „kommunistische Buße“ nicht ablegen wollte, wurde er im Jahre 1930 in einem Vororte Moskaus interniert, wobei ihm jede Möglichkeit zur wissenschaftlichen Arbeit entzogen wurde. Hier ließ man ihn vier Jahre lang hinsiechen. Erst kurze Zeit vor seinem Tode erhielt er die Erlaubnis, sich nach Kislovodsk zur Kur zu begeben. Es war aber schon zu spät. Dafür hat man seine Leiche nach Kiev übergeführt und dort auf Staatskosten unter großen Feierlichkeiten bestattet.

Unter den wissenschaftlichen Arbeiten Hruševśkyjs nimmt seine „Istorija Ukrajiny-Rusy“ [Geschichte der Ukraine-Ruś] unbedingt den ersten Rang ein. „Die Abfassung einer vollständigen Geschichte der Ukraine,“ erklärt er in seiner eigenen Lebensbeschreibung, „ist schon sehr früh, bereits in der Kiever [Studenten-] Zeit mein Traum und zugleich zu einem gewissen Grade zum Ehrenpunkt bei mir und meiner Generation geworden, weil selbst

die hervorragendsten Vertreter der ukrainischen Geschichtsschreibung der älteren Generation dieses Unternehmen als verfrüht ansahen aus Rücksicht auf den Mangel an Materialien, ungeheure Lücken u. dgl."[1] Nachdem er in seinen Vorlesungen an der Universität das allgemeine Gerüst vorbereitet hatte, machte er sich im Jahre 1897 an die Bearbeitung und setzte diese, neben zahlreichen anderen Arbeiten, fast bis zu seinem Tode fort. Der I. Band, welcher die vorhistorische Zeit umfaßt, war bereits im Jahre 1898 vollendet; die weiteren Bände erschienen in kürzeren oder längeren Zeitabständen nacheinander, zuletzt der zweite Teil des IX. Bandes, welcher die Vorgänge bis zum Tode Bohdan Chmeľnyćkyjs schildert (1657), im Jahre 1931. Es ist das erste streng wissenschaftlich bearbeitete Kompendium der Geschichte der Ukraine, welches ein lückenloses und vollständiges Bild der Schicksale des ukrainischen Volkes in diesen Zeiträumen entrollt. Dabei beschränkt sich der Verfasser keinesfalls auf die politische Geschichte allein, sondern berücksichtigt gleichmäßig und ausführlich auch die administrativ-gerichtlichen Einrichtungen, die wirtschaftlichen, sozialen und nationalen Verhältnisse, die kirchlichen Zustände, die Entwicklung der Literatur, Kunst und Wissenschaften und bietet auf diese Weise die volle Synthese der Vergangenheit der ukrainischen Nation. Wir brauchen uns hier in ausführlichere Würdigung dieses Werkes nicht einzulassen, da wir das bereits bei den Besprechungen der Bände I,[2] VII,[3] VIII und IX[4] getan haben. Auch bezüglich des neuen, von Hruševśkyj hier in Anwendung gebrachten Schemas der Geschichte von Osteuropa beschränken wir uns auf den neulich erschienenen Artikel von D. Dorošenko[5] zu verweisen. Hier möge es uns gestattet sein, nur noch das Urteil des polnischen Gelehrten Al. Brückner über Hruševśkyjs „Geschichte" anzuführen: „Mit einer gleich ausführlichen, gründlichen, scharfsinnigen Arbeit über die polnische Geschichte können wir

---

[1] M. S. Hruševśkyj, Avtobiografija. Kiev 1926. Dieses Büchlein wurde als Manuskript nur in einer geringen Zahl von Exemplaren gedruckt.

[2] Věstnik Slovanských Starožitnosti, herausg. von L. Niederle, Prag 1899, Heft 3.

[3] Die Anfänge des ukrainischen Kosakentums, ZoG., Bd. II (1912).

[4] Der Ukraine Niedergang und Aufschwung, ZoG., Bd. VI (1932), S. 36—60, 193—230, 358—385.

[5] Was ist die Geschichte von Osteuropa?, ZoG., Bd. IX, Heft 1.

uns leider nicht rühmen. Möge ihr Vorbild auf unsere Historiker wirken, damit wir auf diesem Gebiete nicht hinter der Ruś zurückbleiben."[6]

„Die Geschichte der Ukraine-Ruś" reicht nur bis zum Jahre 1657, ist also unvollendet geblieben.[7] Doch Hruševśkyj hat uns auch mehrere kürzere Abrisse hinterlassen, in welchen er das Ganze der ukrainischen Geschichte zur Darstellung bringt. Zunächst einen einbändigen „Očerk istorii ukrainskago naroda" [Abriß der Geschichte des ukrainischen Volkes], welcher aus den in Paris im Jahre 1903 auf Einladung der dortigen russischen „Freien Hochschule für soziale Wissenschaften" gehaltenen Vorträgen entstanden ist. Hruševśkyj hat das Buch in Petersburg im Jahre 1904 in der russischen Sprache erscheinen lassen, um seine Auffassung in den weiteren Kreisen der russischen gebildeten Gesellschaft und der russifizierten Ukrainer zu verbreiten. Daß das Buch in diesen Kreisen lebhaften Widerhall fand, bewies die Notwendigkeit, noch zwei weitere Auflagen (1906 und 1911) zu veranstalten. Kurzgefaßte Abrisse der ukrainischen Geschichte publizierte er in dem Sammelwerk: „Ukrainskij narod v ego prošlom i nastojaščem" [Ukrainisches Volk in seiner Vergangenheit und Gegenwart][8] und in der französischen Sprache: „Abrégé de l'histoire de l'Ukraïne". Für die weiteren Kreise des ukrainischen Leserpublikums verfaßte er im Jahre 1911: „Ilustrovana Istorija Ukrajiny" [Illustrierte Geschichte der Ukraine] und im Jahre 1907 ein populäres Büchlein: „Pro stari časy na Ukrajini" [Über die alten Zeiten in der Ukraine]; beide wurden später noch mehrmals ediert und in fremde Sprachen übersetzt.

An die neunbändige „Geschichte der Ukraine-Ruś" von Hruševśkyj reiht sich ganz würdig seine fünfbändige „Istorija ukrajinśkoji literatury" [Geschichte der ukrainischen Literatur]. Auch sie ist leider unvollendet geblieben und reicht nur bis zu den Anfängen des 17. Jahrhunderts. Die ersten drei Bände sind im Jahre 1923 in Lemberg, die beiden weiteren (der V. in zwei Teilen) in den Jahren 1925—1927 als Publikation der Kiever Akademie der Wissenschaften erschienen. Das Werk hat in den Fachkreisen Aufsehen erregt, weil der Verfasser in das-

[6] Kwartalnik Historyczny, Bd. XX (1905), S. 679.

[7] Die Bände I—IV und VIII sind in der 2. Auflage erschienen (in den Jahren 1904—1907 und 1922), Bd. I noch in der 3. (1913) und außerdem in einer Übersetzung in die deutsche Sprache (Leipzig 1906).

[8] Petersburg 1914.

selbe auch die ganze mündliche Volksliteratur (Folklore) einverleibt und sie unter Anwendung der komparativen, soziologischen Methode parallel mit der schriftlichen behandelt. Dieses ermöglicht ihm auch die Anfänge von dem 11. Jahrhundert weit zurück bis in das Zeitalter der Völkerschafts-Verfassung zurückzuverfolgen. Sehr gründlich behandelt er die altukrainische Annalistik [Litopysy] und reklamiert den ukrainischen Anteil an den russischen „Byliny."

Zur Zeit seines Aufenthalts im Auslande hat Hruševśkyj noch ein hervorragendes Denkmal seiner wissenschaftlichen, schöpferischen Kraft durch die Abfassung von „Počatky hromadjanśtva" [Die Anfänge der Gesellschaft] geschaffen. Hier bietet er einen systematischen Kurs der genetischen Soziologie dar, in welchem er dem, was in bezug auf die Entstehung und die Entwicklung der Gesellschaft bereits gehörig beleuchtet und festgestellt wurde, verschiedene noch nicht genügend untersuchte Momente und strittige Fragen entgegenstellt und zugleich auf Richtung und Wege aufmerksam macht, auf welchen dieselben gelöst werden dürften. In einem besonderen Abschnitt gibt er einen ausführlichen Überblick über die bisherigen soziologischen Forschungen in der Ukraine sowie seine eigenen Erklärungen mancher ukrainischen Phänomene. Weniger bekannt ist seine „Vsesvitnja istorija v korotkim ohladi" [Allgemeine Geschichte im kurzen Überblick], welche er während seiner ersten Internierung in Simbirsk und Kazań in zwei Redaktionen verfaßte, von denen die erste in einer mehr populären Fassung in sechs Teilen in Petrograd-Kiev 1916—1918 erschienen ist und gegenwärtig bibliographische Seltenheit ist; die andere, rein wissenschaftlichen Charakters, ist Bruchstück geblieben.

Neben den oben angeführten Werken hat Hruševskyj noch zwei umfangreiche Monographien: „Istorija Kievskoj zemli" [Geschichte des Kiever Landes][9] und „Barskoe starostvo" [Die Starostei von Bar][10] verfaßt; zusammen mit der letzteren publizierte er zwei Bände Aktenstücke im „Archiv Jugozapadnoj Rossii" (Abt. VIII, Bd. I—II). Sehr interessantes Material enthält seine vierbändige Publikation: „Opysy korolivščyn v ruškych zemljach XVI v." [Beschreibung der königlichen Güter in den ruthenischen Ländern im 16. Jahrhundert][11] mit

[9] Kiev 1891. XVI + 520 S.

[10] Kiev 1894. VI + 310 S.

[11] Žereła do istoriji Ukrajiny-Rusy, Bd. I—III, VII. Lemberg 1895—1900, 1903.

einleitenden Abhandlungen auf Grund der mitgeteilten Materialien. Außerdem entstammt seiner Feder eine lange Reihe von Abhandlungen, Untersuchungen, Beiträgen und Artikeln, welche oft sehr wichtige Fragen berühren. Diejenigen. welche vor dem Jahre 1905 erschienen waren, sind in der fünfbändigen Sammlung: M. Hruševśkyj, Rozvidky i materijały do istoriji Ukrajiny-Rusy [Abhandlungen und Materialien zur Geschichte der Ukraine-Ruś] enthalten. Nicht unerwähnt dürfen auch seine zahlreichen Rezensionen bleiben. Die Bibliographie aller Schriften von M. Hruševśkyj bis zum Jahre 1928 verzeichnet 1777 Nummern.

Hruševśkyj zeichnete sich nicht nur als Forscher, sondern auch als sehr energischer Organisator der wissenschaftlichen Arbeit aus. Gleich nach der Übernahme des Lehrstuhles in Lemberg machte er sich an die Belebung der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften, in welcher er bald zum Präsidenten, zum Direktor der Historisch-Philosophischen Sektion und zum Redakteur des Hauptorgans „Zapysky" [Mitteilungen] gewählt wurde. Die ersten Kader der Mitarbeiter bildete er aus seinen Hörern, zu denen auch der Verfasser dieser Zeilen gehörte. Außer den Seminarübungen, welche er sehr sorgfältig leitete, wobei er seine Schüler zur selbständigen Forschung zu erziehen bestrebt war, schuf er für die fähigeren Schüler und für die Freunde der Geschichte außerhalb der Studentenkreise ein besonderes Privatissimum, wo Referate über die neuesten Publikationen, kleinere Mitteilungen, Beiträge, manchmal auch umfangreichere Abhandlungen vorgelesen und besprochen wurden; die besten wurden dann in den „Zapysky" veröffentlicht. Eine Reihe von ständigen Mitarbeitern gelang es Hruševśkyj in der russischen Ukraine zu erwerben. Dieses ermöglichte ihm das Organ, welches früher nur einmal jährlich erschien, zunächst vierteljährlich und bald darauf zweimonatlich erscheinen zu lassen. Nachdem die Zahl der Mitarbeiter sich vermehrt hatte, gründete er immer neue Kommissionen (Archäographische, Ethnographische, Juridische, Sozial-Wissenschaftliche, Bibliographische u. a.), welche ihre Arbeiten in besonderen Heften publizierten. So kam es, daß die Ševčenko-Gesellschaft, welche anfangs nur wenig bekannt war und deren Tätigkeit sich auf Publikation jährlich eines einzigen Bandes wissenschaftlicher Beiträge im Umfange von 10 bis 12 Druckseiten beschränkt hatte, bereits gegen Ende der 1890er Jahre jährlich je 20 Bände im Umfange von über 300 Druckbogen veröffent-

lichte und die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich lenkte. Schon im Jahre 1898 hat der bekannte Slavist V. Jagić erklärt, die Ševčenko-Gesellschaft vertrete eine ukrainische Akademie der Wissenschaften mit ganz gutem Erfolge. Auch legte Hruševśkyj in der von ihm geleiteten Gesellschaft den Grundstein zur Schaffung einer wissenschaftlichen Bibliothek, welche dank seiner stetigen Fürsorge sich rasch vermehrte und gegenwärtig gegen 200 000 Bände zählt; sie besitzt, neben der Ukrainischen Nationalbibliothek in Kiev, die vollständigste Sammlung der Ucrainica. Hruševśkyjs organisatorische Tätigkeit erstreckte sich auch auf das Gebiet der schönen Literatur. Ende des Jahres 1897 hat er bei der Ševčenko-Gesellschaft eine Monatsschrift „Literaturno-naukovyj vistnyk" [Literarisch-wissenschaftlicher Bote] gegründet, welche er zusammen mit Ivan Franko und Jos. Makovej (später mit V. Hnatjuk) redigierte. Bald darauf organisierte er auch ein auf Aktien begründetes ukrainisches Verlags-Institut, welches unter seiner Direktion sich sehr günstig entwickelte. Zur Vertiefung des Nationalbewußtseins bei der an den russischen Universitäten studierenden ukrainischen Jugend richtete er im Sommer 1903 in Lemberg Lehrkurse für Ukrainistik ein, welche trotz vieler technischen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, sehr gut und erfolgreich gediehen.

Sobald mit der Revolution vom Jahre 1905 in Rußland die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Tätigkeit in der ukrainischen Sprache sich eröffnet hatte, gründete Hruševśkyj im Jahre 1907 in Kiev die „Ukrainische Gesellschaft der Wissenschaften". Zum Präsidenten derselben gewählt, redigierte er, ohne seine Tätigkeit in Lemberg einzustellen, das Organ derselben „Zapysky" [Mitteilungen], veranlaßte das Erscheinen von Publikationen der einzelnen Sektionen der Gesellschaft und schuf im Jahre 1914 die historische Zeitschrift „Ukrajina". Zur Zeit seines Aufenthaltes in der Emigration errichtete er in Wien „Das ukrainische Institut für Soziologie", welches einige Bände von Arbeiten veröffentlichte, und beteiligte sich hervorragenderweise an der Schaffung der „Freien ukrainischen Universität", welche später nach Prag verpflanzt wurde, wo sie bis heute besteht. Endlich im Jahre 1924 nach Kiev zurückgekehrt, widmete er sich mit unermüdlichem Eifer der Organisation der Historischen Sektion an der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften. Dank seiner Initiative und seiner anregenden

Tätigkeit hat die Ukrainische Akademie der Wissenschaften in den Jahren 1925—1930 in der wissenschaftlichen Produktion eine der leitenden Stellen in der Slavenwelt eingenommen.

Es darf schließlich nicht unerwähnt bleiben, daß Hruševśkyj auch eine rührige politische Tätigkeit entwickelt hat, indem er vor dem Weltkriege an der nationalen Einigung der Ukrainer zu beiden Seiten der Zbruč-Grenze eifrig arbeitete und nach dem Ausbruch der Revolution vom Jahre 1917 den neu entstandenen ukrainischen Staat, als sein erster Präsident, zur Zeit der ärgsten Wirren leitete. Doch diese Seite seiner Tätigkeit möge an anderer Stelle gewürdigt werden!

Zur neueren Nikon-Forschung.

Von

Robert Stupperich.

Von ihren Anfängen an steht die Nikon-Forschung unter einem seltenen Unstern. Jedesmal, wenn sie einen bedeutenden Aufschwung nahm, wurde sie gehindert, die neuen Ergebnisse sich auswirken zu lassen. Welcher Art die Motive waren, die einst N. Kapterev zwanzig Jahre lang hinderten, seine Forschungen der Öffentlichkeit vorzulegen, ist hinlänglich bekannt. (Vgl. Ztschr. f. osteur. Gesch., I, 1911, S. 557 ff., und Kapterev, Charakter otnošenij Rossii k pravoslavnomu vostoku. 2. Aufl., 1914, Vorwort.) Als Kapterev 1912 endlich den zweiten Band des seine Studien abschließenden Werkes „Patriarch Nikon i caŕ Aleksej Michajlovič" erscheinen lassen konnte, setzte seine Auffassung sich bald durch. Bisher gilt es als zuverlässigste Arbeit auf diesem Gebiet.

Wenn die weitere Forschung durch die Ungunst der Zeit auch stark gehemmt wurde, abreißen konnte sie nicht. Geschichtliche Persönlichkeiten von der Eigenart, Kraft und Bedeutung des Patriarchen Nikon üben eine merkwürdige Anziehungskraft aus. Ključevskij, der Nikon für den größten Vertreter des russischen 17. Jahrhunderts erklärte, hielt ihn zugleich für eine der kompliziertesten Erscheinungen der russischen Geschichte, deren Verständnis sich nicht ohne weiteres erschließt. Es gehören Voraussetzungen dazu, die nicht von allen Forschern gleichermaßen mitgebracht werden. Darum gelingt es auch nicht jedem, der sich mit dem großen Patriarchen beschäftigt, das Wesentliche an

ihm zu erfassen. So ist in den letzten Jahren eine Arbeit erschienen, die das Grundproblem an dem Gegenstand verfehlt. Gemeint ist die Berner Dissertation von Emilie Müller: „Die Entstehung des kirchlichen Schisma (Raskol) in Rußland" 1916. Sehen wir von solchen für die Forschung bedeutungslosen Versuchen ab, so wird erst jetzt, nach zwanzig Jahren, das nächste größere Werk über Nikon herausgegeben. Nun liegt es nicht etwa so, daß auf diesem Gebiet so wenig gearbeitet würde, vielmehr kommen hier unglückliche Ereignisse zusammen, durch die die Nikon-Forschung immer aufs neue gehemmt wird. Ehe von dem seit 1931 im Erscheinen begriffenen Werk des Warschauer Kirchenjuristen Professor M. V. Zyzykin die Rede sein soll, muß daher noch ein Blick auf die dazwischenliegende Zeit geworfen werden, in der eine umfangreiche Arbeit über Nikon geschrieben wurde, ohne veröffentlicht zu werden.

„Der Patriarch Nikon von Moskau (1652—1666) und die Entstehung des Altritualismus in der russischen Kirche. Eine Untersuchung zur russischen Kirchengeschichte" von Adalbert von Stromberg, Professor der Theologie in Dorpat.[1] So lautet der Titel des 582 Seiten und mehrere Anhänge umfassenden unveröffentlichten Manuskripts. Im Jahre 1921, kurz vor seinem frühzeitigen Tode, hatte der Verfasser seine Arbeit in Druck gegeben. Der erste Teil war bereits gesetzt, aber der Druck wurde unterbrochen und der Satz vernichtet. Ob das Werk noch einmal der Öffentlichkeit vorgelegt werden wird, ist unsicher. Man möchte wünschen, daß es doch erscheinen könnte, da es sich nicht nur um eine groß angelegte und bis ins Einzelne hinein genau durchgeführte Darstellung eines der entscheidenden Ereignisse der russischen Kirchengeschichte handelt, sondern auch um eine der gründlichsten und am besten fundierten deutschen Arbeiten aus dieser Periode der russischen Geschichte überhaupt. Insofern würde die Unmöglichkeit, es im Druck erscheinen zu lassen, mehr als nur einen Verlust für die Spezialforschung bedeuten.

Aus den genannten Gründen versteht es sich von selbst, daß wir auf den Inhalt des Werkes genauer eingehen, als es sonst in Berichten zu geschehen pflegt, seine Eigentümlichkeit herausstellen und einige seiner wichtigsten Ergeb-

---

[1] Herr Professor D. Dr. Reinhold Seeberg hatte die Freundlichkeit, mir das Manuskript für längere Zeit zu überlassen, wofür ich auch an dieser Stelle aufrichtig danke.

nisse mitteilen. Das Werk wäre durch seine Problemstellung wegweisend für die weitere Nikon-Forschung geworden und hätte dem Verfasser in der osteuropäischen Geschichtsforschung einen guten Namen gemacht. Stromberg hat den Vorzug, die deutsche historisch-kritische Methode mit genauer Kenntnis russischer Quellen und der zerstreuten, schwer zugänglichen russischen Darstellungen zu verbinden. Dazu kommt er als Unbeteiligter unvoreingenommen an seinen Gegenstand heran. Das gibt ihm einen Vorsprung vor den meisten russischen Gelehrten, die, durch Erziehung und eigene Entscheidung festgelegt, ihre wissenschaftliche Arbeit bewußt oder unbewußt zur Apologie ihrer Überzeugung machten; Subbotin und Ivanovskij sind nicht die einzigen Vertreter dieser Art in der Nikon-Forschung geblieben!

Da Stromberg kein Vorwort zu seinem Werk hinterlassen hat, vermag ich nicht anzugeben, wann er mit diesen, so wenig in sein eigentliches Arbeitsgebiet fallenden Untersuchungen begonnen hat. Schätzungsweise haben allein die Vorarbeiten mehrere Jahre in Anspruch genommen. Diese Jahre fielen in die Kriegs- und Nachkriegszeit, als wissenschaftliche Arbeit schwer gehemmt war. Es war daher dem Verfasser, wie er in einer Anmerkung sagt, aus äußeren Gründen nicht möglich, einige Handschriften der Moskauer Synodalbibliothek, auf die es ihm ankam, einzusehen. Der Wert einer historischen Untersuchung entscheidet sich freilich nicht allein daran, ob sie auf unbenutztem Material aufbaut oder nicht, sondern liegt ebenso in neuem Erfassen, neuartiger Beleuchtung und richtiger geschichtlicher Einordnung des Gegenstandes. Strombergs Arbeit hat als solch ein neues synthetisches Werk seine Bedeutung.

Stromberg schreibt für deutsche Leser, denen die Erscheinungen des russischen kirchlichen Lebens nicht unmittelbar zugänglich sind, denen sie erst vermittelt und gedeutet werden müssen. Daher muß er sie in ihrer Breite vorführen. „Wir werden in Moskau," so schreibt er in seiner Einführung, „in eine Gedankenwelt versetzt, die wir mit den uns geläufigen Maßstäben abendländischer Vorstellungen nur um den Preis messen dürfen, daß wir diese Gedankenwelt absolut falsch verstehen." Ihm geht es darum, das russische Geschehen aus dem russischen Leben selbst zu erklären. Dabei gibt er nicht nur eine Zusammenfassung der russischen Forschungsergebnisse, sondern geht eigene Wege, führt auf Probleme, an die die russische Forschung noch nicht gegangen ist, und hat auch dem Spezialforscher vieles Neue zu

sagen. Ein Anhang II, der eine kritische Übersicht der russischen Literatur bringen sollte, liegt dem Manuskript nicht bei. Ob er verloren gegangen oder gar nicht abgefaßt worden ist, bleibt ungewiß. Es wäre für uns nicht unwesentlich, Strombergs Beurteilung der einzelnen russischen Arbeiten kennen zu lernen. Aber auch aus den Anmerkungen zum Text ist seine Haltung den repräsentativen Werken der russischen Nikon-Forschung gegenüber deutlich zu ersehen. Seine Kritik ist beachtlich. Es versteht sich von selbst, daß er sich am häufigsten mit Kapterev auseinandersetzt, wo er seine Ansicht nicht zu teilen vermag.

Gegen die gesamte russische Nikon-Forschung hat Stromberg einzuwenden, sie habe den Konflikt zwischen dem Caren und dem Patriarchen viel zu sehr unter dem Aspekt des persönlichen Streites gesehen und sei daher der ihm zugrunde liegenden sachlichen Differenz nicht gerecht geworden. Und doch erhebt sich der Streit gerade über einem wesentlichen prinzipiellen Gegensatz und kann geradezu als Kampf zweier Prinzipien angesehen werden.

„Nach Kapterev nahm Nikon seine hervorragende Stellung nur als Günstling des Caren ein. An eine Abtretung eines Teiles seiner Macht an den Patriarchen hat der Car, der eine denkbar hohe Vorstellung von seiner eigenen Macht hatte, nie gedacht, Nikons Gewalt basierte auf der Liebe des Caren zu ihm, nicht auf seinem Amt und dessen Ansprüchen. Das aber hat Nikon mißverstanden. Er reizte und erbitterte den Caren in einem so hohen Grade, daß es zum Bruch kommen mußte. Nikon hat die theoretischen Anschauungen von dem Wesen der hierarchischen Gewalt erst nach seinem Sturz ausgebildet. Er hat sich freilich schon vorher von diesen Anschauungen leiten lassen. — Kapterevs großes Verdienst besteht darin, daß er mit Energie das Kirchenideal Nikons betont, das in der moskovitischen Umwelt höchst eigenartig ist. Man darf auch m. E. unbedingt zugestehen, daß Nikon erst nach seinem Sturz dieses Kirchenideal und die daraus resultierenden Forderungen deutlich formuliert hat. Vorher hatte er, der im Besitz der Macht war, keine Nötigung dazu. Sicherlich ist es auch richtig, daß in der Nikon eingeräumten Stellung Motive persönlicher Sympathie bei dem Caren eine bedeutende Rolle spielen. Aber es ist nicht richtig, wenn man es so darstellt, als wäre Nikon die Gewalt als Günstling des Caren zugekommen. Nikon selbst hat sich von vornherein ganz bewußt als den Träger der höchsten Gewalt angesehen und diese Anschauung durchzusetzen versucht. Die

Liebe des Caren zu ihm brachte ihn diesem Ziel nahe, ohne daß der Patriarch seine Macht in seiner Vorstellung je anders als göttliches Recht angesehen hätte. Geht Nikon auf die griechenfreundlichen Ideen des Caren ein und führt dementsprechend sein Reformwerk durch, so tut er es im Dienst seiner Vorstellung von der unbedingten Suprematie des Patriarchats über den Staat. Der Schwur, den er bei seiner Wahl vom Caren fordert, zeigt, daß er über den Weg, den er gehen wollte, sich völlig klar war." (Fol. 228, Anm. 0.)

Nach Stromberg führt Nikon zwar die Gedanken des Caren durch, indem er die Reform aufnimmt, aber er läßt sich doch nicht einfach als Werkzeug des Caren gebrauchen. Vielmehr benutzt der Patriarch die Reform, die der Car wünscht, dazu, seine eigenen Ideen durchzusetzen. „War die Moskauer Kirche aus ihrer Isolierung herausgetreten und war sie gräzisiert, sie, die Reichskirche des einzigen rechtgläubigen Monarchen des Erdkreises, des legitimen Nachfolgers des byzantinischen Kaisers, so trat ihr Patriarch mit Fug und Recht an die Stelle des römischen Papstes. Er trat an die Spitze der ganzen christlichen Welt als ihr oberster Hierarch. Aber um diesen Anspruch durchzusetzen, mußte die Kirche Moskaus ihr Vorurteil gegen die Griechen aufgeben und selbst griechisch werden. Das war die Triebfeder in Nikons Reformwerk." Nikons griechenfreundliche Haltung ist nicht lediglich als Fortsetzung der Kirchenpolitik seines Vorgängers, des Patriarchen Josif, zu werten, wie sie auch von Kapterev verstanden wurde; sie ist ebensowenig allein auf den Einfluß des Paisij von Jerusalem und des Epifanij Slavineckij zurückzuführen, wie Golubinskij sie erklären wollte, vielmehr, so behauptet Stromberg, zeigt sich in ihr eine großartige geistige Selbständigkeit.

Die entscheidende Frage ist daher, wie Stromberg weiter ausführt, die richtige Bestimmung des Verhältnisses von Staat und Kirche. Für Nikon steht es fest, daß der Car nie Herr der Kirche sein kann. Sein Kirchenbegriff ebenso wie seine Auffassung vom Wesen der Hierarchie lassen dies nicht zu. „Die Herrschaft des Caren in der Kirche ist Lästerung des heiligen Gottes, ist gottlose Tyrannei. Es gibt weder göttliches noch menschliches Recht, das dem Caren die Herrschaft über die Kirche zuspräche." Diese Sätze, so meint Stromberg, bedeuten nicht nur einen totalen Bruch mit der früheren Geschichte Moskaus, sondern verurteilen sogar diese Geschichte. Nikon tritt für die Selbständigkeit

der Kirche ein, aber ein eigentlich tieferes Verständnis für das Anliegen der Kirche fehlt ihm dabei doch.

Die beiden Sphären, Staat und Kirche, zu bestimmen, war für das 17. Jahrhundert eine Aufgabe, die unlösbare Schwierigkeiten bot. „Eine irgendwie genaue Abgrenzung der kirchlichen Kompetenz des Caren lag für Moskau außerhalb des Gesichtskreises ... die Gewalt des Caren in der Kirche stand in Moskau fest; über ihre Berechtigung sich irgendwie klar zu werden, wurde nicht als notwendig empfunden. Nikon verneinte in der Theorie die Berechtigung dieser Gewalt, und seine Idee scheitert an der durch die Geschichte bedingten Indolenz der Kirche Moskaus."

Für Moskau deckten sich die Ziele des Staates und der Kirche; beide waren sie doch irgendwie identisch. Sobald aber der Staat sich säkularisierte, mußte es zum Bruch kommen. Das Einwirken des Staates auf die Kirche wurde nunmehr zum Übergriff. Nikon war daher nicht gesonnen, dem Staat die Macht über die Kirche zuzuerkennen, wie es im Uloženie bestimmt wurde. Ihm schwebte ein anderes Verhältnis zwischen beiden Größen vor. Zur Klarstellung mußte er das Problem an der Wurzel erfassen. An der Lehre von den beiden Schwertern versucht er, seine Anschauung durchzuführen. Die Macht des Patriarchen ist höher als die des Caren. Der Car hat den Willen des Hierarchen durchzusetzen. Das Priestertum steht an Gottes Seite in schwindelnder Höhe. Das Amt des Patriarchen verhält sich zu dem des Caren wie die Sonne zum Monde. Nikon will dabei keine Trennung von Staat und Kirche, ist er es doch, der das bekannte Wort von der Svjataja dvoica schrieb, aber er vermag ihr gegenseitiges Verhältnis auch nicht deutlicher sich abzeichnen zu lassen. Da liegt eine gewisse Unsicherheit bei ihm vor. Das ist von Stromberg ganz richtig gesehen. Die alte byzantinische Auffassung von der kirchlichen Würde des Caren bringt in seine Ausführungen etwas Unklares. „Das Amt des Caren ist kein priesterliches, aber auch kein einfach weltliches Amt. Dieser Charakter der Carenwürde konkurriert mit der Stellung des Hierarchen im Staat. Es liegen hier Schwierigkeiten vor, die theoretisch unlösbar sind, sobald die Kirche mehr sein will als das heilige Instrument in der Hand des Caren. Nikon kann diese Schwierigkeiten keinesfalls lösen, er verwickelt sich in Widersprüche. Einerseits scheint Nikon eine scharfe Abgrenzung der Kompetenzen von Kirche und Staat anzustreben, um so sowohl dem Caren als auch der Hierarchie ein hohes Maß von Macht zu wahren. Ander-

seits aber scheitert dieser Versuch an der Vorstellung der den Staat weit überragenden Gewalt der Kirche so wie der Vorstellung von dem Reich Gottes auf Erden, dessen Signatur das absolute Ineinanderwirken von Cartum und Hierarchie bildet."

Nikon weiß, daß der Car sich früher oder später gegen seine Ideen wenden muß, zumal ihn Ligarides darin bestärkt, daß er, der Car, ein „irdischer Gott" ist und in der Kirche die Gewalt hat. Aber Nikon bleibt bei seiner Auffassung. Es kann fraglich scheinen, ob Stromberg das Richtige trifft, wenn er Aleksej Michajlovič für einen „scharfsichtigen Diplomaten" erklärt, der in Nikon den Feind seiner Staatsidee sieht, den er vernichten muß. „Dem Kampf liegt die Auseinandersetzung von Staat und Kirche zugrunde, die um so schwerer war, als der Staat seinem Charakter nach der rechtgläubige Staat sein wollte. Daher stand für ihn ein Teil seiner Macht auf dem Spiel." Nikons Verhängnis aber war, daß er in seinen ersten Jahren als weltlicher Regent dem Caren gleichgestellt war. In dieser Stellung war er durch die Gunst Aleksejs. „Dies übersehen zu haben, oder im Besitze der Macht doch nicht klar verstanden zu haben, war der schwere Fehler in der Politik Nikons. Dieser Fehler machte alle späteren durch die Theorie von den heiligen Rechten der Kirche gerechtfertigten Ansprüchen für die Hierarchie und den Patriarchen illusorisch."

Bei der Untersuchung des Gerichtsverfahrens über Nikon erweist Stromberg insbesondere die zweifelhafte Rolle, die Paisius Ligarides dabei gespielt hat, und stellt fest, daß die Nachricht über die angebliche Appellation Nikons an den Papst grundlos sei (vgl. R. Salomon, Paisius Ligarides, ZoG., V, 1, 1931). Um Nikon zum Verzicht zu bringen, wendet die Synode von 1667 auch unzulässige Mittel an. Nach Stromberg bleibt Nikon ihr gegenüber der Überlegene, wenn er auch nicht im Recht bleibt. Mit gutem Grund stellt Stromberg daher fest: „Nikon hat seine Idee doch nicht ganz rein und klar zum Ausdruck zu bringen vermocht, weil er von ihr nicht so erfaßt war, wie es sein muß, will ein Mensch bahnbrechend in einer Richtung wirken ... Und dieser Mangel an Erfaßtsein von seiner Idee, einem Erfaßtsein, das den Eindruck der Freiheit vom eigenen Ich hervorruft, der beruht bei Nikon darauf, daß es ihm an wirklicher religiöser Tiefe fehlt. Seine Idee ist nicht getragen von einem religiösen Berufsbewußtsein, sondern vor allem vom Willen nach Macht."

Diese Gedanken sind größtenteils im 11. Kapitel „Nikons Idee von der Kirche und ihr Kampf mit dem Staatsgedanken Car Aleksejs" (fol. 404—478) entwickelt. Dieser Abschnitt ist einer der wertvollsten in der an eigenen Beobachtungen auch sonst reichen Arbeit. Um einen Eindruck vom Aufbau des ganzen Werkes zu geben, seien hier wenigstens die Kapitel-Überschriften genannt:

Kap. 1: Zur Einführung.
„ 2: Die Stellung der Moskoviter zu den Griechen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.
„ 3: Reform und Reformen am Hofe Car Aleksejs.
„ 4: Reformen in der Kirche Moskaus.
„ 5: Nikons Wahl zum Patriarchen von Moskau und die Durchführung der kultischen Reform.
„ 6: Nikons Bruch mit dem Caren.
„ 7: Der Kampf zwischen Nikon und dem Caren bis zur Synode im Jahre 1666.
„ 8: Die Synode im Jahre 1666 in Moskau.
„ 9: Der Kampf um das Patriarchat bis zum persönlichen Eingreifen der Patriarchen.
„ 10: Das Gericht über Nikon.

Die weiteren Kapitel 12—13 behandeln das Verhältnis von Staat und Kirche nach Nikons Verurteilung auf der Synode von 1667 und die dort einsetzende kirchliche Neuordnung.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Arbeit von Stromberg eine Reihe trefflicher Einzeluntersuchungen eingefügt sind, so z. B. über Arsenij Suchanov, über die Kniga o vere, vor allem aber eine vorzügliche Analyse der Selbstbiographie des Protopopen Avvakum, die auch durch die neue Arbeit von Rudolf Jagoditsch nicht überholt ist. Stromberg, der von der altkirchlichen hagiographischen Literatur herkam, besaß einen sicheren Maßstab zur Beurteilung der Persönlichkeit und Schriftstellerei Avvakums. Er konnte nachweisen, daß Avvakum bewußt berühmte Viten nachahmt und nach ihnen seine Niederschrift stilisiert. Diese Tendenz liegt sowohl in seiner Publizistik wie in seinen Lehrschriften offen auf der Hand.

Gehen wir zu dem obengenannten Werk von M. V. Zyzykin „Patriarch Nikon. Ego gosudarstvennyja i kanoničeskija idei" über, von dem bisher nur der erste Teil „Istoričeskaja počva i istočniki Nikonovskich idej", Warschau 1931, erschienen ist, so ist zu fragen, ob nicht durch diese neue Arbeit die Darstellung von Stromberg überflüssig geworden ist. Denn wenn sie auch unter

verschiedenem Aspekt geschrieben sind, so bleiben die Berührungen zwischen beiden Arbeiten sehr groß.

Zyzykin stellt sich in völligen Gegensatz zur Moskauer und Petersburger historischen Schule. Nach seiner Meinung hat noch keiner der russischen Historiker dem großen Patriarchen gerecht werden können. Was an Quellenforschung von ihnen geleistet worden ist, muß er anerkennen. Die Voraussetzungen jedoch, mit der sie an ihre Arbeit gingen, und die Folgerungen. zu denen sie kamen, lehnt er entschieden ab. Zyzykin behauptet, daß die gesamte russische Geschichtsforschung im Banne der offiziellen Meinung des Petersburger Zeitalters über Staat und Kirche gestanden und daher auch den Standpunkt der Gegner Nikons geteilt habe. Dieses Urteil habe zum völligen Verkennen des tatsächlichen Problems geführt, um das es Nikon und seiner Zeit ging. Demgegenüber haben ausländische Forscher — Zyzykin nennt Palmer, Stanley, Palmieri und Tondini — eine viel richtigere Auffassung vertreten. Hätte man, so betont Zyzykin weiter, in russischen historischen Kreisen mehr auf die eigenen Äußerungen und Anschauungen Nikons geachtet, so hätte das Urteil über ihn in ganz anderer Weise ausfallen müssen.

Eine Kritik des bisherigen Weges der Forschung ist in dieser Schärfe noch nie laut geworden. Die Anklagen und Vorwürfe ebenso wie die positiven Behauptungen des gelehrten Kirchenjuristen, sollen sie nicht auf Ressentiment beruhen, müssen sorgfältig belegt und begründet werden. Zyzykin hat es unternommen, diesen Nachweis in einem auf drei Bände berechneten Werk zu erbringen. Dabei hat er nicht die Absicht, eine neue Gesamtdarstellung zu geben, sondern geht vielmehr darauf aus, die entscheidenden Gedanken und Intentionen Nikons, die die Auseinandersetzung verursachten, des näheren klarzulegen. Die Anschauungen von der Kirche, vom Staat und ihrem gegenseitigen Verhältnis stehen im Vordergrund. Eine monographische Behandlung dieser Frage hat zwar bisher gefehlt, wenngleich Kapterev in Band 2, S. 51 ff., sie schon ans Licht gestellt hat. Daß Nikons Aufgabe sich nicht in der Kultusreform erschöpfte, sondern erst recht darin bestand, das Priestertum über das Cartum zu stellen, ist bei Kapterev, Band 2, Kapitel 3, „Patriarch Nikon — velikij gosudaŕ“ und Kapitel 4 „Svjaščenstvo vyše carstva“ bestimmt ausgeführt. Zyzykins Hauptquelle, nach der er Nikons Gedanken darstellt, ist das Razzorenie, das er freilich nur in Palmers englischer Übersetzung benutzen kann. Kapterev war auch

darin ihm voraus, daß er die Handschrift eingesehen und verwertet hat vgl. Band 2, S. 181 ff. Es ist daher zu viel behauptet, wenn Zyzykin sagt, dieses Werk des Patriarchen wäre von der Forschung, abgesehen von Palmer, kaum beachtet geblieben.

Zyzykin will 1. das kirchenrechtliche, 2. das staatsrechtliche und 3. das nationale Problem in der Auseinandersetzung zwischen dem Caren und dem Patriarchen behandeln. In der Einführung (S. 5—31), in der er über die Entstehung seiner Arbeit berichtet, umreißt er auch seinen Problemkreis. Für die erste Frage ist der Ausgangspunkt die Schaffung des Uloženie, mit dem die Verstaatlichung der Kirche fortgeführt werden sollte. Von seinen Voraussetzungen aus mußte Nikon gegen das neue Recht sein. Ihm bedeutet die Kirche mehr; für ihn ist sie eine Rechtsgröße eigener Art. Seine Kenntnis des Johannes Chrysostomos gibt ihm die Möglichkeit, sich in den schwierigen kanonistischen Fragen zurechtzufinden, und gibt ihm die Richtung an, in der er zu gehen hat.

Für die staatsrechtliche Frage ist Nikons Grundanschauung vom Carenamt und von der Symphonie der weltlichen und geistlichen Macht maßgebend. Zyzykin ist auch hierin der Ansicht, daß Nikon die jahrhundertealte russische Tradition gegen die absolutistischen Neuerungen des Caren Aleksej verteidigt. Der Patriarch will bei der Verkirchlichung des Lebens bleiben, bzw. diese vollenden, während der Car für die Verweltlichung eintritt. Als Hintergrund dieses Kampfes soll die Auseinandersetzung Nikons mit dem Bojarentum gezeigt werden, um erst recht zu beweisen, daß Nikon das alte kirchliche Kulturideal gegen die säkularisierten Anschauungen des Bojarentums verteidigt.

Der vorliegende 1. Band bringt nur die Thesen, während die Einzelausführung dem 2. und 3. Bande vorbehalten ist. Erst wenn das ganze Werk vorliegt, wird man die Nachprüfung vornehmen und den Vergleich mit der Arbeit von Stromberg ziehen können.

Zyzykin hält es für notwendig, im I. Teil die Quellen zu den Anschauungen Nikons darzulegen. Er beginnt mit einer Darstellung des Verhältnisses von Staat und Religion im römischen Imperium, um weiter zu zeigen, welche Residuen aus heidnischer Zeit in der byzantinischen Auffassung zu finden sind. Daran schließt er eine Darstellung der kanonischen Lehre der Kirche im Anschluß an Johannes Chrysostomos, den von Nikon bevorzugten Kirchenvater, um da-

nach auf das Verhältnis von Staat und Kirche im oströmischen Reich einzugehen. Diese einleitenden Kapitel dienen mehr dem Hinweis und beanspruchen keine eigene Bedeutung. So soll gezeigt werden, woher die Gedanken stammen, die Paisius Ligarides dem Caren Aleksej beibringt. Die beiden letzten Kapitel des vorliegenden ersten Bandes bringen ebenso in großen Zügen die Anschauungen von der Carenmacht, wie sie das alte vorpetrinische Rußland entwickelt hat, und von der Symphonie zwischen Staat und Kirche. Dabei ist auf folgendes zu achten: die russischen Herrscher erlangen nicht die Stellung, die die byzantinischen Kaiser in der Kirche einnahmen. Im Moskauer Reich ging nach Zyzykin die Verkirchlichung des Lebens noch weiter.

Soweit der bereits 1931 erschienene erste vorbereitende Teil des neuesten Nikon-Werkes, der die Arbeitsweise und Methode des Verfassers zur Genüge zeigt.

Bei den nicht ganz wenigen Versehen, deren sich Zyzykin schuldig macht, wollen wir nicht erst stehen bleiben. Unser Interesse ist auf den ausstehenden 2. Band gerichtet, für den der 1. Band die Vorankündigung war. Der Verfasser wird sich da auf sicherem, ihm vertrauterem Boden bewegen und eine solide Darstellung zu geben imstande sein. Seit dem Sobor von 1917 beschäftigt er sich mit der Gedankenwelt des großen Patriarchen. Wir können daher annehmen, daß uns ein gründliches Werk vorgelegt wird. Allerdings ist zu wünschen, daß der ausstehende Hauptteil bald erscheine, ehe das Interesse an dem neuen Nikon-Werk erlahmt. Die Hoffnung, daß es bald vorliege, scheint allerdings nicht groß zu sein; vielmehr ist zu befürchten, daß die nicht sehr freundliche Kritik, die der erste Band erfahren hat, und die Ungunst der Zeit dazu führen werden, diese Arbeit ein Torso bleiben zu lassen.

Vom Standpunkt der deutschen Geschichtswissenschaft wäre zu dieser Leistung manches zu bemerken. Die Arbeit hätte anders disponiert und in ihrem einleitenden Teil besser fundiert werden sollen. Wir wollen dem Verfasser nicht verübeln, daß er als Jurist die quellenmäßige Grundlage zu schmal genommen und auch die historische Literatur der letzten Jahrzehnte nicht herangezogen hat. Meistens hält er sich an ältere Darstellungen und schöpft aus zweiter Hand. Diesen Vorwurf kann man dem Verfasser nicht ersparen. Wenn weiter z. B. die Anschauungen der russischen politischen Denker des 16. Jahrhunderts zusammengestellt werden, dann müssen wir erfahren, aus welchen Schriften die Äußerungen genommen sind. Quel-

lenangaben gibt aber Zyzykin nur ausnahmsweise; die Auszüge werden bei fremdsprachigen Zitaten nach russischen Übersetzungen gegeben, stellenweise auch unvermittelt in französischer Übersetzung. Elementare Bedingungen historischer Arbeit werden damit unerfüllt gelassen.

Cyrill und Method.

Von

Alexander Brückner.

Für das Slaventum stand es bei seiner Ausdehnung fest, daß es religiös und kulturell zwischen Rom und Byzanz aufgeteilt würde. Doch ist 863 von Byzanz aus der Versuch ausgegangen, die gesamte Slavenwelt der byzantinischen Sphäre einzugliedern. Als äußeres Zeichen dafür sollte in Mähren die südslavische liturgische Sprache mit einem besonderen Alphabet eingebürgert werden, womit schließlich auch byzantinische Dogma und Ritus zur Geltung gekommen wären. Diese Unternehmung leiteten zwei Griechen aus Saloniki, Brüder, der jüngere Konstantin-Cyrill, ihr eigentlicher spiritus rector, der ältere, Method, der Ausführer des Planes; wann und woher sie das Slavische Mazedoniens erlernten, erfahren wir nicht. Ihr Unternehmen scheiterte in Mähren an der Gleichgültigkeit, wenn nicht Voreingenommenheit des eigenen Landesfürsten gegen den slavischen Ritus; an dem zähen Widerstande der deutschen Klerisei; an dem nachdrücklichen Verbot Roms. Die Vertreter des slavischen Ritus mußten das Land räumen, und als nach Beilegung innerer Wirren die mährische Kirche neu organisiert werden sollte, geschah dieses Ritus keinerlei Erwähnung mehr, obwohl er in einigen Gegenden Böhmens noch längere Zeit vegetierte. Spätere Versuche, ihn aufzuwärmen, scheiterten an Roms scharfen Verboten und erlöschten so vollständig im Laufe des 12. Jahrhunderts, daß der Nationalhistoriker zu Anfang des 14. ihrer gar nicht mehr gedachte.

Über die beiden Brüder sind wir durch ihre Legenden in kirchen-, d. i. südslavischer Sprache, den ersten originalen Werken der kirchenslavischen Literatur, wohl unterrichtet, aber das ist unsere einzige, unersetzliche Quelle. Denn einige päpstliche Briefe und eine deutsche polemische Schrift (gegen Method) beleuchten nur Momente ihres Schaffens, das zwar in Mähren ganz verkümmerte, dafür nach dem Süden (Bulgarien und Mazedonien) 887 verpflanzt und

ein Jahrhundert später nach Kiev, sich unendlich reich entwickelte und das religiöse und geistige Leben der Süd- und Ostslaven in seinen Bann zwang — daher die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Schaffens der Brüder; im 19. und 20. Jahrhundert ist auch von katholischer Seite versucht worden, die orthodoxen Belange für eigene Zwecke auszuschlachten, doch blieb der Erfolg weit hinter den Hoffnungen und Wünschen.

Diese an historischem Stoff im Gegensatz zu andern, überreichen Legenden enthalten die einzige zusammenhängende und vollständige Darstellung des Lebens der Brüder, von denen griechische Quellen nie etwas ausgesagt haben, und sind aus diesem, aber n u r aus diesem Grunde für uns kostbar und der Versuch H. von Schuberts, von ihnen abzusehen und nur auf Grund jener sporadischen lateinischen, allerdings offiziellen Quellen, über das mährische Unternehmen zu handeln, wäre von vornherein zu kläglichem Scheitern verurteilt. Die Kostbarkeit dieser mährischen, weil in Mähren verfaßten Legenden enthebt uns jedoch noch lange nicht der Pflicht, alle ihre Angaben schärfstens zu prüfen; denn je vereinzelter und unverhoffter diese sind, desto sorgfältiger ist deren Wahrheit, Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit zu untersuchen. Denn wenn z. B. diese Legenden behaupten, was sonst niemand wußte oder ahnte, daß Rastiz von Mähren sich 863 selbst direkt an Byzanz wandte, so mußte doch erst die Wahrheitsliebe dieser Legenden geprüft werden, ob sie denn sich als tragbar erweist, daß wir allein auf ihr dieses merkwürdige Beginnen aufbauen dürfen. Dieser natürlichen Forderung entzieht sich merkwürdigerweise die russische und namentlich die čechische Forschung, die einfach annimmt, die Legenden sagen es, folglich ist es wahr. Wer vor den Legenden nicht den obligatorischen Kotau macht, wird des Zynismus, der Voreingenommenheit, der Tendenziosität beschuldigt, oder zum mindesten totgeschwiegen.

Und doch hatten gerade die Čechen am meisten Grund, sich einer solchen einseitigen Verherrlichung schriftlicher Denkmäler oder historischer Personen zu enthalten. Es sind ja noch nicht vierzig Jahre her, daß Gebauer und Masaryk deutsch ihre Einwände gegen die Echtheit der „Handschriften" in Berlin drucken mußten, weil kein čechisches Organ (später bis in die neu gegründete Prager Akademie hinauf) Angriffe auf dies „Nationalheiligtum" aufgenommen hätte. Und als ich erwies, daß der Landeshistoriker zu Anfang des 12. Jahrhunderts, genau wie sein polni-

scher Kollege zu Ende, die Angaben von Krok (sic!) und seinen Töchtern, dieser die Geschichte von Krak und seiner Familie, sich aus ihren Fingern, d. h. aus nichtigen oder falschen topographischen Namen gesogen hatten, wurde ich verspottet und Novotný rechnete weiter mit einer „Fürstin Libuša". Ja, beruht es nicht auf gleicher Einseitigkeit, wenn Masaryk, im Gegensatz zu Pekař, Sinn und Bedeutung der čechischen Geschichte sich um Hus und die Brüderunität allein bewegen ließ?

Bei aller Anerkennung des Wertes der mährischen Legenden als unserer einzigen vollständigen Quelle, verlangt die methodische Forschung, daß wir ihre Angaben nicht unbesehen hinnehmen. Ein Beispiel mag ihre, bei vielen so sichere Glaubwürdigkeit beleuchten. Im Kap. V der vita Constantini wird über den Abschluß des Bilderstreites von 843 berichtet: Der ikonoklastische Patriarch Johannes VII., ein grundgelehrter Mann. wird abgesetzt; er behauptet, zu Unrecht, weil niemand seine Gründe widerlegen könnte. Darauf schicken der Kaiser (ein minderjähriger Knabe) und seine Patrizier den kaum zwanzigjährigen Konstantin zum abgesetzten Patriarchen und lassen diesem melden, wenn er diesen Jüngling widerlegen könnte, würde er seinen Patriarchensitz wieder bekommen. Die Auseinandersetzung endigt natürlich mit einem Siege Konstantins. Wäre die vita griechisch geschrieben, so hätte jeder Grieche über diese Ungereimtheiten laut aufgelacht, aber sie war slavisch und für naive Slaven bestimmt, um Unwissenden die Berechtigung des Bilderkultus nahezulegen. Dazu hätte ausgereicht die Angabe, bei jenem Streit wäre Konstantin auf seiten der orthodoxen Mönche geblieben, weil der Bilderkult wohl zu begründen ist (Angabe dieser Gründe), aber wozu jenes groteske Rahmenmärchen? Der greise, gelehrte Patriarch hätte ja den Naseweis einfach hinausgeworfen, statt mit ihm zu disputieren und das Köstlichste hierbei ist die in Aussicht gestellte Wiedereinsetzung des von der Kirche eben Geächteten in seine Würde! Es übersteigt somit die Ruhmredigkeit der Legende jede erlaubte Grenze und man könnte darüber nur mit einem mitleidigen Lächeln hinweggehen, wenn alle folgenden Episoden, auch die mährische (!), nicht ebenso aufgemacht wären. Ihr Schema ist nämlich stets gleich: es melden sich mit ihren Anliegen Araber, Chazaren, Mährer in Byzanz; Kaiser und Patrizier wissen keinen Rat, schicken nach Konstantin und lassen diesen Märchenhelden, vertrauend auf seinen Eifer und Wissen, den theolo-

gischen Streit oder die fromme Aufgabe bereinigen: was von diesem Schema zu halten ist, zeigte eben Kap. V (an sich unbedeutend). Weiter huldigt der Hagiograph, obwohl er mehr historischen Stoff liefert als andere, ihrem asketischen Ideal: sein Held lebt nur der Askese und Beschaulichkeit, tritt niemals von selbst aus seiner Zelle in die Öffentlichkeit hinaus, aber diese zwingt ihn, seine Zelle zu verlassen und nach außen Frommes oder Erbauliches zu schaffen, den Glauben zu verteidigen oder zu mehren und nach stets glücklicher Ausführung der Aufgabe in die Stille der Zelle — bis zum nächsten Aufruf, zurückzukehren. Die Ruhmredigkeit unseres Hagiographen schlug übrigens schon vor Kap. V über alle Stränge, wenn z. B. der Reichskanzler dem jungen Stubenhocker das hohe Amt eines Strategen in nahe Aussicht stellen oder den vierzehnjährigen Knaben zusammen mit dem dreijährigen Kaiser-Knaben unterrichten läßt. Das sind einwandfreie Proben der stets gerühmten „Aufrichtigkeit" dieses Hagiographen.

Ja, nicht nur an ihr, sogar an dem ungereimten Wortlaut der handschriftlichen Überlieferung darf nicht gerüttelt werden, verlangt čechische und russische Wissenschaft; der krasseste, fast unglaubliche Fall ist folgender. Die mährischen Legenden, dem Legendenstil folgend, nennen weder Jahre noch Fürsten oder Würdenträger bei ihren Namen, sprechen nur von Kaiser, Papst, Patriarchen, Kanzler usw. überhaupt und hüten sich, ganz im byzantinischen Geiste, vor irgendeiner Vermengung der Würdenamen, sprechen von einem Kaiser, dem in Byzanz natürlich, ob es nun Michael oder Basil ist, von einem Apostolik, ob nun Nikolaus oder Hadrian oder Johannes gemeint sind, doch gibt es Ausnahmen. So wird in der vita Methodii ein „mährischer König", der mit allen seinen Bischöfen über Method um 871 zu Gericht sitzt, und ein „ungarischer König" genannt, der 883 an die Donau gelangt: Methods Feinde (die deutsche Klerisei), freuten sich schon im voraus, daß der „ungarische König" den Erzbischof, der zu ihm gekommen war, ordentlich abkanzeln würde; statt dessen erbat er sich dessen Segen. Nun kennen wir Mitteleuropa in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts genau und wissen, daß es dort weder 871 einen mährischen König mit eigenen Bischöfen, noch 883 in Mährens Nachbarschaft einen ungarischen König, der sich für Method interessiert hätte, geben konnte — wie ist nun dieser Unsinn in die Handschrift gekommen? Das Original nannte, wie stets, keinen Personen-, nur den Würdenamen: K r a l d. i. König (*κράλης*

bei den Byzantinern, die absichtlich die Barbarenform, aus dem Namen Karl d. Gr. bei Slaven entstanden, beibehielten). Nun gab es in Mitteleuropa nur einen Kral, das war der deutsche Kaiser und König, 871 Ludwig der Deutsche, der in Regensburg zu Gericht saß, 883 Karl der Dicke, der wirklich im Herbst 883 nach den Donaugegenden kam und den der mährische Fürst (mit seinem Erzbischof) aufsuchte. Einem Leser der Legende im 12. Jahrhundert behagte nicht diese Anonymität, er frug sich, was wären dies für Krali? und er schrieb am Rande des Bandes, aus dem Zusammenhange (Mähren; die Donaugegenden) kombinierend, beim ersten Male ‚mährisch', beim zweiten ‚ungarisch', der Kopist des Bandes flocht diese falschen Beiwörter in den Text hinein; die Beiwörter sind somit einfach zu streichen, wenn man ihren Unsinn nicht verewigen will. Es ist klar, der Hagiograph fehlt nie in den Titulaturen, nennt seinen mächtigen Landesfürsten immer nur Knędz ‚Fürst', nie etwa Kral ‚König'. Man hat beim „mährischen Kral" auf ihn, auf Sventopelk, geraten, der damals ja bei Karlmann in Gunst oder schon im Gefängnis saß oder eben nach Mähren ausgerückt war, aber nie mit deutschen Bischöfen über Method zu Gericht sitzen konnte; beim „ungarischen König" war die Verlegenheit größer, da man keinen Namen für einen solchen auftreiben konnte, man dachte an irgendeinen magyarischen Buschklepper, der 883 an die mittlere Donau nach Tulln gekommen wäre, aber was ein solcher sich um Method kümmern, warum er ihn abkanzeln sollte, blieb rätselhaft, doch Glaube versetzt Berge. Ein besonders schlauer Forscher dachte an die untere Donau; was der greise mährische Erzbischof dort zu suchen hätte und wie sich Methods Gegner, also in Mähren, im voraus über diese Begegnung freuten, blieb natürlich rätselhaft. Dieser Čeche verteidigte sich auch allerdings damit, daß der Hagiograph mit dem Namen Kral etwas „freier" verfahre (wahr ist das Gegenteil), und daß es unkritisch wäre, unbequeme Beiwörter einfach zu streichen (diese Beiwörter sind ja nicht unbequem, sondern unsinnig). Ich habe schon vor 30 Jahren diesen Unsinn berichtigt, aber Polen (Potkański), Deutsche (H. v. Schubert), Russen (Lavrov u. a.), Čechen (s. u.) beharren bei ihm in rührender Eintracht, denn sie weisen prinzipiell ohne Angabe von Gründen meine Ausführungen über die Slavenapostel ab und mißachten unter nichtigsten Ausflüchten sonnenklare Wahrheit.

Die Wahrheit über die „Slavenapostel" wird verkannt,

weil man Ideen und Wünsche des 19. und 20. Jahrhunderts der zweiten Hälfte des 9. unterschob oder andichtete. Den Rekord erzielte hierbei der Prager Byzantinist und Schüler von P. Diehl, Fr. Dvornik, in seinem Werke: Les légendes de Constantin et de Méthode vues de Byzance (Prag 1933, X und 443 S. gr. 8°, als Byzantinoslavica Supplementa I prächtig ausgestattet); über dieses Buch und das Echo, das es in der čechischen Wissenschaft fand, wird im folgenden gehandelt, ebenso kurz wie Dvornik weitläufig ist. Es ist die Ausführung einiger Kapitel seines älteren Buches, Les Slaves, Byzance et Rome au IXe siècle, Paris 1926. Es beginnt als eingehendster Kommentar namentlich zur Konstantinlegende und entfernt sich erst bei der mährischen Mission von den Legenden, gibt eine selbständige Erläuterung des Sachverhaltes, ohne mehr auf persönliches einzugehen, wie dies zu Anfang der Fall war; der Überlebende, Method, tritt vielfach ganz zurück. Da sich Leben und Wirken der Brüder in Saloniki und Byzanz abspielte (bis 863), ist uns der Kommentar des äußerst belesenen Byzantinisten erwünscht, der allerdings vieles für unsere nächsten Zwecke überflüssige oder gar manches unrichtige enthält. So handelt Dvornik über die neue Themeneinteilung in Europa; über Würde und Bezüge eines drungarios (der Vater der beiden Brüder war ein solcher); über Schönheitskonkurrenzen bei der Wahl einer Gemahlin für den Thronfolger (wegen eines Traumes des jungen Konstantin, der sich die Sophia erwählt); über byzantinische Falkenjagd (wegen Konstantins flüchtigen Falken); über das Schulwesen in Saloniki und namentlich die Universitätsreform in Byzanz; über das für die Priesterweihe geforderte Alter; über den Bilderstreit; über das Amt des Bibliothekars an der Sophienkirche usw. Alles dies sind erwünschte Exkurse zum Text der Legenden, die dem Wissen und Eifer des Verfassers, der hierzu auch die Schätze des Britischen Museums benutzen konnte, Zeugnis ausstellen.

Bis hierher bewegen wir uns auf dem Boden des Tatsächlichen, den wir nunmehr gegen Phantastik vertauschen. Am wenigsten noch bei der ersten, arabischen Mission Konstantins, ungleich toller bei der zweiten, chazarischen, um bei der dritten, der mährischen, den Rekord zu erreichen. Die Legenden betonen ausschließlich religiöse Zwecke, Abwehr der arabischen Angriffe christlicher Dogmen; Kampf mit dem Judentum bei den Chazaren; Verkündigung des reinen Glaubens in der Volkssprache bei Mährern. Diese rein theologischen Belange unserer einzigen Quelle dreht Dvornik

zu hochpolitischen Aktionen um, wobei er die angeblichen Rollen auch vertauscht. Die Legende berichtet ausdrücklich, daß Chazaren nach Byzanz um gelehrte Glaubensboten schickten, nach Dvornik dagegen schickte Byzanz eine Gesandtschaft nach Chazarien zum Abschluß eines Bündnisses gegen den neuen gemeinsamen Feind, gegen die Russen, wovon sich unsere einzige Quelle, die Legende eben, nicht das geringste träumen läßt. Überhaupt wirft Dvornik mit Pakten um sich, als schrieben wir 1935, nicht 860—863; es fehlen nur noch Sanktionen. Leider weiß keine griechische Quelle irgend etwas von dem allen zu berichten; die Aktion ist einfach von Dvornik erfunden.

Nie geht die Gleichsetzung der Legendenangabe mit einem sonst überlieferten Faktum glatt auf; das gilt sogar für die arabische; denn sie soll nach dem Wortlaut der Legende ins Jahr 851 fallen, aber sie betraf nur den Austausch von Gefangenen u. ä., während eine theologische Polemik, wie sie die Legende voraussetzt, erst einige Jahre später einsetzte, zu der aber ja nicht Konstantin, wie die Legende behauptet, sondern ganz andere Griechen herangezogen wurden; obwohl seiner niemand erwähnt, könnte er sich doch 851 einer Gesandtschaft angeschlossen haben, denn die Legende berichtet Sachen, die auf Augenschein beruhen. Anders ist es mit der chazarischen Mission, die bei Dvornik einen hochpolitischen Zweck verfolgte — schade nur, daß keine griechische Quelle auch nur mit einem Sterbenswörtchen irgend etwas von Chazaren um 860 angedeutet hat. Nach der Legende behandeln die Chazaren Konstantin als Gast, als Fremden, und fragen ihn nach seinem Rang, um ihm bei der Tafel den gebührenden Platz anzuweisen; nach Dvornik ist er dagegen Gesandter, gegen die ausdrückliche Angabe der Legende, die den Fall nur benutzt, um Angriffe der Juden gegen das Christentum abzuweisen und wir fragen unwillkürlich, ist der Schluß dieser Rahmenerzählung nicht ebenso zu bewerten wie im Kap. V? Doch die Ruhmredigkeit des Hagiographen leidet diesmal Schiffbruch, denn obwohl Konstantin im Disput siegt, unterbleibt der mit großer Aufmachung angekündigte Übertritt der Chazaren zum Christentum und Konstantin begnügt sich mit der Freilassung von 200 griechischen Sklaven. Bei der Schilderung der Reise fällt dann auf, wie der Hagiograph die Reise nach Cherson und den Aufenthalt auf der Krim mit reichem Detail ausstattet, das jedenfalls auf Augenschein beruht; dagegen fehlt jegliches Detail bei dem zweiten Teil der Reise, von Cherson und der Krim

nach dem Hoflager des Chans „an den kaspischen Toren zum Kaukasus“ und man wäre versucht zu mutmaßen, daß Konstantin gar nicht den Chan, sondern unweit der Grenze des chazarischen Reiches nur einen Großwürdenträger des Chan zu Gesicht und als Zuhörer des Judendisputs bekam, s. u. Bei Dvornik ist dieses Kapitel voll politischer und kirchengeschichtlicher Einzelheiten, Geschichte der chazarisch-byzantinischen Beziehungen, die Bischofsitze auf der Krim, die nach der Aufzählung (bei De Boor aus dem 8. Jahrhundert) identifiziert werden, was leider nicht gelingt, da das Verzeichnis auch einfache topographische Namen zu Bischofssitzen erhebt. Ungleich interessanter wäre eine theologische Begutachtung der Judenargumente Konstantins, die wir von einem Kirchenhistoriker wie Dvornik ohne weiteres erwarten konnten, aber Dvornik schweigt sich darüber ebenso aus, wie über die Argumentierung Konstantins im Venediger Disput gegen die „Dreisprachler-Pilatianer“, die nur hebräisch, griechisch, lateinisch anerkennen, die Volkssprachen aus Liturgie und Kirche ausschließen. Dvornik zieht es vor, das hochpolitische Roß zu reiten, wozu ihm die mährische Episode die gewünschte Veranlassung gewährt.

Nach den Legenden haben Mährer die Initiative ergriffen, schickten Gesandte nach Byzanz, nach Boten des rechten Glaubens. Aber dasselbe sollen ja die Chazaren zwei Jahre früher getan haben. Sie schickten nach glaubenskundigen Männern, damit sie sich entscheiden, welchen Glauben sie endgültig annehmen sollen. Aber die Chazaren hatten andere Sorgen und diesmal hat Dvornik selbst zugegeben, daß der Hagiograph alten theologischen Disput aus dem 8. Jahrhundert mit der rein politischen Mission von 860 zusammengeworfen hat. Wie steht es dann mit der so gerühmten exactitude und sincérité des Hagiographen? Und dasselbe gilt von der angeblichen Botschaft des Rastiz; die Mährer, die um ihre politische Selbständigkeit kämpften, hätten sich ausgerechnet aus Byzanz wahren Glauben verschreiben wollen! Dies erkennt auch Dvornik und gerät nun aus dem Regen in die Traufe, indem er der Botschaft des Rastiz den Abschluß einer militärischen Konvention mit Byzanz andichtet (!), die gegen Bulgarien, das den Byzantinern, ja nicht den Mährern, gefährlich war, und gegen Deutschland, das wieder Byzanz nichts anging, gerichtet wäre, als Gegenstück gegen eine bulgarisch-deutsche Allianz, die nur in einer durch moderne Kriegspakte aufgewühlten Phantasie Platz finden konnte. Keine unserer

Quellen ahnte ähnliches, denn als Ludwig der Deutsche Rastiz angreifen wollte, schloß er vorerst Frieden (pax, nicht foedus!) mit den Bulgaren, damit ihn diese nicht im Rücken, in Pannonien, während seines Kampfes mit Rastiz überfielen; ein Jahr vorher hatte Ludwig, um seinen aufsässigen Sohn ganz unvermutet zu überfallen, das falsche Gerücht verbreiten lassen (um seine Kriegsvorbereitungen gegen den Sohn zu tarnen), er würde mit den Bulgaren den Rastiz bekriegen. Und was hätte den Mährern Byzanz leisten können? Die Bulgaren angreifen, damit sie nicht den mit Deutschen kämpfenden Mährern in den Rücken fallen? Aber die einzigen Beziehungen der Bulgaren zu Mährern bestanden darin, daß sie ihnen das den Mährern fehlende Salz verkauften: Ziele hatten die Bulgaren vor der Nase, aber auf dem Balkan, gegen Griechen und Serben; mit Mährern hatten sie nichts zu bereinigen, ebensowenig wie Byzanz mit den Franken, denn an eine Einkreisung Deutschlands dachte noch niemand.

Um diese hochpolitischen Seifenblasen nicht sofort zerplatzen zu lassen, hat Dvornik die Archäologie zu Hilfe gerufen. Neuere Bodenfunde in Mähren erweisen nämlich für das 9. und 10. Jahrhundert allerlei byzantinisches; das beweist ihm, wie die Mährer auf Byzanz hingewiesen waren, wie sie Kunde von ihm erhielten und es in ihre Pläne aufnahmen. Aber byzantinische Waren und mährische Sklaven verschacherten in erster Linie nur Juden, nicht Griechen, und daß diese Juden richtige Vermittler in religiösen und politischen Belangen wären, wäre zu bezweifeln; die Funde beweisen nur Warenaustausch und nichts weiter. Es bleibt somit bei den Mährern dasselbe wie bei den Chazaren: die Legenden kennen ausschließlich religiöses, Dvornik hauptsächlich politisches, pourparlers zu einer militärischen Konvention! Wie solches bei den gewaltigen räumlichen Entfernungen und bei dem bulgarischen Zwischenreich zu erzielen war, bleibt ebenso rätselhaft wie es gewiß ist, daß kein Grieche im 9. Jahrhundert von Mähren viel gewußt hat; davon erfuhr erst der Porphyrogenete im 10., blieb sich aber nicht klar über die Lage dieses Landes, und vergebens bemüht sich Dvornik in ebenso langen wie nichtssagenden Ausführungen, den Irrtum des Kaisers wegzudisputieren.

Freilich kann sich bei der Deutung der mährischen Episode Dvornik auf Vorgänger berufen, die zwar nicht von militärischer Konvention, aber doch von politischen Plänen des Rastiz phantasierten, denn auch sie trauten nicht dem ausschließlich religiösen Zweck der mährischen Botschaft, wie

ihn die Legenden ausdrücklich betonen: sie nahmen an, daß unter dem Vorwand der Religion Hauptzweck des Rastiz war, sich und seinem Lande die gefährliche religiöse Abhängigkeit von Deutschland, da man die politische Selbständigkeit anstrebte, abzuschütteln und dafür den ganz ungefährlichen religiösen (nicht auch politischen!) Zusammenhang mit Byzanz aufzunehmen. Aber dafür hätte einfach der Appell an Rom genügt, wo sich ja Nikolaus I. eben mit Machtplänen trug, und vor allem nutzte kirchliche Unabhängigkeit erst dann etwas, wenn die politische erreicht war: so war es gleichzeitig in Bulgarien, später in Ungarn und Polen. Der einzige slavische Fürst, der sich für slavische Liturgie und damit auch für eine unabhängige Kirche interessierte, war der deutsche Vasall in Pannonien, Kocel, der sie auch durch Papst und Method erhielt. Aber ein Wink der Deutschen genügte, daß nach nicht einjährigem Bestehen diese Kirche für immer verschwand und trotz aller Gebote und Briefe konnte sie Papst Johannes VIII. nicht zum Leben erwecken, der wegen dieser seiner Energielosigkeit nach reichlich vier Jahrhunderten als Päpstin Johanna auferstehen sollte. Nur bei dem unabhängigen Sventopelk konnte sich eine von Deutschen, natürlich nicht von Rom unabhängige Kirche erhalten, aber ihr bereitete der Papst selbst ein jähes Ende. Daß der ungleich abhängigere Rastiz eine solche mit Anlehnung an Byzanz (!) plante, wurde ihm am Schreibtisch im 19. Jahrhundert zugemutet, weil man einen vernünftigeren Grund für sein angebliches Unterfangen finden wollte, das wohl die Legenden, aber sonst keine Quelle meldet. Da jedoch die mährische Episode genau nach dem Muster der früheren gemodelt ist, nehmen wir auch hier die Initiative des Konstantin, nicht des Rastiz, an, und zu einer solchen hat sich Konstantin gründlichst vorbereitet: die Schaffung des besonderen Alphabetes und die grammatische Durchdringung des Slavischen (die Mutter der beiden Griechen war keine Slavin, sonst hätten es die Legenden bestimmt hervorgehoben) waren nicht ein Werk von paar Monaten, sondern eher von paar Jahren und verlangten Helfer, die schwer zu finden waren. Nach der Legende allerdings war dies ein Werk göttlicher Gnade und momentaner Eingebung. Und doch ist bei der Aufmachung dieser Mission etwas für die geplante, von Rom, nicht nur von Deutschland unabhängige Kirche wesentliches vergessen: es gab keinen Erzbischof (diese Würde hatte Method unlängst ausgeschlagen) oder Bischof, der die Kleriker hätte zu Priestern weihen

können, und da weder ein deutscher noch ein italienischer Bischof dafür wegen der slavischen Liturgie zu haben war, mußten die Brüder ihr Glück in Rom versuchen: das war der Zweck ihrer Reise aus Mähren nach Rom, den die Vita Constantini ausplaudert, die Vita Methodii wohlweislich verschweigt; man kann ja auch sonst eine Legende durch die andere kontrollieren. Hier war nun die persönliche Initiative der Brüder evident; um diese doch zu vertuschen, wurde dem Papste, der davon nicht träumte, eine Einladung der Brüder nach Rom angedichtet. Und so kann man aus den Legenden selbst die meisten Rätsel lösen. Es unternahm z. B. Method am Abend seines Lebens die beschwerlichste Reise nach Byzanz, wozu? Die waghalsigsten Kombinationen wurden losgelassen, das unmöglichste bot Dvornik: Method wollte den Bereich seines gar nicht existierenden „pannonischen" Erzbistums (in Sirmium einst) in Byzanz, das sich darum gar nicht kümmern konnte, feststellen! Und doch erhellt aus der Legende selbst der Zweck der Reise: nach der ständigen Erdichtung eines Briefes, diesmal des Kaisers Basil an Method als Einladung (!) (als läge Byzanz neben Velehrad), wird erzählt, wie ehrerbietig entgegen der Erwartung der deutschen Feinde Methods Kaiser und Patriarch Method aufnahmen und sein Werk, die slavische Liturgie heiligten. Das war eben der Zweck der Reise. Nachdem in Rom nicht ohne Ach und Krach die Billigung der slavischen Liturgie von dem schwankenden Johannes VIII. erstritten war, verlangte Methods orthodoxes Gewissen, daß auch von Byzanz solches erfolgte, namentlich wenn er des Bestandes seines Werkes in Mähren nicht ganz sicher war: schon nach einigen Jahren zeigte es sich, wie ersprießlich die byzantinische Anerkennung für das aus Mähren entwurzelte Werk der Brüder war. Dem Fehlschlag dieses Kapitels bei Dvornik entspricht würdig sein Bericht über den „ungarischen" König (vom „mährischen" schweigt er), den er wörtlich nimmt, das „essentielle" daraus rettet, indem er auch Zeugnisse, die sich auf Avaren (Hunnen) beziehen, für Magyaren in Anspruch nimmt. Sapienti sat. Sonst ist gerade dieser zweite Teil des Buches reich an Exkursen, die sich zum Teil weit vom Thema entfernen. Wir bekommen solche über das pannonische Erzbistum des heiligen Andronicus, über den päpstlichen Titel apostolicus, über die sechs oder sieben Konzilien, über die griechischen Mönche in Rom und Italien (vgl. im ersten Teil den Exkurs über die Mönche auf dem Olymp, zu denen sich die Brüder gesellt haben), über Fragen der Orthodoxie

der Brüder (filioque u. a.); die Fälschungen der Beschlüsse der Konstantinopoler Synode von 869, die Übersetzungstätigkeit der Brüder (auch in Rom!) usw. In einer Conclusion wird hauptsächlich die Frage nach dem Verfasser der beiden Legenden erörtert, und wir finden den erstaunlich unrichtigen Satz, daß die Legenden bisher nicht nach ihrem großen Wert ausgenützt wären: das ließ sich höchstens von Dvorniks Buch sagen. Es folgt eine nicht nur überflüssige, sondern direkt schädliche französische Übersetzung der lateinischen von Miklosich und Pastrnek, als ob Byzantinisten lateinisch nicht läsen. Die Übersetzung ist schädlich, weil sie an entscheidenden Stellen falsch ist. Z. B. beklagt sich der geächtete Patriarch von Kap. V, daß man auf den Greis einen Jüngling Nestor loslasse; das bezieht sich auf den Kampf des jungen Nestor in Saloniki mit einem römischen, heidnischen Athleten und beweist, daß der Verfasser der Legende aus Saloniki stammt, wo man allein an eine derartige Episode sich erinnern konnte. Ich halte auch den Saloniker Method selbst für den Verfasser der Konstantinlegende; Dvornik dagegen preßt aus dem klaren Texte eine Anspielung auf den homerischen Nestor heraus, obwohl ich ihm schon vor Jahren die richtige Deutung gewiesen hatte; er geht, wie im Fall mit dem „ungarischen König“ davon aus, daß eigensinnig wiederholter Unsinn schließlich Vernunft würde.

Es sei nachdrücklichst hervorgehoben, daß meine Kritik nicht dem byzantinischen Teil des Buches gilt, den ich im Gegenteil interessant und lehrreich finde; nur das von Konstantin und Method speziell Handelnde ist nicht nur verfehlt, sondern geradezu schädlich, weil es den der Sache unkundigen Leser durch scheinbar kritische, wissenschaftlich gestützte Phantastereien verwirrt, ungleich schlimmer als dies im Buche von 1926 der Fall war, das wenigstens nicht politisch-militärische Seifenblasen aufsteigen ließ.

Welches Echo fand nun das Dvorniksche Buch in der čechischen Wissenschaft? Zuerst ergriff das Wort Fr. Pastrnek in der Prager Slavia, XII, S. 502—506, der treffliche Herausgeber aller die Brüder betreffenden Texte und Briefe mit einer Einführung von 150 S., über deren Resultate Dvornik in dem, was bei ihm richtig ist, nicht viel herausgekommen ist (1902). Die Leser der Slavia konnten von dem berufensten Forscher eine gediegene Rezension erwarten; sie fanden bloß ein Autoreferat von Dvornik, denn Pastrnek begnügt sich mit dem Aufzählen der Dvornikschen Resultate, ohne dazu selbst Stellung zu nehmen, ohne

z. B. zu erwähnen, daß es auch grundverschiedene Äußerungen über dieselben Themen gibt; er findet sogar die Übersetzung „sehr sorgfältig" gemacht (eine Probe dieser „Sorgfalt" s. o.). In der Einleitung zu diesem „Referat" wird hohes Lob gespendet den byzantinistischen Studien Dvorniks, dann folgt die Aufzählung der Resultate Dvorniks, sogar das Märchen von Kap. V, das Pastrnek bei einer anderen Gelegenheit selbst als Erfindung verworfen hatte, wird jetzt glimpflich behandelt.

Mehr als eine Rezension, denn eine wohl durchdachte und reich dokumentierte Studie gab M. Weingart in Byzantino-Slavica, V, S. 524—551 (enge Doppelspalten!). In der Zwischenpause war meine vernichtende Kritik des Cyrillomethodianischen Teiles des Dvornikschen Buches im Lemberger Kwartalnik Historyczny erschienen, Jahrgang XLVII, I, 26 S. (Abzüge schickte ich auch nach Prag) und Weingart konnte sie nicht mehr unberücksichtigt lassen. In der Einleitung behandelte er, was Dvornik nicht berührt hatte, die Hdss. und die Ausgaben der Legenden, betonte, was noch zu machen wäre. Das Buch von Dvornik war ja ursprünglich zweibändig geplant, der zweite Band sollte die Texte in Weingarts Redaktion bringen, was die Ungunst der Zeiten vorläufig verhinderte. Darauf begleitet Weingart die Kapitel Dvorniks mit seinen Bemerkungen. In meiner Rezension waren Dvorniks Lorbeeren arg zerzaust; Weingart nahm dagegen Dvornik ausdrücklich in Schutz. Er gab mir zwar Recht in einigen Kleinigkeiten, sonst lehnte er mich kurzweg ab, statt mit Gründen, mit einer Schimpfkanonade. Z. B. daß ich die Legenden völlig verwerfe oder verachte (unsere einzige Quelle!) u. dgl. m. Aus der Schlinge, die Wahrheit zu ehren und Dvorniks Lorbeeren zu vernichten, zog er sich heraus: Dvornik scheitert hauptsächlich an militärisch-politischen Phantastereien, chazarischen sowohl wie mährischen, und über diese geht Weingart einfach hinweg, verschanzt sich hinter seiner ausschließlichen Philologie (als wäre Dvornik Diplomat und Stratege!) und erlaubt sich nur hier und da die Bemerkung, daß ein Philologe nicht so weit gehen würde, daß sich dies und das nicht aus dem überlieferten Texte herauslesen lasse u. ä. In der Tat begnügt er sich hauptsächlich mit slavischen Einwänden; belehrt Dvornik über die Method-Übersetzung des Nomocanon des Joh. Scholasticus, nicht des Photius, bestreitet mit Recht, daß die Übersetzung des sogenannten Kiever Missals römischen Ritus auf Konstantin und Rom, die einiger Scholien zum Nomocanon, die den päpstlichen

Primat ausdrücklich anerkennen, auf Method zurückgingen usw.; er verteidigt auch gegen Dvornik den tollen Einfall von Iljinskij, daß das „russische“ (wohl gotische) Evangelium, das Konstantin in Cherson fand, ein fränkisches (fružskij statt ruskij) wäre und mutmaßt sogar, ob sich nicht irgendwelche Beziehungen oder Berührungen zwischen dem gotischen und dem altslavischen Texte herausfinden ließen, was ich für gänzlich unbegründet halte. Auch bei ihm, wie bei Pastrnek. schlüpft unter der vollsten Anerkennung des byzantinischen Teiles das ganze Buch als Frucht gewissenhafter, vieljähriger Arbeit, die alle Anerkennung verdiene, durch; über alle offenkundigen Phantastereien und Unrichtigkeiten wird hinweggegangen, sogar die unnütze französische Übersetzung wird gelobt.

Was trennt nun meine Auffassung und Beurteilung der Legenden von der eines Dvornik und Weingart, eines Pastrnek und Jagić usw.? Man betrachtet die Legenden ausschließlich als ein historisches oder philologisches Denkmal, ich betrachte sie als ein literarisches, d. h. bei dem auch reine Phantasie mitschafft, planvolle Konstruktion mitbestimmt. Man sehe sich darauf das berüchtigte Kap. V der Vita Constantini an: alle Welt ist einig, daß es sich nur um eine didaktische Einlage handle, die den halbheidnischen Slaven den Bilderkult aufoktroieren sollte; über die Rahmenerzählung selbst, an der kein Wort wahr ist, geht man ruhig hinweg. Mich dagegen lehrt die erfundene Rahmenerzählung, daß ihr Verfasser den Mund voll und die Wahrheit nicht ernst nimmt und ich frage, da alle folgenden Episoden nach demselben Schema gedrechselt sind, ob nicht auch an ihnen die Phantasie irgendwie mitbeteiligt war? Der arabischen Mission hat sich Konstantin als stummer und stiller Teilnehmer jedenfalls angeschlossen, aber der Disput mit Arabern ist ganz knapp, da keine Gefahr einer Propaganda von ihrer Seite vorlag und die Gegensätze zu scharf trennten, wobei am Schlusse der Stolz des Byzantiners erwacht, der um keinen Preis den Arabern das geringste Zeichen einer Anerkennung ihrer Allmacht einräumen kann; der Disput selbst ist literarische Mache, erfunden. Viel deutlicher tritt dies bei der chazarischen Mission zutage; ihr Bericht zerfällt in zwei grundverschiedene Teile. Der erste handelt von Cherson und der Krim mit einer Fülle von Details, zu Anfang und zu Ende; in die Mitte ist der Judendisput eingeschoben. Die Araber waren nicht zu fürchten, wohl aber die Juden, die auf die Christen als auf Abtrünnige herabsahen, auf ihr Alter pochten und Neube-

kehrte leicht verwirren konnten, daher wurden sie ausführlicher bekämpft, aber der Disput ist nur ein Auszug aus einem größeren, griechisch geschriebenen Werke Konstantins, das sein Bruder, der mährische Erzbischof, übersetzte (ins Kirchenslavische) und das uns nicht erhalten ist.[1] Es fehlt nun im Disput jeglicher lebensvolle Zug, jegliche Anschaulichkeit, und ich halte ihn für rein literarische Mache; man vergleiche nur den Anfang mit dem Bonmot Konstantins, das den Stempel der Erfindung unauslöschlich trägt; daher diese Übertreibungen und Widersprüche. Dvornik und Weingart streiten, wo der Disput, beim Chan, in seiner Sommerresidenz etwa stattgefunden hätte? Die Hdss. nennen die Kaspipforte d. i. Derbend, aber von der Maeotis, die Konstantin befährt, ist die Caspica und gar Derbend weitest entfernt, Handschriften bieten auch Kaspipforte und man rät auf Panticapaeum, was wegen der so charakteristischen vrata ‚Pforte' mir nicht unbedenklich scheint: an den vollen Mund des Biographen sind wir schon so gewöhnt, daß uns auch die Nennung von Derbend nicht unmöglich scheint. Dieser zweite Teil des Chazarenkapitels ist sicher nur literarisch, theoretisch, nicht historisch, der Chan ein papierener, kein lebender Mensch. Ob es einen solchen Disput irgendwo, nicht beim Chan, sondern bei irgendeinem Grenzbeamten gegeben hat, lassen wir ganz dahingestellt — in welcher Sprache wäre er geführt? In der mährischen Episode ist rein literarischer Art der angebliche Disput in Venedig, wo sich natürlich niemand um slavische Liturgie gekümmert hätte, schon der Eingang, der Vergleich mit Krähen, stimmt uns literarisch. Das sind alles Einsatzstücke didaktischer Art, zur Belebung eingezwängt in Erzählungsrahmen; kleinere, ähnliche literarisch-romantische Stückchen sind der Jugendtraum, die Falkengeschichte.

Die Method-Legende ist direkter Gegensatz zur Konstantin-Legende, ebenso knapp und trocken, wie diese ausführlich und überschwenglich ist, aber auch ihr fehlen nicht Erfindungen literarischer Provenienz. Z. B. die Anekdote von dem durch Dispute mit rohem Pack in Schweiß geratenen Philosophen, die angeblich Method vor König Ludwig

---

[1] Weingart folgert aus der Erwähnung des mährischen Erzbischofs als Übersetzers, daß dies beweise, daß nicht Method der Verfasser der Konstantinlegende sein könnte, als ob die vollen drei Jahrhunderte, die das Original von der ältesten Kopie trennen, nicht ausreichten, daß ein Leser diesen Zusatz am Rande einfügte, der dann in den Text hinüberwanderte.

871 vorträgt (in welcher Sprache? Method konnte kein Deutsch). Oder von dem von der Erdoberfläche verschwundenen Paar geistlicher Verwandtschaft (als Taufpaten), die gegen Methods Einspruch geheiratet hatten. Oder der Hergang vor der Versammlung, die Methods Achterklärung erwartete und mit dem Triumph seiner Rechtgläubigkeit endigte. Und nun nehme man hinzu den Aufbau aller Episoden nach einem einzigen Muster, das ohne die geringste Änderung auf Ikonoklasten, Araber, Chazaren und Mährer angewendet wird und das einfach verbietet, die an und für sich ganz unwahrscheinliche Botschaft des Rastiz ernst zu nehmen, worauf alle seine angeblichen religiösen und politischen Pläne einfach ins Wasser fallen.

Hiermit ist die Zahl der Erfindungen in den Legenden nicht erschöpft, so beruht z. B. die Urkunde Hadrians auf echten und erfundenen Sätzen, so der Satz, in dem Hadrian den von ihm bewunderten Vorgänger (Nikolaus I.) schmählich desavouiert, während ein anderer höchst wichtiger Satz, der dem Fürsten und seinen Großen auf deren Wunsch die Lateinmesse zusichert und dadurch die Liturgieeinheit im Lande zerstört, einfach fortgelassen wurde. Ich leugne die Mission des Rastiz und muß desto mehr die Initiative und Energie Konstantins bewundern, die ihn aus der Reihe aller Griechen heraushebt und zu einer großen Erscheinung stempelt.[2]

---

[2] Soeben hat die Bulgarische Akademie der Wissenschaften des Werk von G. A. Iljinskij herausgegeben: Versuch einer systematischen Cyrillo-Methodianischen Bibliographie, unter der Redaktion und mit Ergänzungen von M. Popruženko und St. Romanski, Sofia 1934, XLIII u. 303 Seiten. Zwanzig Jahre hat der in slavistischen Kreisen wohlbekannte und gewürdigte Moskauer Professor auf diese Zusammenstellung von 3385 Nummern (wovon freilich viele Populäres, Feuilletons, Weihereden, Gedichte sogar umfassen) verwandt. Sein abgeschlossenes Manuskript übernahm zum Druck die Akademie und Iljinskij hat auch noch die Korrektur des ersten Druckbogens besorgt, aber damit hörte auch seine Mitarbeit wohl für immer auf und seit Mitte Januar 1934 ist es der Akademie nicht mehr gelungen, mit Iljinskij irgendeine Berührung zu erlangen; trotzdem entschloß sie sich, das wertvolle Buch unter der Redaktion zweier berufener Forscher zu veröffentlichen. Freilich hatte das Versagen des Verfassers Nachteile, so konnten die neuen Herausgeber manche seiner Abkürzungen nicht mehr enträtseln und haben sie mit einem Fragezeichen abgedruckt. Das Werk zerfällt in zwei Teile: wissenschaftliche und populäre Literatur, Unterabteilungen: Geschichte der Brüder; ihre Kulturarbeit (Schrift, Übersetzungen usw.); deren Fortsetzung im Westen, Süden, Osten; populäre Literatur; Kirchenrednerisches, Kirchenpolitisches; der erste Teil zählt 2438 Nummern in 234 Paragraphen. In den Registern sind die Namen cyrillischer und lateinischer Schreibung geschieden. Auf Vollständigkeit im zweiten, populären Teil mußte bei der unendlichen Zersplitterung des Stoffes

Die auswärtige Politik Preußens 1858—1871.

Zur Aktenveröffentlichung der Historischen Reichskommission.

Von

Ernst Schüle.

I.

Seit einem Jahrzehnt ungefähr steht die historische Erforschung der jüngsten Vergangenheit im Zeichen der amtlichen Aktenpublikationen. Trotz allen prinzipiellen Einwänden und politischen Bedenken, die solchen zusammenhängenden Veröffentlichungen archivalischer Quellen zur politischen Geschichte einer Epoche entgegenstehen, welche die ältere Generation der Zeitgenossen noch selbst durchlebt hat, hat die eigentümliche Literaturgattung der Aktenpublikation steigende wissenschaftliche und politische Bedeutung gewonnen. „Die große Politik der europäischen Kabinette", das amtliche deutsche Dokumentenwerk, hat die Reihe der Aktenpublikationen zur Vorgeschichte des Weltkrieges eröffnet und das Beispiel gegeben, dem England, Frankreich, Österreich und Rußland gefolgt sind und dem weitere Staaten noch folgen werden, Italien namentlich und hoffentlich auch Serbien. Aus der deutschen Publikation waren es insbesondere die ersten sechs Bände, die einen gewaltigen Eindruck hervorriefen: sie vermittelten ein prachtvoll einheitliches Bild von der deutschen Außenpolitik in den 20 Jahren der Führung Bismarcks. Die Beschuldigungen, die ein dem deutschen feindseliger Standpunkt über die Ära Bismarcks immer noch aufrecht erhalten hatte, waren ebenso gründlich widerlegt wie die Befürchtungen über das mögliche Auftauchen belastenden Materials, die man in Deutschland selbst gehegt hatte. Aus den ersten Bänden der deutschen Aktenpublikationen war ein Denkmal für die Friedenspolitik Bismarcks geworden. So wurde es dann auch als „nationale Ehrenpflicht und als politisches Bedürfnis"[1] zugleich empfunden, dieses Werk fortzusetzen, d. h. in einer weiteren großen Veröffentlichung

---

von vornherein verzichtet werden. Rezensionen der einzelnen Schriften bilden nicht besondere Nummern, sondern werden mit b, c, d usw. aufgezählt. Es fehlt die ausgleichende und bessernde Abschlußleistung des Verfassers, die manche Druckfehler u. dergl. beseitigt hätte; einzelnes ist ausführlicher, anderes zu knapp genannt; das ganze bleibt eine hochverdienstliche Leistung; die Gliederung des Stoffes imponiert schon durch ihre Präzision.

[1] Vorwort der Historischen Reichskommission, Bd. I, S. 5.

und gewissermaßen im Anschluß an die „Große Politik", archivalisches Quellenmaterial zur Geschichte der auswärtigen Politik Preußens vom Beginn der „neuen Ära" bis zur Reichsgründung zu edieren. Dieser Aufgabe hat sich die im Jahre 1928 unter dem Vorsitz Friedrich Meineckes ins Leben gerufene Historische Reichskommission in ihrem groß angelegten Werk: „Die auswärtige Politik Preußens 1858—1871"[2] unterzogen. Gewissermaßen das Seitenstück dazu ist die Aktenveröffentlichung des Wiener Historikers Heinrich Ritter von Srbik, die die „Quellen zur deutschen Politik Österreichs 1859—1866"[3] erschließen will.

Entsprechend dem Zweck der Aktenveröffentlichung der Historischen Reichskommission, die die auswärtige Politik Preußens und damit das Werden des Deutschen Reiches inmitten der europäischen Staatengesellschaft und trotz allen Widerständen von außen beleuchten soll, beschränkte sich die Edition nicht auf die Verarbeitung lediglich der preußischen Aktenbestände, d. h. auf die Benutzung des Politischen Archivs des Auswärtigen Amtes in Berlin, des Reichsarchivs in Potsdam, des Preußischen Geheimen Staats-

[2] Das Werk der Historischen Reichskommission trägt den Titel: „Die auswärtige Politik Preußens 1858—1871." Diplomatische Aktenstücke herausgegeben von der Historischen Reichskommission unter Leitung von Erich Brandenburg, Otto Hoetzsch, Hermann Oncken. 1932 ff. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O. Die Publikation wurde in drei Abteilungen gegliedert: Die Leitung der ersten Abteilung, die in zwei Bänden die Periode der „Neuen Ära" bis zur Berufung Bismarcks umfaßt, übernahm Otto Hoetzsch, mit der Bearbeitung wurde Dr. Christian Friese betraut. Hermann Oncken übernahm die Leitung der zweiten Abteilung, die in fünf Bänden von der Berufung Bismarcks bis zum Prager Frieden führt und von Dr. Rudolf Ibbeken bearbeitet wurde, und Erich Brandenburg die der dritten Abteilung, die gleichfalls in fünf Bänden die auswärtige Politik Preußens und des Norddeutschen Bundes bis zur Begründung des Reichs behandelt und mit deren Bearbeitung Dr. Herbert Michaelis betraut wurde. Bis jetzt sind erschienen: der erste Band der ersten Abteilung (November 1858 bis Dezember 1859; im folgenden zitiert: Bd. I): der 3. und 4. Band der Gesamtreihe (1. und 2. Band der zweiten Abteilung von Oktober 1862 bis April 1864; zitiert: Bd. III und IV), und der 8. Band der Gesamtreihe (1. Band der 3. Abteilung, August 1866 bis Mai 1867, zitiert: Bd. VIII).

[3] Der volle Titel der Srbikschen Publikation lautet: „Quellen zur deutschen Politik Österreichs 1859—1866." Unter Mitwirkung von Oskar Schmid, herausgegeben von Heinrich Ritter von Srbik. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O./Berlin. Bis jetzt ist der erste Band erschienen, der den Zeitraum vom Juli 1859 bis November 1861 umfaßt (zitiert: Srbik, Bd. I); er zählt als 29. Band in der Reihe der „Deutschen Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts", herausgegeben durch die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

archivs in Berlin-Dahlem und des Brandenburg-Preußischen Hausarchivs in Charlottenburg. Sie bezog vielmehr darüber hinaus auch die Bestände mittelstaatlicher und ausländischer Archive in ihre Arbeit ein, so des Hessischen Staatsarchivs in Darmstadt, des Badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe, des Bayerischen Geheimen Staatsarchivs in München, des Württembergischen Staatsarchivs in Stuttgart, des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien, des Allgemeinen Reichsarchivs im Haag, des Reichsarchivs in Kopenhagen, des Public Record Office in London, des Centrarchivs in Moskau, der Archive der Außenministerien in Paris und Rom, des Reichsarchivs in Stockholm und des Staatsarchivs in Turin. Dadurch hat die Publikation einen europäischen Umkreis gewonnen — das Bild der preußischen Außenpolitik ließ sich so in der Tat „auch in seiner fortlaufenden Spiegelung in der ausländischen Berichterstattung“[4] vertiefen. Die Erweiterung des Bereichs der Forschungsarbeit, die auf diese Weise erreicht wurde, verdient um so größeren Beifall, als die Publikation jene „bündnislose“ Epoche der europäischen Staatengeschichte zum Gegenstand hat, in der die Verflechtung der zwischenstaatlichen Beziehungen innerhalb des „europäischen Konzerts“ größer war als in irgendeiner anderen, und wo vor allem zunächst der auswärtigen Politik Preußens innerhalb desselben eher die Rolle eines Komparsen zukam, als die eines ebenbürtigen Mitspielers.

Dem Grundsatz der Verarbeitung fast aller überhaupt in Betracht kommender Aktenbestände mußte natürlich ein Editionsprinzip zur Seite treten, das den Stoff auf die räumlich gesteckten Grenzen beschränkte, ohne die Hauptaufgabe, die sich die Publikation setzt, selbst einzuschränken, d. h. ohne wesentliche Momente der auswärtigen Politik Preußens unberücksichtigt zu lassen. Diese stoffliche Beschränkung mußte zunächst die deutsche Politik betreffen. Die deutsche Frage ist nur insoweit in den Umkreis der Publikation einbezogen worden, als sie europäisches Problem ist, und als solches entweder die Auseinandersetzungen zwischen Preußen und Österreich bestimmt oder in die Politik der übrigen Großmächte hereinspielt. Dagegen wurde auf die Wiedergabe von Aktenstücken verzichtet, die sich lediglich auf Verhandlungen zwischen Preußen und den Bundesstaaten über innerdeutsche Probleme beziehen. (An dieser Stelle setzt jedoch die von Srbik herausgegebene Serie ein, die — vom Blick-

[4] Vorwort der Historischen Reichskommission, Bd. I, S. 6.

punkt der österreichischen Politik aus — gerade die deutsche Politik zum Gegenstand hat und so für die Publikation der Historischen Reichskommission eine wesentliche Ergänzung bildet.) Die übrigen Hauptthemen der preußischen Außenpolitik kommen aber sämtlich zur Sprache, wobei es naturgemäß weithin dem subjektiven Ermessen der Bearbeiter überlassen bleiben mußte, zu beurteilen, welche Fragen und Problemkreise stärker berücksichtigt werden sollten, und welche als weniger wichtig beschränkt werden durften: eine absolute Vollständigkeit, wenn auch nur bei den wichtigsten und am breitesten behandelten Fragenkomplexen zu erreichen, war natürlich von vornherein unmöglich.

Die Ausdehnung des Arbeitsbereiches erforderte es desgleichen, daß darauf verzichtet wurde, sämtliche Aktenstücke in ihrem Originalumfang abzudrucken. Dies hätte unvermeidlich zu Wiederholungen und entbehrlichen Längen geführt. So empfahl sich auch nach der Entscheidung, daß ein Aktenstück aufgenommen werden sollte, noch eine Prüfung über die Aussagekraft seiner einzelnen Bestandteile, um dann durch ein ausgebautes System von Kürzungen und Zusammenziehungen nur das Wesentliche und Neue seines Inhalts im Wortlaut wiederzugeben. Dieses System ist mit größtem Erfolg zur Anwendung gebracht worden und führte zu einer beträchtlichen Raumersparnis. Die Zusätze, Bemerkungen und Regesten der Bearbeiter sind auch äußerlich sofort erkennbar (sie wurden stets kursiv gesetzt). Obwohl einer solchen Behandlung der Aktenstücke natürlich auch prinzipielle Bedenken entgegenstehen, so ist doch zu sagen, daß einmal bei der Fülle des verarbeiteten Materials sich ein anderer Weg wohl kaum als gangbar erwiesen hätte, und daß zweitens dieses Prinzip um so mehr zu rechtfertigen ist, je weniger von der Forschung umstritten die Epoche ist, aus der die Dokumente ediert werden. Was bei einem Quellenwerk zur unmittelbaren Vorgeschichte des Weltkriegs unmöglich erscheint, war bei einem Werk wie dem der Historischen Reichskommission geboten. Durch ausführliche Inhaltsverzeichnisse wird auch dafür gesorgt, daß die ohne Rücksicht auf ihren chronologischen Standort in Fußnoten und Zusammenziehungen verwerteten Aktenstücke jeweils dann auch in ihrer zeitlichen Folge aufgeführt werden.

Im übrigen ist die Anordnung des Stoffes streng chronologisch. Eine Einteilung nach Sachgruppen hätte sich bei der Mannigfaltigkeit der Provenienz der Dokumente wohl

kaum durchführen lassen, und wurde wohl nicht zuletzt auch auf Grund der Erfahrungen, die mit der „Großen Politik der Europäischen Kabinette“ gemacht worden sind, mit Recht vermieden. Da das Präsentationsdatum wohl bei vielen Aktenstücken nicht festzustellen war (wo dies festgestellt werden konnte ist es besonders vermerkt), erfolgte die Anordnung immer nach dem Ausstellungsdatum. Besondere Erwähnung verdient die Sorgfalt, mit der die Namen der Konzipienten, soweit dies feststellbar war, aufgeführt werden, mit der die Randbemerkungen der Minister oder der Monarchen wiedergegeben werden, mit der (bei Konzepten) Zusätze und Abänderungen vermerkt sind (meist sogar mit Angabe des ursprünglichen Wortlautes). So wird auch im einzelnen der Grundsatz der Historischen Reichskommission gerechtfertigt, den Wiederabdruck schon publizierter Stücke, die für das Verständnis des Ganzen erforderlich waren, nicht zu scheuen. Denn nur auf dem Hintergrund des ganzen diplomatischen Schriftwechsels konnte die gewaltige geistige Arbeit eines Bismarck gebührend in Erscheinung treten. Hätte man darauf verzichtet, die in der Friedrichsruher Ausgabe der Gesammelten Werke Bismarcks von Friedrich Thimme schon abgedruckten Schriftstücke und Erlasse wiederzugeben, so hätte der Publikation an der entscheidenden Stelle das Rückgrat gefehlt. Und, wie gesagt, zur erwünschten Vollständigkeit gesellt sich der — im Rahmen der Gesammelten Werke nicht denkbare — Vorzug der editionstechnisch genaueren Bearbeitung, die das Werk der Historischen Reichskommission als unentbehrliche Grundlage und zugleich Ergänzung für die wissenschaftliche Benutzung der „Gesammelten Werke“ erscheinen läßt.

Schließlich ist es die, besonders im ersten Band, bis ins letzte durchgeführte stoffliche Konzentration im Anmerkungenapparat, die uneingeschränkte Anerkennung erfordert. Dadurch ist es den Bearbeitern gelungen, das sekundäre Material, teils in Regesten, teils im Wortlaut gleichfalls zu verwerten, das für die Erforschung irgendeines Spezialzusammenhanges sehr aufschlußreich ist und insbesondere für die Politik der übrigen Großmächte — soweit sie nicht zum engeren Hauptthema der Publikation gehört und über die direkten Beziehungen mit Preußen hinausführt — recht viel Neues bringt. Außerdem aber liegt in dem reichhaltigen Fußnotenapparat auch eine sachliche Bindekraft und ein natürliches Gegengewicht gegen die auch dem Prinzip der chronologischen Anordnung an-

haftenden Mängel, die durch ein ausgebautes System von Verweisungen ausgeglichen werden.

Es liegt im Charakter des von der Publikation bearbeiteten Zeitraumes begründet, daß der Leser mitunter wohl eine stärkere Berücksichtigung der innerpolitischen Lage Preußens wünschte. Waren doch gerade in den Jahren der „Neuen Ära“ die Zusammenhänge zwischen innerer und äußerer Politik so eng, daß die schwankenden und keineswegs zielstrebigen Linien der auswärtigen Politik Preußens oft nur aus der Verflechtung mit den innerpolitischen (und deutschen) Verhältnissen zu erklären sind. Vielleicht hätte sich durch eine Einbeziehung der Kronratsprotokolle in das Aktenwerk eine Brücke zur Kennzeichnung der inneren Lage des preußischen Staates in der behandelten Epoche schlagen lassen. Jedoch soll eine Bearbeitung der Kronratsprotokolle, soweit wir wissen, einer späteren Publikation der Historischen Reichskommission vorbehalten bleiben; gleichwohl ist die Lücke an dieser Stelle spürbar.

Auch gegen den zeitlichen Einsatzpunkt, an dem die Publikation beginnt, bestehen prinzipielle Bedenken. Der Beginn der „Neuen Ära“ muß als innerpolitisch-preußisches Ereignis angesehen werden, dem für die auswärtige Politik Preußens keinesfalls die Bedeutung einer Zäsur zukommt. Der große Einschnitt für die Geschichte der europäischen Staatenbeziehungen liegt vielmehr im Jahr 1856, wo mit dem Ausgang des Krimkrieges die grundsätzliche Veränderung im europäischen Staatensystem eintrat, die für die am Krieg beteiligten Staaten gleichermaßen gilt, wie für die Unbeteiligten, also z. B. Preußen. Mag auch dieser Standpunkt ex post, d. h. von der glänzenden Entwicklung der Preußischen Außenpolitik in den folgenden Jahrzehnten her gesehen, nicht ohne weiteres einleuchtend erscheinen, so ist er jedenfalls der für eine rein historische Betrachtung gegebene — seine Berechtigung wurde z. B. auch von Bismarck selbst stärkstens gefühlt. Freilich ist dieser Mangel z. T. dadurch wieder behoben worden, daß Christian Friese in dem von ihm bearbeiteten ersten Band die Einführung in die gesamteuropäische Situation durch eine höchst sorgfältige Auswahl der Aktenstücke in gewisser Beziehung nachgeholt hat.

Im Unterschied zu dem Werk der Historischen Reichskommission bezeichnet es die Aktenveröffentlichung Heinrich von Srbiks, von der der erste Band nunmehr vorliegt, als ihre Aufgabe, „der auf Bismarck und auf Preußen ge-

richteten großen Forschung und Quellenausgabe ein österreichisches Seitenstück zu schaffen". Srbik will vom Zentrum Wien und vom Blickpunkt des österreichischen Staates aus die Beziehungen der österreichischen Politik zu Preußen, dem Deutschen Bund als Gesamtheit und zu den deutschen Mittelstaaten beleuchten. „Den weit überwiegenden Grundstock" der Quellen für diese Publikation bilden die Bestände des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Daneben wurden noch herangezogen die noch im Familienbesitz befindlichen Privatarchive Rechbergs, Mensdorffs, Esterházys, Biegelebens und Schmerlings, sowie die Archive von Berlin, München und Dresden.[5] Hinsichtlich der Anordnung der Aktenstücke und in der Frage des nochmaligen Abdrucks schon publizierter Dokumente unterscheidet sich das Srbiksche Werk nicht wesentlich von dem der Historischen Reichskommission. Freilich ist die editionstechnische Behandlung der Aktenstücke eine ganz verschiedene. Die Dokumente gelangen ausnahmslos — bei ganz geringfügigen Weglassungen von formelhaften Phrasen, Hofnachrichten usw. — in ihrem Originalumfang zum Abdruck. Der Anmerkungenapparat fällt fast vollkommen weg. Dadurch läßt der bis jetzt vorliegende Band jene stoffliche Konzentration vermissen, die dem Werke der Historischen Reichskommission vor allem eignet. Denn der erstere Entschluß hätte eigentlich — bei der dadurch bedingten stärkeren Siebung — eine um so genauere und reichhaltigere Kommentierung in den Fußnoten zur Folge haben müssen. Daß Srbik darauf verzichten mußte, hat seinen Grund in den beschränkten materiellen Mitteln und wissenschaftlichen Hilfskräften, die ihm zur Verfügung standen. Freilich rechtfertigt die Tatsache, daß er im zweiten Band einer schon in Bearbeitung befindlichen Darstellung: „Vom alten Reich bis Königgrätz" auch das zunächst unter den Tisch gefallene Begleitmaterial verarbeiten will, wiederum weithin das eingeschlagene Verfahren. Nichtsdestoweniger bleibt das Fehlen des sekundären Materials und der Kommentierung ein Nachteil der Textpublikation und beeinträchtigt ihre Benutzbarkeit für die Forschung.

Zum Sachlichen ist zu sagen, daß die Beschränkung auf die „deutsche Politik" Österreichs den Rahmen der internationalen diplomatischen Position Wiens mitunter sehr vermissen läßt. So findet sich naturgemäß auch nur ganz

---

[5] Besonders zu begrüßen ist die Heranziehung des Dresdner Hauptstaatsarchivs, das in der Publikation der Historischen Reichskommission aus nicht ganz ersichtlichen Gründen übergangen worden ist.

wenig Material über die Balkanpolitik der Monarchie und über die Beziehungen zu Petersburg. Auch die außerordentlich vielschichtige Wechselwirkung zwischen der deutschen und der europäischen Politik Österreichs kommt in dem ersten Bande (also zu einem Zeitpunkt, wo doch die italienische Frage außenpolitisch durchaus im Vordergrund steht) nicht ganz befriedigend zum Ausdruck. Es ist aber bestimmt zu erwarten, daß Heinrich von Srbik diese Linien in der Darstellung, die er vorbereitet, nachziehen wird.

II.

Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, in ganz großen Zügen für die ersten Bände der „Auswärtigen Politik Preußens" die Fragenkomplexe zu umreißen, die der Forschung dadurch gestellt werden, wobei es sich — im Rahmen der Zeitschrift für osteuropäische Geschichte — in erster Linie darum handelt, den Ertrag, den die Bände für die osteuropäische Geschichtswissenschaft liefern, in Kürze zu kennzeichnen.

Die Aufgabe, aus dem Material des ersten Bandes, den Christian Friese bearbeitet hat, die großen Linien der Geschehnisse herauszuarbeiten, ist nicht leicht, da der preußischen Politik dieser Monate eben die klaren Umrisse fehlen. Sie wird nicht beherrscht von einer überragenden Persönlichkeit; neben Bismarck, der sowohl von Frankfurt, wie auch von Petersburg aus eine eigene politische Linie verfolgt, die zwar mit dem offiziellen Kurs des Berliner Kabinetts nicht in offenem Widerspruch steht, aber doch auch keineswegs mit ihm konform ist, ist es vor allem Schleinitz, dessen Gestalt durch diesen Band in eine wesentlich neue Beleuchtung rückt. Im Gegensatz zu dem scharfen und von Haß erfüllten Urteil Bismarcks und einer einseitig auf eine Apotheose seiner Politik ausgerichteten Geschichtsschreibung tritt uns aus den Akten ein Mann entgegen, der mit achtbarem diplomatischen Talent, zäh und zielbewußt eine mittlere Linie verfolgen will zwischen den deutschen Aufgaben Preußens, die er ganz gewiß nicht nur im österreichischen Fahrwasser erreichen möchte, und der Position Preußens als europäischer Macht, die eine aktive deutsche Politik eben ungeheuer erschwert, ganz abgesehen von den moralischen Bedenken, die der Prinzregent selbst vor einem Bruch des „legitimen Rechtes" hegt. Friese geht in der Bearbeitung des Aktenmaterials auch davon aus und gibt mit Recht Nuancen und Einzelzüge wieder. Es ist auch durchaus zu begrüßen, daß der Hauptnachdruck auf die ersten

Monate des Jahres 1859 gelegt wird, „in denen das Akutwerden der italienischen Krise die europäischen Verhältnisse in Fluß brachte, und das Ziel Preußens, an der Spitze Deutschlands eine gewichtigere Stellung im europäischen Staatensystem zu gewinnen, in erreichbare Nähe gerückt schien".[6] Im ganzen bringt der Band (mit Ausnahme der Berichte Bismarcks, die jedoch nur einen verhältnismäßig geringen Raum einnehmen) so viel neues und wesentliches Material, daß er als der geschlossenste und interessanteste von den bisherigen erscheint. Christian Friese hat selbst in seinem Buche „Rußland und Preußen vom Krimkrieg bis zum polnischen Aufstand"[7] die Seite der preußischen Politik behandelt, die uns auch an dieser Stelle am meisten interessiert, so daß wir uns im folgenden auf einen knappen Umriß beschränken können.

Die deutsche Frage oder, genauer, das Problem der Vorherrschaft in Deutschland, und ganz speziell die Frage der Waffenhilfe für Österreich im italienischen Konflikt ist der eigentliche Drehpunkt der preußischen Politik in diesem Zeitraum. Wie dieses Problem sich in der europäischen Politik widerspiegelt, das sind die einzelnen Variationen zu diesem Grundthema. Dabei ist die Frage der russisch-preußischen Beziehungen, die vor und während des italienischen Krieges eine Periode höchster Spannung durchlaufen, besonders aufschlußreich, dank dem reichen Material, das zum großen Teil den bis jetzt unausgeschöpften Beständen des Moskauer Zentrarchivs entnommen wurde.

Daß der Zeitpunkt, an dem die Publikation einsetzt, nicht sonderlich günstig gewählt ist, zeigt auch eine solche Betrachtung. Man muß die europäische Konstellation im Herbst 1858 und die bedeutungsvolle Verschiebung des Kräfteverhältnisses seit dem Ausgang des Krimkrieges kennen, um die Sprache der Dokumente von Anfang an zu verstehen: Frankreich und Rußland in der europäischen und besonders in der orientalischen Politik enger zusammengehend, als es vielleicht ihrem wirklichen Verhältnis entsprach, England formell noch an der Allianz mit Napoleon festhaltend, in Wirklichkeit aber vor allem in den orientalischen Fragen mehr auf seiten Österreichs und aus innerpolitischen Gründen mit dem Preußen der „Neuen Ära" sympathisierend, Österreich überall in der Defensive und in seiner orientalischen Politik in stärkstem Gegensatz

[6] Vorwort Ch. Frieses, Bd. I, S. 11.

[7] Band 11 der „Osteuropäischen Forschungen", Berlin-Königsberg 1931.

zu Rußland, Rußland einzig und allein bestrebt, aus seiner ihm durch den Ausgang des Krimkrieges aufgezwungenen defensiven Europapolitik Kapital für eine offensive Orientpolitik zu schlagen. Zunächst ist der Eindruck, den die „neuen Männer“ der preußischen Regierung in Rußland machen, ein denkbar ungünstiger. Kaum einen Monat vorher, bei der Zusammenkunft in Warschau (Oktober 1858), hatte Gorčakov noch den bestimmten Eindruck gewonnen, daß es zu einem Systemwechsel in Preußen nicht kommen werde. Der russische Gesandte in Berlin, Baron Budberg, der — den Traditionen Meyendorffs folgend — in nahen Beziehungen zu den preußischen Konservativen stand, charakterisiert das neue Kabinett als eine „invention de Madame la Princesse de Prusse“ und die neuen Männer als „médiocrités aggressives“; von ihrer Politik befürchtet er „une opposition acharnée contre tout le système politique que nos intérêts nous commandent à soutenir“.[8] Ein enger Zusammenschluß zwischen Preußen, Österreich und England stehe in Aussicht, als Gegengewicht gegen den eventuellen Druck, den Rußland und Frankreich auf Europa auszuüben verdächtigt würden. Dieser Eindruck verschlechterte sich noch, als Preußen anfing, in der Orientpolitik eigene Wege zu gehen und Schleinitz, der als erster in den orientalischen Fragen eine Kompensationsmöglichkeit für die preußische Außenpolitik erblickte, mehr Zurückhaltung als unter Manteuffel forderte. Dazu flößt der russischen Regierung die ausgesprochen frankreichfeindliche Haltung des neuen preußischen Kabinetts angesichts der bevorstehenden Ereignisse große Besorgnis ein.[9]

Nach der Neujahrserklärung Napoleons III. an den österreichischen Botschafter in Paris steigt die Unruhe in Berlin immer mehr. Man hat allgemein das Gefühl, daß Napoleon in die Fußtapfen seines Onkels treten will, um anläßlich des Konflikts in Italien Österreich auf die Knie zu zwingen und sich dann auf Preußen und Deutschland zu stürzen. So sagt der Prinzregent dem russischen Gesandten ins Gesicht: „La France n'a rien à voir dans les relations de l'Autriche en Lombardie. Son ingérence ne serait donc motivée que par la volonté de déchirer les traités existants et de bouleverser le repos de l'Europe. Or, nous sommes intéressés à les garder intacts. Elle n'a aucun grief réel à articuler contre l'Autriche qui n'a rien fait

[8] Budberg an Gorčakov, Bd. I, S. 55, Nr. 5.
[9] Vgl. Budberg an Gorčakov, Bd. I, S. 95, Nr. 32.

pour la provoquer."[10] Es ist bezeichnend für die Stimmung des Caren, daß er diese Äußerung als ganz selbstverständlich ansah, und dazu bemerkte: „Si quelque chose peut encore calmer la France, c'est l'attitude que la Prusse compte adopter dans le cas d'une guerre avec l'Autriche; voilà pourquoi il faut absolument que nous ne lui cachions pas ce que nous en savons."[11] Dem entsprechen auch die Eindrücke des preußischen Gesandten in Petersburg. Er gibt zu, daß das Verhältnis zwischen den beiden Kabinetten von Paris und Petersburg ein denkbar intimes ist, das sich vor allem auf das völlige gegenseitige Einvernehmen in den orientalischen Fragen stütze, stellt aber doch als das Ergebnis seiner Unterredungen mit Gorčakov fest, „daß das Einverständnis zwischen Rußland und Frankreich sich niemals zum Nachteil Preußens, Deutschlands und rein deutscher Interessen gestalten könne und werde". Eine Garantie dafür liege in den innigen Beziehungen des Caren zu dem Königlichen Hofe.[12]

Allein schon im Laufe des nächsten Monats kommt es zu einer deutlicheren Abzeichnung der Fronten. Palmerston ist der erste, der in Berlin vor einem zu großen Vertrauen auf die alte preußisch-russische Freundschaft warnt: „la Russie ne manquerait pas d'attaquer la Prusse, si celle-ci attaquait la France". Sein Gedanke ist, Österreich für die Aufgabe seiner italienischen Provinzen mit den Donaufürstentümern zu entschädigen und dadurch zugleich eine feste Barriere gegen das Vordringen Rußlands im nahen Orient zu schaffen.[13] Trotzdem ist man in Berlin äußerst bestürzt, daß Gorčakov das Ansuchen, sich der Vermittlungsaktion Englands und Preußens anzuschließen, rundweg ablehnt, mit der lakonischen Begründung, daß ihm die Interessen Frankreichs mehr am Herzen lägen als die Österreichs. Da eine Vermittlungsaktion Unparteilichkeit voraussetze, könne Rußland logischerweise sich nicht darauf einlassen. Preußen aber solle es sich wohl überlegen, ob es die österreichische Position in Italien zu verteidigen habe. „Pour le cas où la Prusse prenait cette dernière résolution cette attitude serait peut-être chevaleresque, noble; mais il lui paraissait très douteux, si elle serait d'une bonne politique. Dans d'autres temps le Gouvernement russe avait

---

[10] Budberg an Gorčakov, Bd. I, S. 172, Nr. 86.

[11] Randbemerkung des Caren zum Bericht Budbergs, Bd. I, S. 174, Nr. 86.

[12] Werther an den Prinzregenten, Bd. I, S. 187, Nr. 95.

[13] Bernstorff an den Prinzregenten, Bd. I, S. 193, Nr. 98.

aussi fait de la politique de sentiments, et dans les premières années de mon séjour à St. Pétersbourg j'avais été à même de pouvoir observer où cette politique avait mené les destinées de la Russie. La Prusse devait avant tout penser aux intérêts prussiens, se placer, comme il lui revient de droit, à la tête de l'Allemagne, y arriver à cette prépondérance, qui fait l'objet de ses justes voeux et que l'Autriche ne cessera jamais de lui contester. Le moment était venu pour accomplir ce désir, si la Prusse savait en profiter, tout en restant un loyal allié de l'Autriche. Une attitude ferme de la Prusse pour sauvegarder uniquement l'intégrité de la Confédération germanique réunirait toute l'Allemagne autour de son drapeau"[14] — so resümiert Werther die Sprache Gorčakovs. Freilich, Gorčakov hatte es leicht, Preußen in einem Augenblick eine aktive deutsche Politik zu empfehlen, wo ganz Deutschland Preußens historische Aufgabe in der Unterstützung des österreichischen Bundesgenossen gegen den Erbfeind der Deutschen, Napoleon, erblickte! In demselben Sinne wirkt Budberg in Berlin: „Vous êtes extrêmement forts," so ermahnte er Schleinitz, „tant que vous vous maintiendrez sur le terrain où vous vous êtes placés. Votre voix est décisive. Mais du moment où le moindre pas vous ferait dévier de la ligne que vous vous êtes tracée, vous vous trouveriez entraînés dans un labyrinthe dont vous ne connaissez pas vous-mêmes l'étendue. Attendez donc du moins pour savoir où l'on veut vous mener et mesurez l'espace que vous consentiriez à parcourir."[15] Diese klar ausgesprochene Warnung verfehlt ihre Wirkung in Berlin nicht. Der Prinzregent entgegnet jetzt dem österreichischen Gesandten, der vom deutschen Einverständnis redet, sehr ruhig mit der Frage: „Wo steht der Feind? Preußen hat abzuwarten, welche Haltung Rußland annehmen wird, sonst könnte es zwischen eine Kneipzange geraten."[16] Aber auch in Petersburg hat die Erkenntnis, wie weit die Dinge in Preußen und in Deutschland schon auf des Messers Schneide stehen, eine gewisse Abkühlung zur Folge, die sich in den Verhandlungen mit Frankreich deutlich auswirkt.[17] Der Car geht in seiner Loyalität sogar so weit, daß er am Tage vor der Unter-

[14] Werther an den Prinzregenten, Bd. I, S. 210, Nr. 112.

[15] Budberg an Gorčakov, Bd. I, S. 223, Nr. 121.

[16] Koller an Buol, Bd. I, S. 238, Nr. 132.

[17] Vgl. darüber: Ernst Schüle, „Die Verhandlungen zwischen Rußland und Frankreich vor dem italienischen Krieg", Zeitschrift für osteuropäische Geschichte, Bd. VIII, Neue Folge Bd. IV, Heft 2, S. 188—221.

zeichnung des geheimen Vertrages mit Frankreich dem preußischen Militärbevollmächtigten den wesentlichen Inhalt desselben mit den Worten bekannt gibt: „Ich tue alles für den Frieden, kommt es aber dennoch zum Kriege, dann handele ich allein im Vorteil Rußlands und tue gegen Österreich nur gerade das, was es durch Truppenaufstellung damals gegen Rußland getan."[18] So ist auch für Rußland die Stimmung in Preußen und Deutschland eine Mahnung, es nicht zu einer offensiven Bindung an Frankreich, die Napoleon mit allen Mitteln erstrebte, kommen zu lassen.

Nach diesen entscheidenden Wochen, vom Januar bis zum März 1859, in denen sich die gegenseitigen Fronten abzeichneten, führen die Akten weiter durch die Krisenmonate, in deren Verlauf wir noch drei Phasen unterscheiden: die Verhandlungen um den Kongreßvorschlag Gorčakovs, die Zeit der Hochspannung während des Konfliktes in Italien infolge der preußischen Mobilmachung, in der die russische Politik gleichermaßen Preußen gegenüber loyal bleibt, aber auch in aller Deutlichkeit wissen läßt, daß ein Eingreifen Preußens und Deutschlands in den Krieg „die allgemeine Konflagration" zur Folge hätte, und schließlich nach dem Frieden von Villafranca die — zum mindesten gefühlsmäßige — Rückkehr zur Politik der konservativen Interessen, versinnbildlicht durch die Zusammenkunft des Caren und des Prinzregenten in Breslau. Preußen ist verärgert über das Verhalten Englands, das während des Krieges immer seine Solidarität mit Preußen betont hat und nunmehr offen die „Revolution" in Italien auf Kosten Österreichs begünstigt, und Rußland ist nicht weniger enttäuscht über Frankreich, da es durch seine bewaffnete Neutralität zugunsten Napoleons nichts erreicht hat und insbesondere in der orientalischen Frage und für die Liquidierung der ihm lästigen Bedingungen des Pariser Friedens um keinen Schritt weitergekommen ist.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß die Geschichte des Jahres 1859 durch diesen ersten Band der Publikation eine wesentliche Bereicherung erfährt. Auch der zweite Band, mit dessen Erscheinen demnächst zu rechnen ist, verspricht einen reichen Ertrag. Dann wäre es freilich eine sehr lohnende Aufgabe, eine Gesamtdarstellung der „Neuen Ära" in Preußen zu versuchen, die unter Auswertung des edierten Aktenmaterials auch die geistesgeschichtlichen Voraussetzungen und — neben den außenpolitischen —

---

[18] Bericht Loëns, Bd. I, S. 332, Nr. 197.

auch die innerpolitischen Probleme dieser entscheidenden Epoche der preußischen und deutschen Geschichte berücksichtigen müßte, die von der Ära Bismarcks nicht nur abgelöst und überwunden wurde, sondern ihr zugleich auch geschichtliche Grundlage geworden ist.

III.

Der dritte Band der Publikation der Historischen Reichskommission beginnt mit dem Oktober 1862 und führt bis September 1863. Der Bearbeiter betont in seinem Vorwort mit Recht, daß mit dem Eintritt Bismarcks in die Leitung der auswärtigen Politk Preußens auch für die Herausgabe des diplomatischen Schriftwechsels ein Zeitraum beginnt, „dessen Bedingungen im Vergleich zu den voraufgegangenen Jahren in vieler Hinsicht neu sind".[19] Die klare Richtung, die während der „Neuen Ära" der preußischen Außenpolitik fehlte, die zielbewußte Führung und die Einheitlichkeit der politischen Willensbildung erleichtern zwar die Auslese des Materials, die zahlreichen neuen Probleme und die weit größere europäische Bedeutung der preußischen Politik bedingen aber ein starkes Anschwellen des Stoffes und erhöhen die Schwierigkeit der Beschränkung. Dazu hatten sich die Bände III und IV in ganz anderem Maße als die erste Abteilung mit den bisherigen Publikationen, vor allem mit der großen Friedrichsruher Ausgabe der Gesammelten Werke Bismarcks, auseinanderzusetzen. Um „das lebendige Wechselspiel von Erlaß und Bericht"[20] wiederzugeben, durfte der Bearbeiter nicht darauf verzichten, die meisten der Erlasse Bismarcks, als das eigentliche Kernstück des ganzen diplomatischen Schriftwechsels erneut zum Abdruck zu bringen. Andererseits boten die Bestände der ausländischen Archive, in erster Linie das Moskauer Zentrarchiv, für den behandelten Zeitraum viel neues und aufschlußreiches Material, das in dem breiten Rahmen der Publikation auch für diesen Zeitraum vollauf zur Geltung kommen konnte. Durch die Fülle des Stoffes sah sich der Bearbeiter allerdings gezwungen, in noch stärkerem Maße zu dem editionstechnischen Mittel der „Zusammenfassungen" zu greifen, während der im ersten Band in so vorbildlicher Weise bearbeitete Anmerkungenapparat weniger ausgebaut wurde.

Es ist aus den Akten deutlich spürbar, welch ein neuer Geist in die preußische Außenpolitik mit dem Eintritt Bis-

---

[19] Vorwort R. Ibbekens, Bd. III, S. 5.
[20] Vorwort R. Ibbekens, Bd. III, S. 6.

marcks in die Leitung der Geschäfte einzog. Die vermittelnde und bei aller Zähigkeit doch zu Kompromissen geneigte Politik Schleinitz' wird abgelöst von einer Form politischen Handelns, in der — bei noch ungleich komplizierterer Taktik, bei noch weit beweglicheren Methoden und trotz des Spiels mit den verschiedensten Möglichkeiten — eine weittragende politische Gesamtkonzeption sichtbar wird. Ohne daß auf Grund des bis jetzt vorliegenden Materials gesagt werden könnte, wie Bismarck sich die Lösung der deutschen Frage *im einzelnen* dachte — sie ist für ihn wie für seinen Vorgänger der eigentliche Drehpunkt auch in seiner europäischen Politik —, so hat er doch sicherlich die Austragung des preußisch-österreichischen Gegensatzes durch die bewaffnete Macht schon als unverrückbares Ziel im Auge gehabt. Denn aus einem anderen Motiv ist die ungeheuerliche Gefährdung der Existenz des preußischen Staates, zu der er es im ersten Jahre seiner Ministerschaft kommen ließ, schlechthin nicht erklärbar. Nur in dieser Gesamtkonzeption lassen sich auch die einzelnen seiner Aktionen richtig bewerten: so die Verhandlungen mit Österreich über einen Ausgleich zu Ende des Jahres 1862, deren Ernsthaftigkeit mit Recht bezweifelt werden darf, und die vor allem durch den Richtungswechsel in Frankreich, gekennzeichnet durch den Eintritt des österreich-freundlichen Drouyn de Lhuys ins französische Außenministerium, bedingt waren, sowie der Erwägungen, sich einem russisch-französischen Zweibund als drittes und verbindendes Glied anzuschließen. Für die Konstellation, die Bismarck zur Lösung der deutschen Frage vorschwebte, bedurfte es noch zweier grundsätzlicher Verschiebungen: *der endgültigen Entfremdung zwischen Rußland und Frankreich, sowie der politischen Isolierung Österreichs.*

Die polnische Frage gab der auf Aktivität hindrängenden Bismarckschen Außenpolitik das Mittel in die Hand, um das europäische Kräfteverhältnis nach diesen beiden Richtungen hin umzubilden. Von Anfang an verfolgte Bismarck die Vorgänge in Russisch-Polen mit der größten Aufmerksamkeit, um so mehr als er Grund zu der Annahme hatte, daß Gorčakov weithin für die Pläne des Großfürsten Konstantin und des Marquis Wielopolski gewonnen sei. Es lag in der Linie der vor allem doch gegen Österreich gerichteten Politik des russischen Außenministers, daß er dem Gedanken nicht abgeneigt war, „aus Polen einen natürlichen Zentralpunkt für das Slaventum zu machen, ge-

wissermaßen den Magnet, um den sich alle slavischen Länder gruppieren mußten und an welchem mit der Zeit die österreichische Monarchie zerschellen sollte".[21] Freilich war Gorčakov auch wieder elastisch genug, um seine polenfreundliche Haltung sofort aufzugeben, als die Bewegung in Polen zu Beginn des Jahres 1863 bedrohliche Formen annahm.

Damit ist aber auch der Augenblick für die Verwirklichung der Intentionen Bismarcks gekommen. Am 28. Januar schlägt das preußische Kriegsministerium dem König vor, eine einheitliche Zusammenfassung des Oberbefehls in den östlichen Grenzgebieten zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit (ähnlich wie im Jahre 1831) herzustellen, einen zuverlässigen Nachrichtenaustausch mit den Militärbehörden in Russisch-Polen zu organisieren und, um eine direkte Verbindung mit Warschau herzustellen, einen Offizier dorthin zu entsenden. Aus diesem Vorschlag erwächst Bismarck der Gedanke: der betreffende Offizier muß zuerst nach Petersburg, und erst dann nach Warschau entsandt werden, um durch direkte Einwirkung auf den Caren die polonophilen Kräfte in dessen Umgebung matt zu setzen. Dem mit der Mission betrauten General von Alvensleben erteilt er folgende Instruktion: Alvensleben hat in seinen Verhandlungen davon auszugehen, daß die Stellung beider Höfe der polnischen Revolution gegenüber „sachlich diejenige zweier Bundesgenossen ist, welche von einem gemeinschaftlichen Feinde bedroht werden". Die preußische Regierung wünsche, „daß dieses Verhältnis in dem Zusammenwirken der beiderseitigen Behörden und Streitkräfte bei Unterdrückung der Insurrektion seinen Ausdruck finde".[22] Dieses Angebot ist in erster Linie auf den Caren berechnet, der, gerührt von Preußens Willen zu tatkräftigem Beistand in so schwerer Stunde, seinem Außenminister denn auch sofort befiehlt, — sehr gegen dessen eigene Neigung — eine Konvention des erwünschten Inhalts mit dem General von Alvensleben aufzusetzen und zu unterzeichnen. Der Moment ist dafür in persönlicher wie in sachlicher Hinsicht besonders günstig: Gorčakov, durch seine französischen und polnischen Sympathien im Augenblick des ersten Aufloderns des Aufstandes kompromittiert, kann es nicht auf sich nehmen, gegen den Wil-

---

[21] Tettau an Bismarck, Bd. III, S. 196, Nr. 133.

[22] Bismarck an den Generaladjutanten v. Alvensleben, Bd. III, S. 223, Nr. 155.

len des Caren Stellung zu nehmen, der noch im Bann des ersten Schreckens über die blutige Insurrektion steht.

So beginnt die Aktion Bismarcks mit einem Erfolg in Petersburg selbst: es gelingt ihm, durch die Konvention den Caren und die Militärs seiner engeren Umgebung gegen die Polenfreunde (den Großfürsten Konstantin, Wielopolski und Gorčakov) auszuspielen[23] und damit die nach der Auffassung Bismarcks für den Bestand des preußischen Staates gefährliche, liberale Polenpolitik des russischen Kabinetts endgültig zu eliminieren. Das Zweite, was Bismarck mit der Konvention erreicht, ist, daß er vor Rußland und vor Europa den Nachweis erbringt, daß Preußen und Rußland in der polnischen Frage gemeinsame Interessen haben. Dadurch zwingt er den nach Frankreich tendierenden Gorčakov, zu der alten traditionellen Politik der gemeinschaftlichen konservativen Interessen und dynastischen Bindungen zurückzukehren. Und schließlich: Rußland gerät durch die energische Niederwerfung des polnischen Aufstandes in einen langdauernden Gegensatz zu Frankreich, dem Träger der Interventionspolitik. Dadurch gewinnt die Konvention die Bedeutung einer Peripetie der preußisch- und deutsch-russischen Beziehungen in dem Zeitraum vom Ausgang des Krimkrieges bis zur Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages.

Die einzelnen Phasen der nachfolgenden Ereignisse können hier nicht geschildert werden. Entstehungsgeschichte, Schicksal und Bedeutung der Alvenslebenschen Konvention für Preußen, für die preußisch-russischen Beziehungen und für Europa dürften wohl noch einmal in einer zusammenfassenden Darstellung unter Auswertung des in der Publikation gebotenen Materials behandelt werden. Die Rückzugsmanöver Bismarcks, zu denen er sich unter dem Druck der diplomatischen Intervention der Westmächte entschließen mußte, haben, nachdem die grundsätzliche Entscheidung gefallen war, nur episodische Bedeutung. Charakteristisch für die Gorčakovsche Politik ist die Art, wie er versucht, die Konvention zu umgehen und ihre Bedeutung abzuschwächen, nicht nur weil sie seinen Frankreich-Kurs durchkreuzt hat, sondern auch weil sie seinen empfindlichen Nationalstolz verletzt. Die Entschlossenheit, mit der Bis-

---

[23] Daß Bismarck selbst dieses Ziel vor Augen gehabt hat, beweist folgende Randbemerkung zu einem Bericht Goltz' an den Prinzregenten (Bd. III, S. 277, Nr. 206): „Die Konvention war eine Niederlage für Gortschakows feindliche Politik innerhalb des russischen Kabinetts — der Kaiser verwarf damit die panslawistische Polenfreundlichkeit Gortschakows und des Großfürsten Konstantin."

marck jedes Ausweichen seines russischen Partners vereitelt, geht so weit, daß er den Inhalt der Konvention ohne vorherige Anfrage in Petersburg, an der gefährlichsten Stelle, nämlich Napoleon selbst, zur Kenntnis gibt.

Mit größter Klarheit geht aber auch aus den Akten hervor, wie gefährlich sich die europäische Situation Preußens im Februar und März 1863 gestaltete, wie nahe man der Gefahr eines europäischen Krieges gekommen war und wie ungeheuer groß der Einsatz war, den Bismarck aufs Spiel setzte. Worum es ihm ging, ist in einem Privatbrief Bismarcks an Bernstorff klar ausgesprochen; Bismarck schreibt u. a.: „Dort [sc. in Rußland] ist die polenfreundliche Partei mit Gortschakow und Wielopolski an der Spitze und die in mannigfachen Abstufungen ein mehr oder weniger selbstständiges *polnisches* Polen in Warschau herstellen will, zugleich die Partei Frankreichs (und des *ehrgeizigen* Rußland, mit orientalischen Plänen). Die Gegenpartei möchte ich die konservative (durchaus nicht die altrussische, die ist der *ersteren* mehr verwandt) nennen. Zu ihr gehört dem Herzen nach der Kaiser, (die Generäle, die deutschen Staatsmänner) an; diese ... mißtrauen Frankreich und ... sehen die Unmöglichkeit gütlicher Verständigung mit polnischen Nationalansprüchen ein. Es liegt auf der Hand, daß die erstere Richtung, die Gortschakows, auch für Preußen die bedenklichere ist, so lange wir uns nicht auf russisch-französische Kombinationen einlassen wollen. Durch den Abschluß unserer Konvention, der unter großem Widerstreben Gortschakows erfolgte, auf bestimmten Befehl des Kaisers, verschaffte sie, soviel an uns lag, der antipolnischen und antifranzösischen Partei im Kabinette des Kaisers die Oberhand, und die bis dahin schwankenden Entschließungen erfolgten im Sinne der entschlossenen Unterdrückung des Aufstandes ... Polens Unabhängigkeit ist gleichbedeutend mit einer starken französischen Armee in der Weichselposition und jede Verlegenheit, die man Rußland in Polen bereitet, ist ein Druck auf Rußland zur Verständigung mit Frankreich. Letztere ist und bleibt Gortschakows Ziel; es kommt bloß darauf an, ob es ihm gelingt, den Kaiser in seine Bahnen zu ziehen. Gortschakow reibt sich jubelnd die Hände über alle Verdrießlichkeiten, die aus der Konvention für uns hervorgingen; die praktische Beseitigung der letzteren ist für ihn ein Sieg in der russischen Politik, erfochten über die anti-französischen Staatsmänner in Rußland.“ Am Schluß des Briefes steht

der lapidare Satz: „Wir können den Rhein nicht halten, wenn wir Polen im Rücken haben."[24]

Für das an dieser Stelle klar ausgesprochene doppelte Ziel: Verhinderung der Autonomie Polens und Umbildung des europäischen Kräfteverhältnisses im Sinne Preußens, durfte Bismarck den so außerordentlich hohen Einsatz wagen. Und schließlich war es auch nicht allein die Gunst des Schicksals, die ihn das Spiel gewinnen ließ: der hohe Einsatz, zu dem er sich entschloß, zeugt vielmehr von seiner instinktiv sicheren Beurteilung und zugleich durchdachten Konzeption der europäischen Lageprobleme. Er durfte den englisch-französischen Gegensatz, der seit der Annexion Nizzas und Savoyens durch Frankreich wieder aufgebrochen war und sich auch durch die gemeinschaftliche Interventionspolitik nicht so leicht überbrücken ließ, für sich in Rechnung stellen. England war — trotz aller Sympathien der öffentlichen Meinung — an Polen nicht primär interessiert, es konnte die Sicherheit der Rheingrenze nicht der Polen wegen aufgeben. Und Österreich, das sich den Westmächten bei ihren diplomatischen Vorstellungen in Petersburg angeschlossen hatte, konnte, ohne für seinen staatlichen Bestand Gefahr zu laufen, auch nur in beschränktem Maße für das Nationalitätenprinzip demonstrieren. So scheiterte die Interventionspolitik doch letzthin an den primären Lebensbedingungen der europäischen Staaten.

Das Ergebnis dieses Zeitraumes ist eine völlig veränderte Situation Preußens in der europäischen Politik, die es trotz einer sehr ungünstigen Konstellation errungen hatte. Und sofort erntete Bismarck die Früchte dieser Umschichtung der europäischen Verhältnisse in seiner deutschen Politik. Die langsam wachsende Isolierung Österreichs zeigte sich zum erstenmal in den Tagen des Frankfurter Fürstenkongresses, der sich in seiner ganzen Dramatik in den Akten widerspiegelt — während die Vorteile der neuen außenpolitischen Situation Preußens vor allem in der schleswigholsteinschen Frage spürbar werden, die den Hauptgegenstand des IV. Bandes bildet.

IV.

Der vierte Band der Aktenveröffentlichung umfaßt die Monate vom Oktober 1863 bis zum April 1864. Auch in diesem Band kommen zahlreiche schon früher veröffent-

[24] Privatbrief Bismarcks an Bernstorff, Bd. III, S. 383, Nr. 319.

lichte Dokumente erneut zum Abdruck, was sich wiederum im Hinblick auf die erwünschte Vollständigkeit als notwendig erwies. Nur auf diese Weise konnte es dem Bearbeiter gelingen. „die entscheidende Phase der Politik Bismarcks im deutschen Konflikt mit Dänemark, die Zeit der Vorbereitung, der Klärung der Standpunkte und der Rechtsverhältnisse“[25] bis in die letzten Einzelheiten der diplomatischen Aktionen hinein zu beleuchten. In der außerordentlichen Kompliziertheit der in Frage stehenden Vorgänge ist auch der Grund zu sehen für die verhältnismäßige Breite ihrer Behandlung. Wenn in der polnischen Frage der Risikocharakter der preußischen Außenpolitik als ihr entscheidendes Merkmal bezeichnet werden mußte, so ist es jetzt, in der schleswig-holsteinschen Frage umgekehrt eine Politik des „geringstmöglichen Einsatzes“, die Bismarck in stärkstem Gegensatz zur öffentlichen Meinung verfolgt. Weder die Befreiung der Herzogtümer von der Vergewaltigung durch Dänemark. noch die Herstellung der Augustenburgischen Erbfolge sind für ihn Ziele, um derentwillen er die europäische Position Preußens aufs Spiel setzen möchte. Sein Weg ist, in beständigem Kampfe mit dem Bundestag, mit dem König, und vor allem mit der englischen Diplomatie, in diesem Zeitraum vom Exekutionsbeschluß bis zur Eröffnung der Londoner Konferenz ein äußerst bedächtiger und vorsichtiger.

Es liegt in der Natur des ganz im Vordergrund stehenden deutsch-dänischen Problemes, daß unter dem aus den ausländischen Archiven entnommenen Material die Berichte des russischen Gesandten, die in dem voraufgehenden Band einen so beträchtlichen Platz einnahmen, zugunsten vor allem der englischen, in zweiter Linie auch der skandinavischen und mittelstaatlichen, zurücktreten. Die russische Politik verhält sich in dem Konflikt um die Herzogtümer verhältnismäßig passiv. Gorčakovs hauptsächliches Bemühen ist es, auf jede Weise zu bremsen und in Kopenhagen sowohl wie in Frankfurt, Wien und Berlin mäßigend einzuwirken. Es ist auch bezeichnend, daß der russische Diplomat, der die realen Interessen Rußlands in der Frage der Elbherzogtümer verteidigt, der baltische Baron Budberg, 1863 Botschafter in Paris, ist. Nur er spricht davon, daß die Aufrechterhaltung der durch den Londoner Vertrag festgesetzten Erbfolge für Rußland eine Lebensfrage sei, weil Dänemark ohne die Herzogtümer nicht bestehen könne und sich daher unfehlbar mit Schweden und Norwegen ver-

[25] Vorwort R. Ibbekens, Bd. IV, S. 6.

binden würde. Die Ostsee würde infolgedessen ein skandinavischer See werden und Rußland dort in dieselbe Lage geraten, in welche es im Schwarzen Meer durch den Pariser Vertrag versetzt worden sei. Desgleichen könne Rußland nicht dulden, daß Kiel ein deutscher Hafen und die Ostsee ein deutscher See werde.[26] Daß Gorčakov dieselben Befürchtungen hegte, ist aus den Akten nicht nachweisbar. Seine Zurückhaltung erklärt sich vor allem aus der alle anderen Fragen verdrängenden Rolle, die die orientalische Frage in seiner politischen Gedankenwelt spielte. So bleibt seine Haltung sowohl in der Kongreßfrage, wie auch den englischen Interventionsplänen gegenüber durchaus loyal, wobei er freilich immer geneigt ist, eben durch dieses Verhalten sich für seine Orientpolitik die Unterstützung Preußens zu gewinnen. Wie eng die Sympathien des Caren, auch nachdem die Waffen schon gesprochen hatten, mit der Sache Preußens verbunden waren, bezeugt folgende Äußerung, über die der preußische Geschäftsträger berichtet: „Ich begreife die Freude des Königs über diese herrliche Waffentat [sc. die Erstürmung der Düppeler Schanzen] und den gerechten Stolz auf seine prächtige Armee. Diese Freude, diesen Stolz, ich fühle sie und teile sie; denn ich gehöre ja zu dieser Armee und werde stets im Herzen mit ihr sein: Meine Liebe zu Ihrem Königshause und meine Anhänglichkeit an Preußen sind übrigens bei Ihnen zu bekannt, als daß ich sie noch zu beteuern brauchte und ich bin überzeugt, daß dieselbe in Preußen erwidert werden. Die intimen Beziehungen Preußens zu Rußland beruhen nicht nur auf der innigen verwandtschaftlichen Freundschaft der beiden Herrscherfamilien, sondern auch auf alter Waffenbrüderschaft, und diese Beziehungen sollen und dürfen nie aufhören ... Ich wünsche von Herzen, daß es Herrn von Bismarck, den ich liebe, achte und hochschätze und in dessen Charakter und Tendenz ich das vollste Vertrauen setze, gelingen möge, aus den von mir angedeuteten Klippen einen Weg zu finden zum Frieden, den ich sehnlichst herbeiwünsche und dessen wir alle bedürfen und zu einem Erfolge, der Preußen genügen könne. Mein Herz und meine Wünsche sind mit Preußen und seiner Sache und werden es stets bleiben.“[27]

Die große Bereicherung, die die Aktenveröffentlichung der Historischen Reichskommission für die preußische

---

[26] Goltz an Bismarck, Bd. IV, S. 217, Nr. 140.
[27] Pirch an König Wilhelm, Bd. IV, S. 758, Nr. 608.

Außenpolitik und ihre europäischen Beziehungen in dem behandelten Zeitraum bringt, ist ganz offensichtlich. Die Ausblicke jedoch, welche die bis jetzt erschienenen Bände[28] auf die russische Politik erlauben, gehen — was in dem durch das Hauptthema dem Werke gezogenen Rahmen auch gar nicht anders denkbar ist — im wesentlichen natürlich nicht über den Problemkreis der russisch-preußischen Beziehungen hinaus. So läßt sich der Ertrag der bis jetzt erschienenen Bände für die osteuropäische Geschichtswissenschaft dahin kennzeichnen, daß durch das neu gewonnene Material die Lücken erst recht spürbar werden, die im Gesamtbild der Epoche noch vorhanden sind. Sie könnten erst ausgefüllt werden nach der innerpolitischen und geistesgeschichtlichen Seite hin durch eine Gesamtdarstellung der Regierungszeit Alexanders II., und nach der außenpolitischen Seite hin durch eine kritische Biographie des Fürsten Gorčakov. Die erstere hätte „sine ira et studio" diese umstrittene Epoche der russischen Geschichte aus der Kenntnis der ihr eigentümlichen Grundlagen heraus der europäischen Forschung zu erschließen, und die Aufgabe der letzteren wäre es, die politische Gedankenwelt Gorčakovs, in ihrer Entstehung und Entwicklung, und seine grundlegenden politischen Konzeptionen darzustellen und die für einen Staatsmann seines Formats im Rahmen des damaligen russischen Staates überhaupt bestehenden außenpolitischen Möglichkeiten nachzuprüfen. Dabei wäre eine — auf der Bearbeitung des russischen Archivmaterials aufgebaute — Gegenüberstellung der Charaktere, politischen Gedankenwelten und leitenden Ideen Bismarcks und Gorčakovs, die sich als Partner zweieinhalb Jahrzehnte lang in der europäischen Arena bald in freundschaftlichem Zusammengehen, bald in verstecktem, bald in offenem Gegensatz begegneten, eine ebenso notwendige wie verlockende Aufgabe, um so die gewaltige Figur Bismarcks, wie sie uns — in ihrer fruchtbarsten Periode — aus der preußischen Aktenveröffentlichung entgegentritt, von einem neuen Blickpunkte her zu beleuchten.

---

[28] Eine Übersicht über den ersten schon erschienenen Band der 3. Abteilung (Bd. VIII der Gesamtreihe), für den die Akten des Moskauer Zentrarchivs bis jetzt nicht herangezogen werden konnten, soll einer späteren Gesamtbesprechung über die noch ausstehenden Bände vorbehalten bleiben.

II. Miszellen.

Briefe Katharinas II. und des Stanislaus August an Elisa von der Recke.

I. Briefe Katharinas II.

Mitgeteilt von
V. Rakint.

Die Originale der hier veröffentlichten Briefe sind dem fleißigen und begeisterten Biographen der Elisa von der Recke, Paul Rachel,[1] nicht unbekannt geblieben. Infolge des Todes des Verfassers aber brach diese Lebensbeschreibung mit dem II. Band und dem Jahre 1793 ab. So hat er von den Briefen der Kaiserin Katharina nur die drei ersten (Nr. 1—3) aufgenommen, die sich auf die „Entlarvung" des Grafen Cagliostro durch Elisa beziehen. Da diese drei Briefe die ganze Korrespondenz einleiten und von Rachel mit einigen Lesefehlern publiziert wurden, sind sie hier nochmals vollständig abgedruckt.

Zum besseren Verständnis der Briefe sei an die wichtigsten Daten aus dem Leben der Elisa von der Recke erinnert. Elisabeth Charlotte Constanzia[2] ist am 20. Mai 1754, als die älteste Tochter des polnischen und sächsischen Kammerherrn Johann Friedrich von Medem, zu Schönberg in Kurland, einem Gute ihrer Großmutter mütterlicherseits, der Starostin Constanzia von Korff, geboren. Sie nannte sich zwar „geborene Reichsgräfin von Medem", aber die Familie von Medem ist erst am 16. November 1779 in den Reichsgrafenstand erhoben worden, nachdem sich der (seit 1769 regierende) Peter Biron Herzog von Kurland mit

---

[1] Elisa von der Recke. Bd. I: Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen. Leipzig 1900. Bd. II: Tagebücher und Briefe aus ihren Wanderjahren. Leipzig 1902. Hier auch die ältere Literatur; zu ergänzen hauptsächlich durch: Das Testament der E. v. d. Recke vom 28. Februar 1832, veröffentlicht von P. Rachel in Nr. 2 des 13. Jahrgangs, 1904, der „Dresdner Geschichtsblätter": Jugenderinnerungen von Gustav Parthey, neu hrsg. von E. Friedel. 2 Bde. Berlin 1907; O. Clemen, Aus kurländischen Reisetagebüchern. 2. A. Berlin 1917 (Auszüge aus dem Tagebuch der Sophie Becker, einer Freundin der Elisa); Mein Journal. Elisas neu aufgefundene Tagebücher aus den Jahren 1791 und 1793—95. Hrsg. u. erläutert von Joh. Werner. Leipzig 1927.

[2] „Elisa" war zuerst nur der Deckname, unter welchem ihre rührseligen, stark von Chr. Fr. Neanders Lyrik beeinflußten „Geistlichen Lieder" von dem Komponisten Johann Adam Hiller, der sie in Musik gesetzt hat, in Leipzig 1783 herausgegeben wurden.

Elisas um sieben Jahre jüngeren Stiefschwester Dorothea vermählt hatte. Ihre Mutter hatte Elisa schon verloren, als sie vier Jahre alt war, bald nach der Geburt ihres einzigen Bruders Friedrich. Ihre Erziehung übernahm die gestrenge, despotische Großmutter, die Starostin von Korff, dann (von ihrem 14. Jahre an) ihre Stiefmutter, die dritte Frau ihres Vaters und Witwe des Obersten Chr. Fr. von der Recke. Ihre einsame, verschüchterte Kindheit auf dem Gute der Großmutter, ihre Jugend im Hause der nicht minder herrschsüchtigen Stiefmutter erzählt Elisa lebendig und amüsant in ihrer „Selbstbiographie",[3] die die ersten siebzehn Jahre ihres Lebens umfaßt, bis zur Verlobung mit ihrem reichen, um fünfzehn Jahre älteren Vetter, Georg Peter Magnus von der Recke, Schloßherrn zu Neuenburg (1739—1795). Die Ehe, welcher eine Tochter entsproß, die nur drei Jahre leben sollte, war sehr unglücklich: die sensitive, „empfindsame" und eitle Natur Elisas paßte möglichst schlecht zu dem geraden, soldatisch-derben Wesen ihres Mannes. Bereits 1776 haben sie sich getrennt; Elisa ging mit ihrer Tochter nach Mitau; 1781 erfolgte auch die formelle Scheidung. Erst viel später hat sie sich mit ihrem früheren Mann innerlich ausgesöhnt.

Die zerrüttete Ehe, der Tod ihres Kindes (1777) und bald darauf des geliebten Bruders Fritz (1778) haben bei der leicht zur Überspannung neigenden Elisa einen gewissen Hang zum Mystizismus entwickelt, der sich bei ihr damals im Glauben an die Möglichkeit eines unmittelbaren Verkehrs mit der „Welt der geliebten Geister" äußerte. Das erklärt genügend den Eindruck, welchen auf sie der im März 1779 in den Mitauer Salons aufgetauchte Guiseppe Balsamo, der sich Graf Cagliostro nannte, gemacht hat; gleich so vielen Damen und Herren der kurländischen Gesellschaft, darunter auch ihrem Vater und dessen Bruder, dem Landmarschall von Medem, verfiel auch Elisa zuerst dem seltsamen Zauber des Sizilianers und wurde in die von ihm gegründete Loge d'adoption (eine Freimaurerloge für Frauen) aufgenommen; er machte ihr sogar den Vorschlag, mit ihm nach Petersburg zu reisen. Aber sehr bald kam die Ernüchterung. Der rationalistische Grundzug ihrer seelischen Struktur, der sich bei ihr, wie oft, mit einer schwärmerischen Sentimentalität paarte, erwies sich stärker, als die Neigung zum Übersinnlichen. Hauptsächlich durch einen alten Freund der Familie Medem, Hofrat S. G. Schwander, geleitet, nahm Elisa jetzt zu

[3] P. Rachel, Elisa von der Recke, Bd. I, S. 1—154.

ihrem geistigen Führer, statt Lavater und Jung-Stilling, Lessing, dessen „Nathan der Weise“ gerade im Jahre 1779 erschienen war. Der Gedanke allerdings, Cagliostros magische Künste in einem Buch zu widerlegen, wurde viel später verwirklicht.[4]

Vom Ende desselben Jahres 1779 an kommt Elisa durch die Vermählung ihrer Halbschwester Dorothea mit Peter Biron (am 6. November), bei der sie im Geheimen viel mitgewirkt hatte, dem herzoglichen Hofe sehr nahe. Im Sommer 1784 beginnt, zuerst durch Gesundheitsrücksichten (Karlsbadkuren) begründet, ihre unermüdliche Reisetätigkeit („Elisas Wanderjahre“). Sie bereist wiederholt Deutschland, kommt, als Begleiterin ihrer Schwester Dorothea, dreimal, in den Jahren 1790, 1791 und 1792, nach Warschau (über die Beweggründe dieser Warschauer Reisen wird noch unten die Rede sein), unternimmt (im Juli 1795) eine Reise nach Rußland, besucht in den Jahren 1804—1806 Rom, Neapel und andere Kunststätten Italiens. Überall knüpft sie Beziehungen zu den hervorragendsten Persönlichkeiten der politischen und literarischen Welt an, die ihr dann Anlaß zu einem außerordentlich regen Briefverkehr geben.

Wie alle „Empfindsamen“ ihrer Zeit, schrieb Elisa gern und viel: ihre Briefe zählten nach Tausenden (allein ihre Jugendfreundin Caroline Stoltz hat an 1500 ihrer Briefe aufbewahrt). Daneben führt sie fünfzehn Jahre lang ein ausführliches Tagebuch (von welchem uns noch Fragmente erhalten sind). Mit einigen von ihren zahlreichen Korrespondenten verband sie eine aufrichtige Freundschaft — so vor allem mit Nicolai und Friedrich Parthey. Allem, was sie geschrieben hat — ob Büchern, Briefen (von den frühesten an) oder Eintragungen in ihrem Journal — gemeinsam ist die belehrende, didaktische Absicht. Aus jedem Geschehen, aus jeder zufälligen Begegnung, aus jedem Gespräch oder Lektüre will sie sogleich einen moralischen Schluß ziehen, eine Lebensregel für sich oder für andere. Der literarische Wert ihres Nachlasses mag ein sehr beschränkter sein. Nicht unbedeutend ist dagegen sein historischer und kulturhistorischer Wert, vor allem für die Geschichte der deutschen und

[4] Erst 1787 (also nach der berühmten „Halsbandaffäre“) erschien in Berlin bei Nicolai Elisas Schrift „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau im Jahre 1779 und dessen dortigen magischen Operationen“. Das Buch, welches großes Aufsehen erregte und Elisas schriftstellerischen Ruf begründete, wurde Katharina II. durch ihren Hannoverschen Korrespondenten Johann Georg Zimmermann, zugesandt. Die Kaiserin, die den Geisterbeschwörer und Goldmacher sehr ungnädig behandelt hatte, nahm an Elisas Schrift den größten Gefallen.

kurländischen Gesellschaft des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts und für die Charakteristik ihrer Korrespondenten.

Den letzten. stillen Abschnitt ihres Lebens, von 1819 bis zu ihrem am 13. April 1833 erfolgten Tod, hat Elisa in Dresden, in Gesellschaft ihres seit 1803 ständigen Begleiters und ersten Biographen, des Dichters Chr. Aug. Tiedge, verlebt.

Die hier publizierten Briefe an Elisa von der Recke sind nach den Originalen der Preußischen Staatsbibliothek gedruckt; sie sind einer von Elisa selbst zusammengestellten Sammlung von sechsundzwanzig Originalbriefen und einer Kopie entnommen, die sie laut § 23 ihres Testamentkodizills der Bibliothek vermacht hat (Ms. germ. quart. 452). Die Briefsammlung enthält, außer den zehn Briefen der Kaiserin Katharina, einen Brief des Kaisers Paul I., vier Briefe der Kaiserin Maria Feodorovna, zwei Briefe des Kaisers Alexander I., zwei Briefe der Kaiserin Elisabeth Alekseevna, fünf (davon zwei eigenhändige) Briefe des Königs Stanislaus August, einen Brief des J. G. Zimmermann, einen Brief des Herzogs von Cambridge Frederick Adolph und, schließlich, eine von Elisas Hand korrigierte und annotierte Abschrift ihres an den Kaiser Alexander am 16. April 1823 gerichteten Gesuches, in welchem sie ihn um Rücknahme der ihr von Kaiserin Katharina lebenslänglich verliehenen Domäne Pfalzgrafen gegen eine Lebensrente von 6000 Silberrubel angeht.[5] Nur die Briefe Katharinas und des Stanislaus August bieten für die Leser dieser Zeitschrift ein Interesse. Von diesen Briefen war bis jetzt nur Nr. 1 von Elisa selbst, „aus leicht begreiflichen Gründen." wie ihr Biograph bemerkt.[6] schon 1788 in der „Berlinischen Monatsschrift" (S. 130 f.) gedruckt. und dann, wie bereits erwähnt. ist dieser Brief. zusammen mit Nr. 2—3, im Buche von Rachel erschienen (Bd. II, S. 270—272). Die übrigen Briefe sind bis jetzt unveröffentlicht geblieben.

1.[7]

Frau von der Recke; die zweyte von Ihnen erhaltene Schrift hat Mir eben so viel Vergnügen wie die erste gemacht. Beyde tragen das

---

[5] „C'est dans cette détresse, que j'ose recourir à la démence (korrigiert von Elisas Hand in „clémence") d'un Souverain. qui occupe si dignement la place de Dieu sur la Terre, et qui est l'auguste dispensateur des ses grâces. J'embrasse les pieds de V. M. I. . . ." usw.

[6] P. Rachel, a. a. O., Bd. II, S. 270.

[7] Von der Hand eines Sekretärs. — Der für den Geist und die Ausdrucksweise der „Aufklärung" so charakteristische Brief bezieht sich auf das 1787 erschienene Buch der Elisa, dessen russische Übersetzung die Kaiserin später veranlaßt hat.

Gepräge eines vor die Wahrheit tief fühlenden Herzens, und zugleich eines aufgeklärten und viel umfassenden Geistes an sich. Es ist freylich zu beklagen, daß am Ende des achtzehenden Jahrhunderts sich neuerdings Meynungen ausbreiten, die schon seit Jahrtausenden als falsch und Vernunftwiedrig anerkannt, und als solche von allen verständigen Leuten, auch in den Zeiten die noch von so manchem den menschlichen Verstand entehrenden Aberglauben angefochten gewesen, verworfen und verachtet worden sind. Allein wann auch schon die Schaar der Betrüger wieder überhand genommen, und die Anzahl der Betrogenen gleichmäßig zugenommen hat, so ist dennoch zu hoffen, daß allen diesen Anhängern der Isis-Tempeley, ihrem Aberglauben und allen damit verbundenen Träumereyen eben der Verfall bevorstehe, dem sie vorzeiten unterworfen gewesen; absonderlich wann so gute Federn wie die Ihrige den Schleyer des Unsinns, worein sich diese geheime Gaukeleyen einhüllen von denenselben abzunehmen, und den Welt Bürgern so kräftige Gegengründe dawieder darzureichen fortfahren werden. Hiermit empfehle ich Sie, Frau von der Recke der göttlichen Obhut, und verbleibe

Ihre wohl affectionnirte

(Eigenhändige Unterschrift:)

Catherina

Czarskoje-Selo
den Juny 1788.

an die Frau von der Recke in Mietau.

2.[8]

Frau von der Recke! Wenn mein Brief würklich Menschen von dem Wege der Thorheit abhalten könnte, so solte es mir nicht leid thun, daß Sie für gut gefunden haben ihn drucken zu lassen;[9] aber ich meyne, daß jedes Zeit-Alter seinen ihm eigenen Gang hat, und daß das jetzige ein wenig kriegerisch, auch zum Theil albern ist. Zu wünschen wäre, daß dieses letztere nicht zum Reweise dienen möchte, wie viele müssige Halb-Köpfe in unseren Tagen in der Welt herumwandeln. Mit vielem Vergnügen lese ich die schöne Schreibart einer so angenehmen Verfasserin, sowohl in ihren Büchern, als auch in ihren Briefen, und verbleibe mit wahrer Schätzung Frau von der Recke

Ihre wohl affectionnirte

(Eigenhändige Unterschrift:)

Catherina

St-Petersburg
den 5ten August
1788.

An die Frau von der Recke in Berlin.

3.[10]

Frau von der Recke; die ausdrucksvollen Wünsche, welche Ich von Ihnen zum neuen Jahre erhalten habe, sind Mir überaus angenehm gewesen. Ich weiß aus was für einer lauteren Quelle sie hergeflossen sind, und die Achtung die Ich für die Übersenderin hege, gibt ihnen

[8] Von der Hand eines Sekretärs.
[9] In der „Berlinischen Monatsschrift" (s. oben).
[10] Von der Hand eines Sekretärs.

einen doppelten Werth in meinen Augen. Wann Meine Wünsche für Sie erfüllet werden, so muß es Ihnen stäts wohlgehen; und Sie werden noch lange fortfahren zur Aufklärung unseres Zeitalters und zur Ausbreitung der reinen Vernunft und des guten Geschmacks merkwürdige Beyträge zu liefern. Ich werde nie aufhören zu seyn Frau von der Recke

Ihre wohl affectionnirte

(Eigenhändige Unterschrift:)

Catherina

St. Petersburg
d. 2 Jenner 1789.

an die Frau von der Recke.

4.[11]

Frau von der Recke; Meine geäußerten Besinnungen gegen Ihnen bleiben immer dieselben. Zu der Reise, so Sie im künftigen Frühling Ihrer Gesundheit wegen unternehmen wollen, wünsche ich Ihnen Glück und vollkommenes Wohlergehen. Wenn Sie Ihren Weg hieher zu richten gedächten, so würden meine Geschäfte mich gewiß nicht abhalten, eine so angenehme Bekanntschaft wie die Ihrige zu machen.[12] Es würde zwar bey selbiger die gehegte Bewunderung, wovon Sie Erwähnung thun, sich gäntzlich zernichten; aber die Spuren eines redlichen und guten Herzens würden Ihrer Einsicht nicht entfallen. Im übrigen wiederhole Ich, daß meine Achtung vor Sie unveränderlich bleiben wird, und mit dieser Versicherung bin Ich, Frau von der Recke

Ihre wohl affectionnirte

(Eigenhändige Unterschrift:)

Catherina

St. Petersburg
d. 16.ten Merz
1789.

an die Frau von der Recke.

5.[13]

Frau von der Recke; Sie finden es für nötig gleich mit angehendem Frühling Ihrer geschwächten Gesundheit in mildere[n] Himmelsgegenden zu pflegen? Einem solchen Bewegungsgrunde muß ich allerdings das Vergnügen weichen, welches Mir Ihre persönliche Bekanntschaft verschaft haben würde. Ich billige demnach Ihren geänderten Entschluß

---

[11] Von der Hand eines Sekretärs.

[12] Vgl. Elisas Eintragung in ihrem Tagebuch aus den Jahren 1789 und 1790 (ohne genaues Datum): „... ich erhielt von Katharina ein sehr huldvolles Schreiben und durch Mestmacher [den russischen Gesandten in Mitau] die Einladung auf Kosten der Kaiserin zu ihr nach Petersburg zu kommen. Mir schien bei einer solchen Reise meine Lage gegenüber dem Herzog und der Landschaft höchst bedenklich. Ich entschloß mich also auf der Stelle, nach Karlsbad zu reisen und Katharina mit dem Ausdrucke der gerührtesten Dankbarkeit zu sagen, daß meine Gesundheit zu tief erschüttert sei, um mich ihrem Throne nahen zu können, und daß ich, um mein Leben zu fristen, in wenigen Tagen nach Karlsbad reisen müsse, mich aber glücklich schätzen würde, wenn mir in dieser Welt noch der Vorzug aufgehoben würde, ihr einst persönlich meine Verehrung zu bezeugen" (Rachel, II, S. 294).

[13] Von der Hand eines Sekretärs.

für jetzt hieher zu reisen, und wünsche Ihnen zum bevorstehenden Gebrauch der Bäder von Herzen Glück.[14] Leben Sie vergnügt und wohl und halten Sie sich des aufrichtigen Wohlwollens versichert mit dem ich stets verbleiben werde, Frau von der Recke

Ihre wohl affectionnirte

(Eigenhändige Unterschrift:)

Catherina

St. Petersburg
d. 24. Aprill 1789.

an die Frau von der Recke.

6.[15]

Frau von der Recke; der Antheil, welchen Sie an Meinem mit dem König von Schweden geschlossenen Frieden[16] nehmen, ist mir ein Beweis der Fortdauer ihres Mir einmal bezeigten Wohlwollens, dessen Gefühlvoller Ausdruck auch in der Fremde, und aus Berlin diesesmal zu Mir erschallet. Mein Friede in Norden ist ein Christ-Menschenliebendes, in der Einsamkeit hervorgebrachtes, und nun der Welt dargestelltes Geschöpfe, wodurch Feindseligkeiten geendiget, Menschen und Ländern Ruhe verschaffet, und keinem andern das mindeste zur Last geleget worden. Ihr Andenken ist Mir lieb und angenehm, und wird nie aus meinem Gedächtniss kommen so lange Mir die Vorsehung dieses erhalten wird. In solchen Besinnungen verbleibe Ich, Frau von der Recke

Ihre wohl affectionnirte

(Eigenhändige Unterschrift:)

Catherina

St Petersburg
d. 6 September
1790.

7.[17]

Frau von der Recke; Ich habe mit Vergnügen den aufrichtigen Antheil ersehen, den Sie an meinem mit der Pforte geschlossenen Frieden[18] nehmen. Eine für die ganze Menschheit so wichtige Begebenheit konnte ihrem fühlbaren Herzen ohnmöglich gleichgültig seyn; so wie Ich es von ihren bekannten Besinnungen für Mich erwartete, daß die Erfüllung meiner eigenen Wünsche Sie freuen würde. Die Wiederhestellung des Friedens war stäts derselben ohnveränderliches Ziel; ich habe es nun zu meiner größten Zufriedenheit erreicht, und danke dafür der göttlichen Vorsehung, die gerechte Waffen immer mit glücklichem Erfolg krönet. Halten Sie Sich von der besonderen Achtung fest überzeugt, mit der Ich bin Frau von der Recke

Ihre wohl affectioniertc

(Eigenhändige Unterschrift:)

Catherina

St Petersburg
den Februar
1792.

---

[14] S. Anm. zum vorigen Brief. — Erst im Jahre 1795, nach der Einverleibung Kurlands, entschloß sich Elisa zu einer dreimonatlichen Reise nach Petersburg.

[15] Von der Hand eines Sekretärs.

[16] Der am 3./14. August 1790 unterzeichnete Friede von Werelä.

[17] Von der Hand eines Sekretärs.

[18] Der am 29. Dezember 1791 (9. Januar 1792) unterzeichnete Friede von Jassy.

8.[19]

Frau von der Recke; Es ist mir angenehm die Wünsche zu sehen, welche Sie beym gegenwärtigen Jahreswechsel an Mich haben gelangen lassen. Empfangen Sie dafür Meine Danksagung. Die Besinnungen, die Mir ihre persönlichen Eigenschaften eingeflösst haben waren ihnen bekannt. Ich bin jederzeit bereit gewesen zu ihrer Zufriedenheit etwas beyzutragen.[20] Erlaubt es dereinst ihre schwächliche Gesundheit Sich dem hiesigen rauheren Klima auszusetzen, so wird es mir angenehm seyn ihre nähere Bekanntschaft zu machen.[21] Ich verbleibe übrigens mit fortdaurendem Wohlwollen

Frau von der Recke

Ihre wohl affectionnirte

(Eigenhändige Unterschrift:)

Catherina

St Petersburg
den Jenner 1795.

An die Frau von der Recke.

9.[22]

Frau von der Reeck. Ihren Schönen Brief vom 2 Ocktober, habe ich heute morgen Empfangen. Das Sie dem Hertzen und Geiste ihrer Freunde beyfal geben ist mir nicht unangenehm, aber bewunderung kann ich nicht zulassen da unter Menschen den doch wohl alles Menslich bleit.[23] Leben Sie wohl und seyn Sie meines Wohl wollens versichert.

Catherina

den 5ten ockt:
1795,

A Madame
Madame la Baronne de Reeck
née Comtesse de Medem.
a
Mietau

10.[24]

Frau von der Recke: Sie könnten mich bald für eine unrichtige Correspondentin halten, weil ich bis jetzt vier Ihrer Briefe unbeant-

---

[19] Von der Hand eines Sekretärs.

[20] Bereits im Jahre 1789 „gab Katharina ihrem Gesandten Westmacher den Befehl, von dem Herzog für mich auf Lebenszeit eine Arrende zu fordern, deren Ertrag sich ohngefähr auf 12 000 Rbl. jährlich beliefe". Damals aber hielt Elisa für klug, aus Rücksicht auf ihre Stellung am herzoglichen Hof als Schwester der Herzogin, eine pekuniäre Hilfe dieser Art auszuschlagen (Elisas Tagebuch aus den Jahren 1789 und 1790: Rachel, II, S. 293 f.).

[21] Über ihre im Juli dieses Jahres angetretene Reise nach Petersburg berichtete Elisa ausführlich in zwei Briefen an ihren Berliner Freund Nicolai (Tiedge in Brockhaus' Zeitgenossen, Bd. III, 1818, Abt. XI, S. 51 ff.). Die Kaiserin verlieh ihr die lebenslängliche Nutznießung des Krongutes Pfalzgrafen in Kurland.

[22] Ganz eigenhändig.

[23] Der durch seinen Ton auffallende Brief ist eine Antwort auf ein Schreiben der Elisa, mit welchem sie sich bei der Kaiserin für ihren huldvollen Empfang und die Schenkung bedankte. Elisas Briefe an die Kaiserin befinden sich in der Leningrader Öffentlichen Bibliothek.

[24] Von der Hand eines Sekretärs.

wortet gelassen habe; aber blos Mangel an Zeit, und nicht Vergessenheit, ist an diesem Aufschub Schuld gewesen. Ihre guten Wünsche auf mein Nahmensfest, und zum neuen Jahre habe ich mit Vergnügen erhalten, und ich erwiedere Ihnen dafür die Meinigen.

Die Aufnahme der beyden jungen Grotthuss[25] in das hiesige Land „Cadetten" Corps, um die Sie mich gebeten haben, wird keinen Anstand leiden, sobald Pläze fur sie offen sind; ich werde mir hierüber näheren Bericht erstatten lassen, und zu seiner Zeit disfalls das weitere verfügen.

Für die Neugierde Ihres deutschen Gelehrten[26] kann ich Ihnen nicht viel befriedigendes sagen. Die Wachs Gemählde von denen er spricht, sind wirklich in Czarsko-Selo befindlich, allein ich kann Ihnen davon in diesem Augenblick weder Liste noch Beschreibung mittheilen.[27] Was die Ueberführung eines antiken Sarkophag's und anderen Griechischen Alter thümer, während des vorletzten türkischen Krieges, aus dem Archipelage nach Rußland betrifft, so ist dieselbe ganz ohne Grund, und eine blose Erdichtung. Nicht so verhält es sich mit den Gesinnungen, mit welchen ich verbleibe Frau von der Recke

Ihre wohl affectionnirte

(Eigenhändige Unterschrift:)

Catherina

St. Petersburg
den 16. Jenner
1796.

An die Frau von der Recke.

III. Kritiken, Referate, Selbstanzeigen.

Stählin, K. Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart, 3. Band. Osteuropa-Verlag, Königsberg/Pr. 1935. X + 550 S. mit 2 Kartenbeilagen.

Karl Stählin gehört zum Herausgeberkreis unserer Zeitschrift und sein Werk erscheint in ihrem Verlage. Daher ist hier eine eigentliche Besprechung ja nicht möglich. Aber sie ist auch nicht nötig! Mit aufrichtiger Freude sei nur der 3. Band begrüßt, der gerade zu dem 70. Geburtstage des Forschers erschien, und aus beiden Gründen sagt auch die

---

[25] Söhne des Oberjägermeisters Otto Philipp v. Grotthuß, aus dem alten um 1500 aus Westphalen nach Kurland eingewanderten Geschlecht.

[26] Es wird hier wohl der bekannte Kunstgelehrte Karl August Böttiger (1760—1835), Elisas Freund und Herausgeber ihres umfangreichsten Werkes „Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und durch Italien in den Jahren 1804 bis 1806" (4 Teile. Berlin 1815—1817), gemeint.

[27] Es handelt sich hier um Versuche der Wiederbelebung der alten enkaustischen Maltechnik, die man nach der Entdeckung der pompejanischen Wandgemälde sehr eifrig betrieb; einige (künstlerisch wenig erfreuliche) Proben waren von der Kaiserin für ihre Sammlungen erworben.

„Zeitschrift für osteuropäische Geschichte“ und ihr Herausgeberkreis dem hochverdienten Gelehrten und Arbeiter auf unserem Felde den aufrichtigsten Glückwunsch.

Der 3. Band behandelt in zwei Büchern die Epoche Alexanders I. und die Vorherrschaft Nikolais I. und gliedert das erste Buch in die Kapitel: Das Vorspiel unter Paul — Reformanläufe im Beginn Alexanders I. — Von Austerlitz bis Tilsit — Das französisch-russische Bündnis und sein Zerfall — Die Freiheitskriege — Ideal und Wirklichkeit im letzten Jahrzehnt Alexanders. Das zweite Buch ist gegliedert in die Kapitel: Die Grundlagen des Innensystems und der Türkenkrieg — Vom Polenaufstand bis zum Dardanellenvertrag — Neues geistiges Leben — Soziale und wirtschaftliche Zustände — Auf dem Gipfel der Macht — Der Krimkrieg und das Ende. Der große Einschnitt, den der Tod Nikolais I., die Niederlage im Krimkrieg und der Pariser Friede bedeuten, ist mit vollem Recht in dieser Einteilung so betont.

Das Vorwort berichtet über die Quellen, unter denen auch archivalisches Material aus Moskau selbst herangezogen ist, aus dem „Archiv der Revolution und der Außenpolitik“, in dem ja auch das Material der großen Aktenpublikation „Die internationalen Beziehungen im Zeitalter des Imperialismus“ ruht. (Davon sind bisher sechs Bände erschienen, der siebente steht unmittelbar vor der Ausgabe, der achte ist in Druck.) Aus dem Vorwort sei, weil für den Forscher allgemein wichtig, die Ausführung über die Moskauer Akten wiedergegeben: „Die Faszikel, die ich dort für die Alexanderzeit heranzog, ohne sie im Buch näher zu spezifizieren, sind „Prusse (Ministère)“ und „Prusse (Mission)“ mit dem Zusatz „Réception“ oder „Expédition“ betitelt und nach Jahren geordnet. Die Sammlung der Einzelmeldungen der Dritten Abteilung S. M. Höchsteigener Kanzlei habe ich in der „Zeitschrift für osteuropäische Geschichte“ (in den Anmerkungen mit „ZoG“ zitiert), Bd. VI, H. 4, 478 f., charakterisiert und zugleich über Art und Umfang meiner Durchforschung dieser gewaltigen Foliantenreihe berichtet. Ich hielt es jedoch sowohl in der genannten Zeitschrift, wo sich meine Aufsätze über den Inhalt jener Meldungen bis Bd. VII, H. 3, fortsetzen, als auch in dem hier publizierten Buch, um es nicht allzu sehr zu belasten, für überflüssig, zu den so gewonnenen Bildern des Innenlebens jedesmal den einschlägigen Rapport zu zitieren. Meine schriftlichen Notizen und Auszüge umfassen etwa

fünfhundert Nummern aus der Nikolauszeit und stehen — alle irgend wichtigeren mit Daten versehen — jedem Forscher auf Verlangen zu Gebote."

Ein 4. Band soll das Werk abschließen, von dem das Vorwort sagt, daß er „nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen werde". Wir wünschen dem Verfasser aufrichtig, daß die in diesem Bande so eindrucksvoll hervortretende alte Spannkraft der wissenschaftlichen Arbeit ihm erhalten bleibe und wir in nicht zu langer Zeit ihm zum Abschluß seines großen Lebenswerkes gratulieren können!

Berlin. O. Hoetzsch.

Eck, Alexandre. Le moyen-age russe. Préface par Henri Pirenne. Paris 1933. XV + 569 S.

Eine Beurteilung des Buches wird von vornherein durch eine Uneinheitlichkeit in der Anlage erschwert, die sich äußerlich darin zeigt, daß die gegenständlichen und zeitlichen Grenzen der Darstellung dem umfassenden Titel nicht entsprechen. Die Fragwürdigkeit einer wissenschaftlichen Verwendung des Begriffs Mittelalter für die russische Geschichte — die Fragwürdigkeit wird nicht durch den Hinweis auf mehr oder weniger große Analogien (S. X) aufgehoben — steht hier nicht zur Erörterung. Der Verfasser meint mit dem russischen Mittelalter die Epoche der Teilfürstentümer und des Moskauer Reiches bis zur Smuta, also die Geschichte vom 13. bis zum 16. Jahrhundert. Sie wird nicht in allen ihren Äußerungen geschildert, wie man dem Titel entnehmen könnte, vielmehr versucht Eck eine aus den Quellen gewonnene, möglichst genaue Darstellung der sozialen Verhältnisse in dieser Zeit zu geben (ibid.).

Er will sie als Fundament für jeden künftigen Vergleich mit der westeuropäischen Entwicklung gewertet wissen, den Pavlov-Sil'vanskij seiner Meinung nach auf zu schmaler Grundlage versucht hat. Einen solchen Vergleich selbst unternimmt Eck nicht. Die Arbeit soll zugleich auch westeuropäischen Forschern die Möglichkeit zu derartigen Untersuchungen eröffnen. Schließlich will Eck, indem er sich ganz auf die russische Geschichte beschränkt, die herkömmliche Einschätzung des französischen Feudalwesens in der russischen Geschichtsschreibung als Maßstab für jede feudale Gesellschaftsordnung überhaupt beseitigen (S. X—XIII). Hierzu sei gleich angemerkt, daß gegen eine derartige einseitige Beurteilung, die Heranziehung weiteren Vergleichmaterials, insbesondere aus der deutschen Sozial- und Verfassungsgeschichte, wie sie P. B. Struve Nabljude-

nija i izslědovanija iz oblasti chozjajstvennoj žizni i prava drevnej Rusi, Prag 1929, unternimmt, zweifellos von größerer Wirkung ist, als der Verzicht auf jeden Vergleich.

Dem allgemeinen Titel entspricht es, wenn Eck an mehreren Stellen die Schilderung der eigentlich sozialen Verhältnisse um größere Übersichten der allgemeinen russischen Entwicklung erweitert. Hierzu gehören die Abschnitte über die Entwicklung der Kirche in Rußland und ihre politische und moralische Auswirkung (S. 122—135), der Wirtschaft der Städte und des Handels im 15. Jahrhundert (S. 332—364), über die Gutswirtschaft (S. 224—234) und über die politische Entwicklung Moskaus (S. 407—448). Diese Abschnitte verhindern eine straffe Durchführung des Grundplanes und können doch nicht mehr als eine sehr summarische Zustammenstellung bekannter Daten und Ansichten bringen. Auch die Einleitung muß so beurteilt werden. Die Geschichte der Novgorod-Kiever Epoche, der Besiedlung und Staatenbildung des Vladimir-Suzdaler Gebietes ist bereits sowohl in Übersetzungen als auch in Untersuchungen nichtrussischer Herkunft eingehender gezeigt worden. Wenn man solche Wiederholungen als notwendigen Rahmen der eigentlichen Abhandlung noch billigt, so ist man erstaunt, wie wenig ergiebig das einleitende Kapitel für die Organisation der Gesellschaft in der ersten Epoche etwa im Vergleich zu D'jakonovs Ausführungen in seinen „Očerki" ist. — Ein rechter Nutzen ist in diesen Abschnitten nicht zu finden.

Der Hauptteil des Buches gliedert sich nach den einzelnen sozialen Gruppen. Pavlov-Sil'vanskijs Studien beschränkten sich bekanntermaßen auf die Bindungen der großen Vasallen und Dienstleute untereinander und an ihren Fürsten, d. h. auf die politisch ausschlaggebende Schicht jener Zeit. Ecks Abhandlung umfasst auch die Kirchenleute, Bauern, Städter und Unfreien. In eingehender Schilderung, die mit umfänglichen Zitaten reichlich versehen ist, wird hier das gesamte Material ausgebreitet, das aus den Arbeiten von Sergeevič, Pavlov-Sil'vanskij, Ključevskij, D'jakonov u. a. bekannt ist. Eck kann sich hier zum Teil auf die glänzendsten Leistungen der russichen Geschichtswissenschaft überhaupt stützen. Die Verarbeitung völlig neuer Quellen kann natürlich nicht verlangt werden; aber es fehlt dem Werk bei aller Ausführlichkeit im ganzen doch an einer neuen Sicht, an einem neuen Durchdenken vorgefundener Problemstellungen. Weitgehend beschränkt

es sich auf die Wiedergabe der überkommenen Lehrmeinung.

Allzu stark ist an entscheidenden Stellen die Vorstellung von einer privatrechtlich geordneten Gesellschaft vertreten. — Für die Beziehung der Fürsten werden vor allem die zwischenfürstlichen Verträge ausgewertet. Der gleiche Rang der Großfürsten wird betont (S. 69), ihre Verträge auf Gegenseitigkeit von den Verträgen mit abhängigen Fürsten unterschieden (S. 69, 71). Doch ist das letzte Wort über dieses Netz von Verträgen noch nicht gesprochen. Es wird hier wie üblich als Ausdruck des Zerfalls einer Staatseinheit charakterisiert. Es müßte einmal daraufhin untersucht werden, inwieweit sich in ihm trotz aller gegenseitiger Souveränitätsgarantien das Bewußtsein einer Reichseinheit ausspricht. Der nie aufgegebene Anspruch der Großfürsten auf die Hoheitsrechte über das Land, die dynastische Zusammengehörigkeit der Fürsten bei aller Hintenansetzung verwandtschaftlicher Rücksichten, die deutliche Abgrenzung gegen Litauen und die Horde seit den ersten Verträgen sind zu wenig berücksichtigte Elemente. Ferner ist es unwahrscheinlich, daß die testamentarische Verteilung von Landesteilen, von Gerichts- und Steuerhoheiten durch den Großfürsten als privatrechtliche Handlung zu deuten ist (S. 104). Die Veräußerung scheint keineswegs eine Aufhebung der öffentlichen Rechte verursacht zu haben. Die Menge der Herrscher über kleine und kleinste Gebiete mit vollem Souveränitätsanspruch zeugt vielmehr davon, daß die Vorstellung von dem Landteil als Stück des Staatsverbandes, als Träger öffentlicher, staatlich-fürstlicher Hoheitsrechte durchaus lebendig war. — So steht auch Ecks Behauptung, „la propriété, recommandée avec son propriétaire, échappait complètement au domaine éminent du prince-protecteur désavoué“ (S. 86) im Widerspruch zu seinem Zugeständnis, daß „ dès le début“ (S. 94) die Gerichts- und Steuerhoheit des Landesherrn gewahrt bleibt, in dessen Gebiet die Besitzungen des Bojaren lagen. Es handelt sich hier nicht um „certaines réserves“ (ibid.), sondern um die Tatsache, daß es eine volle Rekommendation gar nicht gegeben hat. Sie hat auch keinerlei allmähliche Einschränkung erfahren, sondern war von Anfang an nicht vorhanden.

Sehr zu bedauern ist, daß für das Verhältnis der Großfürsten zu ihren Freien und Unfreien jede Auseinandersetzung mit dem oben genannten Buch von Struve fehlt. obgleich es in dem Vorwort genannt ist. Bei den Dienst-

fürsten wird eine Entwicklung von einer anfänglichen Freizügigkeit zu einer Aufhebung des Abzugrechts angesetzt (S. 76). Tatsächlich ist aber die Urkunde mit dieser ausdrücklichen Bestimmung früher (1353) als die Urkunde in der diese Bestimmung fehlt und auf die sich Eck, ohne ihr Datum (1362) anzugeben, stützt. Den Dienstfürsten fehlt diese Freiheit von Anfang an (vgl. die richtigen Folgerungen bei Struve, S. 56).

In den Abschnitten über die Dienstleute ist natürlich die Anlehnung vor allem an die Arbeiten Pavlov-Sil'vanskijs und Ključevskijs besonders spürbar. Bei der Charakterisierung des mestničestvo (S. 188—190) — der terminus hätte aufgenommen werden müssen — ist der Anteil des Moskauer Staates zu wenig betont, für den es erst notwendig wurde, einen einheitlichen Nenner für die verschiedensten Adelsfamilien und -schichten zu finden, und der erst das mestničestvo zur eigentlichen Entfaltung gelangen ließ. Das Problem der Dienstannahme und -aufsage erfährt keinerlei Förderung (S. 196—200). Dabei sind die Chronikquellen nur sehr bedingt zu gebrauchen, sie handeln fast immer von politischen Zwangslagen. Besonders deutlich zeigt sich der Abzug Moskauer Bojaren nach Rjazań 1356 als Flucht, der Übergang der Bojaren von Tveŕ 1485 und von Smolensk 1514 zu Moskau als Unterwerfung. Den oft zitierten Abfall der Bojaren von Nižnij-Novgorod im Jahre 1392 sieht schon der Chronist als Verrat an. Ferner zeigen die Verträge, daß das Abzugsrecht nur im Rahmen ausdrücklicher fürstlicher Vereinbarungen anerkannt wird, also ein Stück staatlichen Rechtes ist. So sehr die Einwände gegen Miller (S. 215 Anm.) berechtigt sind, so sehr muß doch betont werden, daß sich der Fürst jederzeit für berechtigt hielt, die Garantien freien Abzugs auch aufzuheben. — Richtig und nachdrücklich wird der Unterschied zwischen votčina-Besitzer und pomeščik betont (S. 217 f.); ein Hinweis auf die gleiche, von der Vergabung des Herrschers abhängige Lage des pomesťe und des Dienstfürstenbesitzes wäre angebracht gewesen.

Abgesehen von diesen Einwendungen gegen das Ecksche Buch, erscheint es überhaupt kaum möglich, daß ein Historiker ohne selbständige Benutzung der Quellen die russische Geschichte zu vergleichender Arbeit verwerten kann. Für eine allgemeine Orientierung über die sozialen Verhältnisse Rußlands im angegebenen Zeitraum fehlen in nichtrussischer Sprache ausführlichere Darstellungen. (Die Übersetzung D'jakonovs „Očerki" ins Deutsche, „Skizzen

zur Gesellschafts- und Staatsordnung des alten Rußlands“, Breslau 1931, ist leider unbefriedigend.) Hier kann Ecks Buch als Nachschlage- und Handbuch gebraucht werden. — Der Fettdruck der Zitate und die Zitierung russischer Titel in französischer Übersetzung ist nicht vorteilhaft.

Berlin. W. Philipp.

Voronin, N. N. Očerki po istorii russkago zodčestva. XVI—XVII vv. (Skizzen zu einer Geschichte der russischen Baukunst des 16. und 17. Jahrhunderts.) Moskau und Leningrad 1934. 131 S., 11 Abb. im Text.

Der Verfasser hat ein wahrhaft ungeheures archivalisches und chronistisches Material verarbeitet und vermag Einzelheiten zu verraten, die für alle künftige Beschäftigung mit der russischen Baugeschichte wichtig sein werden, vor allem über die Arbeitsteilung in den Gilden und Zechen, die Beziehungen der Bauhütten und Gewerkschaften untereinander, zu den ausländischen zugewanderten Meistern und zu den Auftraggebern, über die Reglementierung von Bauformen und einzelnen Gebäudeteilen, die der Ausführung vorangehende Baubeschreibung und die Festlegung auf vorhandene Vorbilder, die Herkunft der Baustoffe und über die tatsächliche Funktion solcher Persönlichkeiten, die schon bisher, fälschlich oder mit Recht, als Architekten in den baugeschichtlichen Darstellungen auftraten. So wird, zumal da die eigentliche Kunstbetrachtung dabei nach heutigem Sovetmuster zu kurz gekommen ist, insbesondere der Soziologe das Buch begrüßen. Die Genauigkeit und Vollständigkeit der Angaben übertrifft selbst diejenige der bisher geleisteten wirtschaftsgeschichtlichen Arbeit und vermittelt ein Bild nicht nur der baugewerklichen Soziologie des 16. und 17. Jahrhunderts, sondern der gesellschaftlichen Zustände dieser Zeit im allgemeinen. Doch verläßt der Verfasser mitunter die Grenze der erlaubten Schlußfolgerungen, indem er auch die Formenprobleme nur noch als einen Wandel der soziologischen Bedingungen sehen will, die landschaftliche Differenzierung der mittelrussischen Baukunst dann folgerichtig, aber den Tatsachen zuwider leugnen muß und den künstlerischen Vorrang der Moskauer Gilden abstreitet. Da aber die Betrachtung auch von der sozialgeschichtlichen Seite her unerläßlich ist, erlangt die Schrift Voronins einen noch durch ausgebreitete Kennerschaft vermehrten Wert.

Prag. H. Weidhaas.

Lamzdorf, Dnevnik 1891—1892. (Lamsdorff, Tagebuch 1891—1892.) Moskau-Leningrad 1934. 412 S.

Bereits vor acht Jahren begann das Zentrarchiv mit der Herausgabe der Tagebücher des weil. russischen Außenministers, Grafen Vladimir Nikolaevič Lamsdorff. Der erste Teil dieser Tagebücher, der später auch in einer deutschen Übersetzung erschien, umfaßte die Zeit von 1886—1890, der vorliegende zweite Teil erstreckt sich über die Jahre 1891—1892. Damals bekleidete der Verfasser das Amt eines „Ersten Vortragenden Rats“ im Außenministerium, zu dessen Obliegenheiten u. a. auch die Abwicklung des gesamten schriftlichen Verkehrs mit den diplomatischen Vertretern im Auslande gehörte. Lamsdorff besaß, wie das auch aus seinen Aufzeichnungen erkennbar ist, das unbeschränkte Vertrauen seines von ihm hochverehrten Chefs, des Außenministers N. K. von Giers. Dieser weihte seinen alter ego in die allergeheimsten Angelegenheiten seines Ressorts ein, von denen sogar alte und erprobte Diplomaten, wie der Berliner Botschafter Šuvalov und der Wiener Botschafter Lobanov, ja, selbst der Vizeminister Šiškin nichts erfahren durften. In Lamsdorffs Arbeitszimmer liefen tatsächlich alle Fäden der russischen Außenpolitik zusammen, und Witte nennt ihn in seinen Erinnerungen mit Recht das wandernde Archiv des Außenministeriums.

Dieser allwissende Mann führte nun mit peinlichster Sorgfalt sein Tagebuch und trug darin nicht nur seine eigenen Erlebnisse und seine Gespräche mit maßgebenden Persönlichkeiten, sondern auch sehr umfangreiche Auszüge aus den von ihm durchgearbeiteten diplomatischen Aktenstücken ein. Mitunter finden sich in den Tagebüchern auch ungekürzte Texte besonders wichtiger Dokumente, so z. B. der Brief Giers' an den russischen Botschafter in Paris, Baron Mohrenheim, vom 9./21. August 1891, der bekanntlich die Grundlage der russisch-französischen Entente bildete.

Gerade für die Entstehungsgeschichte dieses Bündnisses liefern die Tagebücher Lamsdorffs sehr viel wertvolles Material. Wir finden hier die Bestätigung, daß Kaiser Alexander III. sich anfänglich den französischen Anbiederungsversuchen gegenüber kühl ablehnend verhalten hat, wobei bei ihm vor allen Dingen seine Abneigung gegen das Regierungssystem der französischen Republik ausschlaggebend war. Im Herbst 1891 trat aber beim Kaiser, scheinbar im Zusammenhang mit seiner Reise nach Kopenhagen, eine Meinungsänderung ein, seine Einstellung Deutschland gegenüber wurde kriegerischer und schließlich ging er ohne

Bedenken auf die Anregung des neuen französischen Botschafters Grafen von Montebello ein, die Entente durch den Abschluß einer Militärkonvention auszubauen, was Giers unter allen Umständen verhindern wollte.

Auch über die Persönlichkeit dieses Staatsmannes und über sein Verhalten zur Bündnisfrage geben die Tagebücher Aufschluß. Wenn Giers im Juli 1891 seinen hartnäckigen Widerstand gegen eine Entente mit Frankreich aufgab, so geschah das zweifelsohne aus der Besorgnis heraus, Rußland könnte durch einen bevorstehenden Beitritt Englands zum Dreibund isoliert werden. Diese Besorgnis wurde noch verstärkt nach dem Eintreffen einer vom französischen Außenminister Ribot über Mohrenheim lancierten Nachricht, daß der Beitritt Englands zum Dreibund bereits eine vollendete Tatsache sei.

Auch die Rolle, die Mohrenheim bei der russisch-französischen Annäherung gespielt hat, erfährt durch die Tagebücher eine wesentlich neue Beleuchtung. Daß dieser Diplomat, der ganz französisch orientiert war, alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um ein russisch-französisches Bündnis zustande zu bringen, war auch früher ausreichend bekannt. Neu dürfte die Tatsache sein, daß bei Mohrenheim dabei auch ganz private und höchst unfaire Beweggründe mitspielten. Lamsdorff berichtet, daß Mohrenheim sich nicht gescheut hat, zum Dank für seine Bemühungen ein Geldgeschenk von seinen französischen Freunden anzunehmen, das sogar in Form einer öffentlichen, von der Redaktion des nationalistischen „Gaulois" angeregten Subskription zusammengebracht wurde.

Auch in die russische Innenpolitik gewähren die Tagebücher manche interessanten Einblicke. Lamsdorffs Urteil über den Kaiser, die Großfürsten und die Drahtzieher der Innenpolitik ist sehr scharf und besonders für den Kaiser wenig schmeichelhaft. Für dessen System bringt Lamsdorff wenig Sympathie auf, erscheint vielmehr als ein Nachzügler aus der liberalen Ära Kaiser Alexanders II.

Berlin. F. Steinmann.

Dorošenko, D. Narys istoriji Ukrajiny. (Abriß der Geschichte der Ukraine.) 2 Bde. Warschau 1932—33. S. 229 u. S. 368. (Abhandlungen des Ukrainischen Wissenschaftlichen Institutes. Bd. IX und XVIII.)

Der vorliegende Abriß der Geschichte der Ukraine von D. Dorošenko ist eine wichtige Erscheinung in der ukrainischen Historiographie. Sie entspricht einem längst empfun-

denen Bedürfnis nach einer objektiven, wissenschaftlich unterbauten und dem heutigen Stand der wissenschaftlichen Forschung angepaßten Geschichte der Ukraine. In einem glänzenden Stil geschrieben, gibt sie zugleich eine lebendige, plastische Darstellung der Schicksale des ukrainischen Volkes im Laufe der Jahrhunderte. Gerade hier liegt die besondere Anziehungskraft der Arbeit. Ein Universitätskursus und zugleich ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes — das sind Eigenschaften, die sie besonders lesenswert machen.

Was diese Arbeit für jeden Studierenden, der sich mit Problemen der ukrainischen Geschichte befaßt, geradezu unentbehrlich macht, sind die Literaturangaben, die jedem Kapitel des zweibändigen Werkes beigegeben sind. Diese, in den früheren allgemeinen Darstellungen der Geschichte der Ukraine nicht vorhandenen oder nur auf kurze Hinweise der wichtigsten Werke beschränkten Angaben dienen einer gründlichen Orientierung über die speziellen Fragen der ukrainischen Geschichte. Leider vermißt man dabei ein Verzeichnis der Quellen und Quellensammlungen, so daß derjenige, dem an einem selbständigen Urteil über dieses oder jenes Problem der ukrainischen Geschichte gelegen ist, an die „Übersicht der ukrainischen Historiographie“ (Prag 1923, ukr.) von D. Dorošenko verwiesen werden muß. Eine zweite wichtige Eigenschaft des Werkes besteht darin, daß es uns den Stand der wissenschaftlichen Kontroverse über die wichtigeren Fragen der ukrainischen Geschichte wiedergibt: beinahe jedes Kapitel enthält eine kurze Übersicht der Forschungsergebnisse, wobei auch die bedeutenderen Neuerscheinungen der historischen Literatur sorgfältig berücksichtigt worden sind.

Der Verfasser gehört nebst Lipinśkyj und Tomašivśkyj zu den bedeutendsten Vertretern der sogenannten „staatlichen“ (deržavnyćkyj) Richtung in der ukrainischen Geschichtsschreibung. Daraus erklärt sich, daß er vor allem denjenigen Gestalten der ukrainischen Geschichte mehr Platz einräumt, die für den Aufbau der Ukraine Wichtiges geleistet oder ihrem Streben nach freier, von außen unbehinderter Entfaltung ihrer Kräfte eine maßgebende Wendung gegeben haben. Die Persönlichkeiten und Taten Chmelnyckyjs, P. Dorošenkos und Mazepas finden daher besondere Berücksichtigung. Die Zeit Mazepas, in zwei Kapiteln dargestellt, scheint mir besonders gelungen zu sein: in kurzen, klaren Formulierungen wird die Lage der Ukraine und die Wirksamkeit Mazepas durchaus zutreffend geschildert. Ich bin freilich nicht in allem mit dem Ver-

fasser einverstanden: wenn z. B. der Verfasser den Übertritt Mazepas zu den Schweden so darstellt, als ob der ukrainische Hetman hierzu von der Kosakenobrigkeit angetrieben wäre, so kommt die Persönlichkeit Mazepas etwas zu kurz dabei. Meiner Meinung nach waren es in erster Linie seine Ideen und seine Pläne, die erst der Kosakenobrigkeit Ziel und Richtung gaben, wenn dies auch auf vorsichtigen Umwegen geschah. Auch die Gestalt des Hetmans P. Dorošenko erscheint in ganz anderem Lichte als etwa in der bekannten Monographie von Kostomarov. Ein Novum bietet die eingehende Schilderung der Geschichte des Hetmanats (heťmanščyna) im 18. Jahrhundert, die bisherigen allgemeinen Darstellungen von M. Hruševśkyj oder O. Efimenko haben darüber nur sehr kurz und unvollständig berichtet.

Was den Inhalt anbetrifft, so sei hier ein kurzer Hinweis auf die Anordnung des Stoffes gestattet. Der erste Band (15 Kapitel) enthält eine kurze historiographische Einführung (I), das Schema der Geschichte Osteuropas in Verbindung mit der Geschichte der Ukraine (II), die Vorgeschichte der Ukraine (III), die Kiever Ruśperiode (IV—VI), das galizisch-volhynische Fürstentum (VII), den litauisch-ruthenischen Staat (VIII—IX), die Ukraine unter Polen (X, XII), das Kosakentum bis zur Zeit Bohdan Chmeľnyckyjs (XI, XIII—XV). Im zweiten Band (15 Kapitel) behandelt: Bohdan Chmeľnyckyj (I—II), Von Chmeľnyckyj bis Dorošenko (III), P. Dorošenko (IV), Mazepa (V, VII), die Organisation des ukrainischen kosakischen Staates (VI), die ukrainische Geschichte im 18. Jahrhundert (VIII—XII), im 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts (XIII—XV).

Es ist keine leichte Aufgabe, auf insgesamt 572 Seiten die Geschichte der Ukraine nebst Literaturangaben und wissenschaftlichen Kontroverse darzustellen. Für die tatsächliche Darstellung bleibt manchmal zu wenig Raum. Das fällt besonders im ersten Band auf: die Zeit der ersten Kiever Fürsten oder des Kosakentums in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist beispielsweise eher gestreift als gründlich erörtert worden. Auch die letzten zwei Kapitel des zweiten Bandes zeigen bedauerliche Kürzungen. Der Geschichte der Ukraine zu Beginn des 20. Jahrhunderts bleiben nur einige wenige Sätze vorbehalten.

Der Arbeit ist auch ein Register (S. 345—361) beigegeben worden.

Berlin. B. Krupnitzky.

Maciejemska, W. Jadwiga Królowa Polska, Monografia historyczna. (Hedwig, Königin von Polen, eine historische Monographie.) Krakau 1934. 169 S.

Die Bemühungen um die Kanonisation der Königin Jadwiga sind in der letzten Zeit verstärkt worden. Nicht nur dieser aktuelle Anlaß, sondern auch die hervorragende Stellung, welche die jugendliche Herrscherin im Verlaufe der polnischen Geschichte einnimmt, drängen immer wieder zu einem erneuten Studium ihrer Persönlichkeit. Zwei amerikanische Arbeiten (Ch. Kellog, Jadwiga. Poland's great queen, New York 1932 und N. M. Gardner, Queen Jadwiga of Poland, Westminster 1934) verfolgen populär-wissenschaftliche Zwecke. Mehrere polnische Spezialuntersuchungen (J. Karwasińska 1927, J. Dąbrowski und A. Strzelecka 1933) haben auf neues Quellenmaterial aufmerksam gemacht. Eine Schülerin von Halecki hat sich der Aufgabe unterzogen, ein nach allen Seiten hin abgerundetes Bild der Königin herzustellen. In seinem Gesamtaspekt bezeugt es methodische Sicherheit und historische Feinfühligkeit.

Die Verfasserin beschreibt in den ersten fünf Kapiteln die politischen Verhältnisse in Polen (S. 1—110). Sie berücksichtigt die verschiedenen Spannungen innerhalb des eigenen Staates und die Beziehungen zu dem Ausland, besonders zu Ungarn und Litauen. Alle diese Ausführungen kreisen um den Mittelpunkt des Buches, um Jadwiga. Sie wurde zwischen Ende Dezember 1373 und Anfang Februar 1374 als Tochter des Königs Ludwig von Ungarn und Polen geboren. Für verschiedene Fragen ist die genaue Kenntnis ihres Geburtsdatums von großem Wert. Die bisherige Unsicherheit des genauen Zeitpunktes ist durch J. Dąbrowski beseitigt worden (Przegląd Powszechny, November 1933, besonders S. 202, Anm. 1). Im Jahre 1378 fand die Verlobung der vierjährigen Prinzessin mit dem achtjährigen Wilhelm von Habsburg statt. Der frühe Tod des Königs Ludwig warf alle ursprünglichen Erbschaftspläne über den Haufen. Seine elfjährige Tochter Maria wurde 1382 auf den Thron Ungarns erhoben. Die polnische Königskrone sollte von der jüngeren Schwester getragen werden. Der Termin der Krönung wurde immer wieder verschoben. Endlich im Mai oder Juni 1384 zog Jadwiga in die Hauptstadt Polens ein (der Tag ihrer Ankunft ist unbekannt). Es galt nun, einen Gemahl für sie zu wählen. Wilhelm von Österreich kam nach Krakau. Sein dortiger Aufenthalt, seine Hoffnung und sein Mißerfolg werden mit interessanten Einzelheiten geschildert (S. 50 ff.). Die im kind-

lichen Alter stehende Königin mußte sich in ihr Schicksal fügen und den Fürsten Jagiello heiraten (18. Februar 1386). Es ist bekannt, daß mit dieser Verbindung von Polen und Litauen eine neue Periode der osteuropäischen Geschichte anhebt. Die Eingliederung Rotrußlands in das polnische Reich wird genau erörtert. Die Streitigkeiten mit dem Deutschen Ritterorden werden beleuchtet, wobei die eigentlichen Führer auf beiden Seiten deutlich herausgestellt werden. Des öfteren wird über die Haltung und die Pläne des Witold gesprochen. Man wundert sich, daß die Arbeit von Pfitzner über Witold (Brünn 1930) unberücksichtigt geblieben ist. Es fällt auf, daß die neuere deutschsprachige Literatur über die Ordensritter (z. B. C. Krollmann) nicht erwähnt wird. Das stete Zurückgreifen auf die Quellen ist gewiß löblich und erforderlich, aber bei zwiespältigen Interpretationen wichtiger Ereignisse muß auch der deutsche Standpunkt gewürdigt werden. Die Verfasserin führt aus, daß Jadwiga sich stets vermittelnd, versöhnend und friedliebend zeigte.

Die letzten vier Kapitel sind kulturgeschichtlichen Studien gewidmet. Zuerst wird über das Verhältnis der Königin zur Kirche gehandelt (S. 111—133). Die 18jährige Herrscherin verfocht mit großer Energie ein bestimmtes Programm, das z. B. an Hand der schwierigen Besetzungsfrage des Krakauer Bistums im Jahre 1392 nachgewiesen wird. Umsichtig und sorgfältig sind alle ihre Äußerungen und Handlungen auf diesem Gebiete zusammengestellt. Mit Recht wurde sie auctrix indefessa cultuum divinorum et protectrix ecclesiae genannt. Ihre Bedeutung für den Um- und Ausbau der Krakauer Universität sowie für das geistige Leben Polens wird unterstrichen. Über ihre Umgebung und über das Leben des Hofes konnten, besonders auf Grund der erhaltenen Rechnungsbücher, wertvolle Notizen mitgeteilt werden. Am 22. Juni 1399 brachte die Königin eine Tochter zur Welt, die aber nur bis zum 13. Juli lebte. Am 17. Juli starb auch die Mutter. Mit ihrem Kinde wurde sie in der Kathedrale auf dem Wawel beigesetzt.

Jadwiga wurde kaum 25 Jahre alt, und doch leuchtet ihr Name in den Annalen der polnischen Geschichte. W. Maciejowska zeichnet ihre Gestalt inmitten der verwickelten Zustände des ausgehenden 14. Jahrhunderts. Um die Lage Polens zu bestimmen, werden die näheren und entfernten Nachbarn herangezogen. Neben der Kurie und dem französischen Hof finden auch Byzanz und der Türkenstaat Erwähnung. Die Verbindung mit dem Osten ist besonders

deutlich herausgearbeitet dank der vorzüglichen Aktenedition über die Union Polens mit Litauen (Akta unji Polski z Litwą, 1385—1791, herausg. von St. Kutrzeba und W. Semkowicz, Krakau 1932). Neben der vortrefflichen Verwertung der Quellen berührt auch der warme Ton der Darstellung angenehm. Ein deutscher Autor hätte zweifellos noch größeren Nachdruck auf die Verhandlungen mit dem Ritterorden gelegt, als es in dem Buch geschehen ist. Außerdem hätte er mitunter die Gelegenheit benutzt, die deutsche Kolonisation im Südosten Polens hervorzuheben. In der Auffassung der eigentlichen Entwicklung und Wirkung der Königin Jadwiga gäbe es aber kaum einen Unterschied.

Berlin. B. Stasiewski.

Kantak, K. Bernardyni Polcy. (Die Bernardiner in Polen.) Bd. I, 1453—1572. Lemberg 1933. XXIII + 324 S.

In den ersten Jahrzehnten der polnischen Kirchengeschichte spielen Mönche aus dem Orden des hl. Benedikt eine gewisse Rolle. Ihre Wirksamkeit wird allenthalben beachtet und hervorgehoben. Auch die seelsorgliche und kulturelle Bedeutung der Bettelmönchsorden und der Jesuiten für Polen ist dem Geschichtskundigen bekannt. Die Bernardiner aber, die eine strenge Richtung des Franziskanerordens bilden, sind von der Forschung bisher vernachlässigt worden. Das Jahr 1933 hat uns nun gleich zwei zusammenfassende Darstellungen geschenkt. Die eine stammt aus der Feder des greisen Franziskanerpaters Bogdalski und enthält eine Geschichte der Bernardiner in Polen auf dem Hintergrunde der gleichzeitigen Ereignisse von 1453 bis 1530.[1] In sechs Jahrzehnten hat der Verfasser die weit verstreuten Quellen gesammelt, gesichtet und in etwas breiter Erzählung vorgelegt. Ein größeres Ziel hat sich K. Kantak, Professor am Priesterseminar in Pinsk, gesteckt. Er zeichnet die Entwicklung der Bernardiner von ihrem ersten Auftreten in Polen bis zur Gegenwart. Der erste Band schließt mit dem Jahre 1572, ein sinnvoller Einschnitt, denn bis zu diesem Zeitpunkt erfüllte sozusagen der Geist des Mittelalters Leben und Denken der Mönche. Unmittelbar danach wirkten sich in Polen die Bestimmungen des Trienter Konzils aus, die Gegenreformation erzielte ihre ersten großen Erfolge.

Es war eine reizvolle Aufgabe für einen Historiker, das

[1] Cz. Bogdalski, Bernardyni w Polsce, zarys dziejów na tle współczesnych wydarzeń, Bd. II, Krakau 1933.

reichhaltige Archivmaterial, die zahlreichen Predigtniederschriften und die Aufzeichnungen der einzelnen Konvente auf den geschichtlichen Kern hin zu untersuchen. Kantak hat seit dem Jahre 1908 eine stattliche Reihe von Spezialstudien veröffentlicht, die einzelne Quellenfragen klären und sich mit einigen hervorragenden Persönlichkeiten der polnischen Bernardiner beschäftigen.[2] Auf Grund dieser Vorarbeiten und ausgezeichneter Quellenkenntnisse wagte er ein zusammenfassendes Werk, das im allgemeinen Anerkennung und Zustimmung gefunden hat.[3]

Nach einem lateinischen Prooemium, das einen Überblick über Aufbau und Ergebnisse des ersten Bandes bietet, und einem umfangreichen Quellennachweis (S. XV—XXIII) beginnt die Darstellung mit der Ankunft des hl. Capistran in Krakau (28. September 1453). Man vermißt eine kurze Schilderung des hl. Bernardin von Siena († 1444). Johann von Capestrano (so lautet sein Geburtsort in den Abruzzen) kann nur verstanden werden, wenn man ihn mit dem geistigen Vater der franziskanischen Reformbewegung und dem Erneuerer des religiösen Lebens in Italien vergleicht. Außerdem verdient der Mann, dessen Schülern und Anhängern die ganze Arbeit gewidmet ist, unbedingt auf den ersten Seiten eine genaue Charakteristik.[4] Sein Werk fand schnell weite Verbreitung, auch im Reich der Jagiellonen. Schon 1467 kam es zu einer selbständigen polnischen Provinz mit zwölf Konventen. Das zweite Kapitel enthält Nachrichten über die äußere Entwicklung und den weiteren Aufschwung des Ordens in Polen, der vor allem dem unermüdlichen Eifer der Provinziale zu verdanken war.[5] Eine reichhaltige Fundgrube für die Geschichte der ersten Bernardinermönche liegt in dem Memoriale ordinis minorum de observantia vor, das Johann von Komorowo zum Verfasser hat.[6] Die Regel des hl. Franziskus bildet die Grund-

---

[2] Vgl. die Aufzählung von 21 Titeln im Verzeichnis der Abkürzungen, Kantak, Bd. I, 1933, S. XVI f.

[3] X. P. Czaplewski, Miesięcznik diecezyi chełminskiej, Pelplin 1933, S. 716—718. — M. N., Przegląd Powszechny, Bd. 199, Krakau 1933, S. 331—333. — R. Steuer, Deutsche wissenschaftliche Zeitschrift für Polen, Heft 27, Posen 1934, S. 158—161.

[4] Zur Orientierung B. Stasiewski, Der heilige Bernardin von Siena. Untersuchungen über die Quellen seiner Biographen, Franziskanische Studien, Beiheft 13, Münster 1931, und V. Facchinetti, San Bernardino da Siena, Mistico sole del secolo XV, Mailand 1933.

[5] Ihre Liste von 1467—1523 bei Kantak, a. a. O., S. 59—61, für die Jahre 1520—1570, ebenda, S. 244—245.

[6] Herausg. von X. Liske und A. Loskiewicz, Monumenta Poloniae Historica, Bd. 5, Lemberg 1888, S. 1—418.

lage der Ordensverfassung, die durch die constitutiones Martinianae im 15. Jahrhundert zur Richtschnur der Observanten und Bernardiner abgewandelt wurde. Die Auswirkungen dieser Bestimmungen in der Erziehung und im inneren Leben der Mönche, die Leistungen im Kirchengesang und in der Predigt werden verdeutlicht (Kapitel 3 und 4). Besonders erwähnenswert ist die Missionstätigkeit in Litauen und in Rußland (Kapitel 5), sowie die Auseinandersetzung mit dem Protestantismus (Kapitel 6). Der Kampf mit dem neuen Glauben spiegelt sich in vielen Predigten wider: Die Bernardiner wandten sich als erste gegen Martin Luther. Bernardin von Drebowa hat in Thorn damit begonnen (S. 212/13), Clemens Ramult von Radymno wurde dadurch berühmt (S. 220 ff.). Zahlreiche Proben aus den handschriftlich erhaltenen Reden gewähren einen Einblick in die Art der Polemik und Beweisführung. Die Jesuiten führten später neue Methoden der religiösen Betätigung ein (Exerzitien, Organisation von Schulen). Davon ist bei den Bernardinern nicht die Rede. Sie stützten sich auf die alten Mittel; sie wirkten durch Predigt, Almosen, fromme Lieder und Bruderschaften (S. 233). Ihre Erfolge dürfen nicht unterschätzt werden, sie haben sicher viele Gläubige der römischen Kirche treu erhalten. Abschließend wird auf die Bernardinerinnen und auf die schriftstellerische Tätigkeit im Orden hingewiesen (Kapitel 7 und 8).

Die Lektüre dieses Buches wird zu einem Genuß, so oft man auf neue, aus den Archiven ermittelte, Nachrichten stößt, die besonders für die Geistesgeschichte des 16. Jahrhunderts bedeutungsvoll sind. Die Spezialliteratur ist verhältnismäßig gering.[7] Die vorhandenen kirchengeschichtlichen und ordensgeschichtlichen Arbeiten vervollkommnen das Bild, das sich in den Quellen zeigt. In dieser Beziehung hätte sich der Verfasser keine Einschränkungen auferlegen sollen. Ein Vergleich wie „Protestantismus in Deutschland und Polen“ muß breiter und gründlicher durchdacht werden, als es auf S. 202 ff. geschehen ist. Auch die politischen Situationen, die des öfteren gestreift werden, verlangen statt einer oberflächlichen Orientierung eine tiefe und ausführliche Behandlung. Erst dann kämen der Wert und die Individualität unseres franziskanischen Ordenszweiges richtig zur Geltung. Gewiß, dann wäre der Band um ein Beträchtliches umfangreicher geworden. Und

---

[7] Kantak führt als neuere Autoren in Bd. II, S. XIV, nur an: S. Barącz, St. Chodyński, Golichowski, Bogdalski und Kantak.

der zweite Band,[8] der die Geschichte von dreieinhalb Jahrhunderten umspannt, hätte mindestens die doppelte Stärke erhalten müssen. Vielleicht hat der Verfasser bewußt auf diese Vertiefung verzichtet. Das muß vom wissenschaftlichen Standpunkt aus bedauert werden. Dieser Verzicht ermöglichte aber die rasche Vollendung des Planes, der mit Hilfe von vielen unedierten Materialien eine deutliche Anschauung von der Wirksamkeit der Bernardiner in Polen gewährt.

Berlin. B. Stasiewski.

Sliwiński, A. Joachim Lelewel. Zarys biograficzny. Lata 1786—1831. (Biographische Skizze. 1786—1831.) Warschau 1932. XII + 434 S.

Das vorliegende Buch stellt die zweite Auflage einer vor dem Kriege geschriebenen und 1918 erschienenen Untersuchung dar, die damals wenig Beachtung fand. Für diese neue Ausgabe hat der Verfasser umfangreiches, ihm früher nicht zugängliches Archivmaterial und auch Neuerscheinungen über den polnischen Aufstand von 1830—31 herangezogen. Des Verfassers Grundanschauung über Lelewel hat sich nicht geändert, was er im Vorwort ausdrücklich vermerkt; die neuen Quellen boten ihm aber die Möglichkeit, neue Einzelheiten mitzuteilen und viele Fragen nun ausführlicher zu beleuchten.

Der bekannte Historiker Lelewel (Lölhöffel, Deutscher seiner Herkunft nach) vermied es, in Königsberg zu studieren, wohin ihn seine deutschen Verwandten einluden, um nicht „unfreiwillig germanisiert zu werden". Er war ein eifriger polnischer Patriot und verband seinen Namen aufs engste mit dem polnischen Aufstand von 1830—31 und der späteren Emigration. Gut ausgerüstet mit reichem Archivmaterial und gedruckten Quellen verfolgt Sliwiński Schritt für Schritt Lelewels Biographie. seine Kindheit in Warschau und auf dem Lande. den Elementarunterricht unter Leitung eines Piaristen-Mönches zuerst zu Hause, darauf im Piaristen-Konvikt, schließlich in Wilna an der berühmten Universität (1804—1808), wo sich Lelewels wissenschaftliche Interessen endgültig gestalteten. Nach Beendigung der Universität war er einige Jahre am Kremenecer Lyzeum in Wolhynien, als Bibliothekar in Warschau und seit 1815 als Geschichtsprofessor an der Wilnaer Universität tätig. Hier blieb Lelewel bis 1824 (mit einer Unter-

[8] Kantak, Bernardyni Polscy, Bd. II, 1573—1795—1932, Lemberg 1933, XXXI + 595 S.

brechung von 1818—1822, als er nach Meinungsverschiedenheiten mit dem Kurator der Universität Fürst Czartoryski Bibliothekar in Warschau wurde). Nach Auflösung der Studentenvereinigungen, u. a. der Philomathen und Philareten, warf damals der Senator Novosil'cev Lelewel ein Sympathisieren mit diesen Richtungen vor.

Bereits in Wilna inmitten seiner wissenschaftlichen und pädagogischen Tätigkeit wurde Lelewel zum Abgott der Jugend, weil er für ihre freiheitlichen Bestrebungen Verständnis zeigte und sich wohlwollend ihnen gegenüber verhielt. In Warschau sah man in Lelewel den ideellen Führer der Revolution. 1828 wurde er als Deputierter in den Sejm gewählt und er nahm am Sejmkampf um die Erhaltung der Konstitution des Jahres 1815 lebhaften Anteil. Bei der Vorbereitung zum Novemberaufstand von 1830 spielte er eine große, leider aber klägliche Rolle. Es erwies sich, daß dieser begeisterte Republikaner und Volkstribun, der es verstanden hatte, die Herzen der Jugend zu entflammen, keinen klar ausgearbeiteten Plan besaß, kein bestimmtes Programm, daß er weder Initiative noch Energie zeigte, kein offenes Auge für die Situation und, was am schlimmsten war, selbst kein Verständnis für seine eigene Lage besaß (S. 182). Der berühmte Historiker, der so eingehend und klar über die Vergangenheit urteilen konnte, entbehrte der Gabe, die Zukunft vorauszuahnen (208). Er war der Stellung eines Revolutionsführers nicht gewachsen. In seinem Projekt des Revolutionsmanifestes an das Volk fand er, der Demokrat und Republikaner, nicht ein Wort für das Bauerntum, er erwähnte nicht einmal die Notwendigkeit einer Verbesserung der Lage des Bauerntums; er unterließ es auch, etwas über die historische Rolle Polens und ihre Bedeutung für ganz Europa zu sagen (241).

Trotzdem sah die revolutionierende Jugend in ihm den Führer, und man wollte ihn, der soviel Beweise der Unfähigkeit, einen Ausweg aus der schweren Lage zu finden, geliefert hatte, unbedingt an der Spitze der Bewegung sehen (242). Erst nachdem Lelewel als praktischer Politiker, Vorsitzender des „Patriotischen Klubs", als Sejmredner und Minister der Revolutionsbewegung versagt hatte, büßte er gegen Ende des Aufstandes seine Popularität ein. Während der ganzen Zeit des Aufstandes seit November 1830 bis September 1831 war Lelewel nach Sliwiński „weder aktiv unter jenen, die den Aufstand begonnen hatten, noch schloß er sich denen an, die das Feuer löschen wollten. Er befand sich zwischen zwei Lagern, selbst ohne einen leiten-

den Gedanken... Die Wogen der Revolution hatten ihn in die Höhe gehoben ohne seinen Wunsch und Willen. Er ließ sich von der Strömung mitreißen, er schwamm auf den Wellen wie ein Kahn ohne Steuer von einem Ufer zum anderen geworfen, ohne die Richtung der Ereignisse zu kennen. Lelewels Tragödie bestand darin, daß man in ihm einen Führer sehen wollte, während er nur ein Banner war" (395).

Trotzdem war Lelewel ein guter Patriot, zu einem jeden persönlichen Opfer bereit. Als die Katastrophe anbrach und russische Truppen Warschau besetzten, verließ Lelewel mit wenig Handgepäck zu Fuß die Stadt gemeinsam mit den Resten der polnischen Armee: er ging der unbekannten Zukunft, der Verbannung, entgegen und bewahrte sich seine Prinzipien und Überzeugungen bis zu seinem Lebensende.

Die Biographie Lelewels in der Darstellung von Sliwiński ist mit einer Schilderung der polnischen Revolution von 1830—31 eng verbunden. Wir besitzen hier eine sorgfältige Behandlung der Ereignisse, die dem Aufstand vorangingen, wie der politischen Stimmungen, eine plastische Schilderung des Revolutionsverlaufs neben meisterhaften Charakteristiken der politischen und militärischen Führer: des Fürsten Lubecki, der sich bemühte, ein Zerwürfnis mit Rußland zu verhindern und den Aufstand in die Rahmen einer politischen Demonstration zu bringen, des Fürsten Czartoryski mit seinen eifrigen Bemühungen, die nicht von ihm geschaffene Lage durch eine europäische Einmischung zu retten, der unbegabten aber überheblichen Generale Chłopicki, Skrzynecki, Krukowiecki, die im Innersten die Revolution verachteten und bereit waren, sie zu verraten: daneben die edlen Gestalten junger Enthusiasten, sie hatten die Revolution hervorgerufen, verzichteten aber freiwillig auf die Bekleidung höherer Posten, damit ihnen nicht der Vorwurf egoistischer Handlungsweise gemacht werden könne. Wir sehen die Gestalt des Großfürsten Konstantin Pavlovič: seine unentschlossene Haltung bewirkte, daß sich das Pagenkorps der Revolution anschloß. Am plastischsten hebt sich aber von diesem Hintergrund die tragische Gestalt Lelewels ab. Er war hoffnungslos hineingezogen ohne Boden unter den Füßen in diesen furchtbaren Aufstand und den für das isolierte Kongreß-Polen nicht tragbaren Krieg mit einem so starken Gegner, wie Rußland das unter Nikolaus I. war.

Sliwińskis Buch zeichnet sich durch einen leichten.

plastischen Stil aus. Es nimmt in der zahlreichen Literatur über den polnischen Aufstand von 1830/31 eine beachtliche Stelle ein, und wir warten mit Spannung auf das Erscheinen des zweiten Bandes, der uns Lelewel in der Verbannung an der Spitze des republikanisch-demokratischen Lagers der polnischen Emigration schildern soll.

Prag. D. Dorošenko.

Srokowski, St. Z dni zawieruchy dziejowej 1914—1918. (Aus historischen Sturmtagen 1914—1918.) Krakau 1933. V + 337 S. + 6 Taf. + 2 Karten.

Der Verfasser, ein recht bekannter polnischer Schriftsteller aus Galizien, beschreibt vom Standpunkt eines polnischen Patrioten seine Eindrücke und Erlebnisse während der Kriegszeit. Sein politisches Glaubensbekenntnis tritt besonders im Gespräch hervor, das er mit Stanisław Grabski, dem späteren polnischen Minister, zu Beginn des Krieges führte. Beide vermuteten, der Krieg würde mit dem Zerfall Österreich-Ungarns, einer Niederlage Deutschlands und dem Siege Rußlands endigen. Sie wünschten beide Rußland den Sieg, weil sie sich davon zum mindesten eine Vereinigung der polnischen Gebiete unter Rußland versprachen. Einen einseitigen Sieg Deutschlands hielten sie für den schwersten Schlag, der das polnische Volk überhaupt treffen könnte (S. 5). Auch in der Folgezeit verblieb Srokowski bei seiner russischen Orientierung, bis jenes Ereignis eintrat, das weder er noch Grabski vorausahnen konnte, die Niederlage sowohl Deutschlands als auch Rußlands.

Bei Kriegsausbruch war Srokowski in Tarnopol. Er schildert die ersten Kriegstage, die Räumung Tarnopols und Lembergs durch die Österreicher und die Einnahme Lembergs, wo er zurückgeblieben war, durch die Russen, die Art der russischen Okkupation, die seine russophilen Sympathien etwas erkalten ließ, die Tätigkeit der polnischen Organisationen, der Hilfskomitees für die Kriegsopfer usw. Im Juli 1915, als Lemberg von den Russen geräumt wurde, reiste er nach Rußland. Bis 1918 bleibt er in Kiev; er unternimmt kleinere Reisen in das Černigover Gebiet und nach Charkov. Schließlich wird er Augenzeuge der Revolution und der ukrainischen nationalen Bewegung. Ihn interessiert besonders das Leben der polnischen Gesellschaft in der Ukraine: er beschreibt genau die polnischen Organisationen, besonders die Tätigkeit der polnischen Schulen und kulturellen Bildungsvereine. Die ukrainische nationale Bewegung 1917—1918, die Proklamierung der Selbst-

ständigkeit der Ukraine, der Wechsel der Regierungen — lösen in ihm keine besonderen Sympathien aus und interessieren ihn nicht sonderlich. Der Maßstab seiner Bewertung ist stets — der Nutzen oder Schaden für die polnische Sache. Er schildert den Kampf der Ukrainer mit den Bolschewisten, die vorübergehende Besetzung Kievs durch die Bolschewisten, jenen Eindruck, den die Nachricht vom Brest-Litovsker Frieden auf die Polen in der Ukraine ausübte. Er beschreibt das Einrücken der deutschen und österreichischen Truppen in die Ukraine. Sehr eingehend verweilt er bei der nationalen Aufklärungsarbeit der Polen in der Ukraine, die in der selbständigen Ukraine große Ausmaße annahm; er unterstreicht die Verdienste der Polen aus Galizien, die pädagogisch und kulturell führend waren. und hebt die recht gleichgültige Einstellung der Polen in der Ukraine diesen Bestrebungen gegenüber hervor. Im Sommer 1918 fährt Srokowski nach Österreich; er wird in Tarnopol seiner österreich-feindlichen Sympathien wegen arretiert; es gelingt ihm jedoch, die Freiheit bald wiederzuerlangen. Er geht nach Lemberg, darauf nach Krakau und wird hier Zeuge der Beseitigung der ihm verhaßten österreichischen Wappen von den Regierungsgebäuden und der Einnahme der Stadt durch das polnische Militär.

Der Verfasser sieht den Wert seines Buches darin, daß er seine Erinnerungen ohne Heranziehung irgendwelcher Literatur niederschrieb. Aber gerade das ist sehr zu bedauern. Hätte er irgendwelche Quellen benutzt, so gäbe es bei ihm viel weniger Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten. Er hätte z. B. erfahren können, daß Forgách Graf und bekannter österreichisch-ungarischer Diplomat war und in Kiev nicht als Konsul, sondern als Leiter der diplomatischen Mission tätig war. Ebenso unrichtig ist die Behauptung, Graf Forgách habe nichts von polnischen Dingen verstanden; seine ganze Politik in Kiev war bekanntlich auf die Wahrnehmung der polnischen Interessen in Galizien und im Cholmer Lande gerichtet. Auf seine Initiative hin wurde das geheime Abkommen zwischen Österreich und der Ukraine über die Teilung Galiziens in ein polnisches und österreichisches Gebiet annulliert. Natürlich wäre es auch nicht schwer gewesen, die Namen solcher ukrainischer Führer wie Hruševśkyj und Petljura festzustellen, statt sie falsch zu zitieren, oder solche Mitteilungen zu vermeiden, daß die „18jährige Jüdin Bosch" bolschewistischer Kommissar in Kiev gewesen sei usw. Die Reihe dieser Ungenauigkeiten ließe sich noch beliebig vergrößern.

Falls den Erinnerungen von Srokowski irgendein Wert für die Geschichte zukommt, so nur in jenen Teilen, wo er Mitteilungen über die polnische nationale Arbeit während der Kriegszeit in der Ukraine macht.

Prag. D. Dorošenko.

Lück, K. Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens. Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft im ostmitteleuropäischen Raum. Plauen im Vogtland 1934. 680 S. (Ostdeutsche Forschungen, hrsg. von V. Kauder.)

Das Buch ist der Historischen Gesellschaft für Posen zu ihrer in diesem Jahre stattfindenden 50. Jahrfeier gewidmet. Es erwuchs aus einer Arbeitsgemeinschaft dieser Vereinigung. Der Verfasser ist von zahlreichen Helfern und Förderern in jeder Beziehung unterstützt worden (S. XI f.). Dr. Rauschning hat ein Geleitwort an den Anfang gestellt. Der erste Satz der Einführung zeigt deutlich, welcher Absicht die Publikation dienen soll: „Mein Werk versucht zum erstenmal eine zusammenfassende Darstellung der Kräfte, die Polen im Laufe einer tausendjährigen Entwicklung bei seinem deutschen Nachbarn geliehen hat, um mit ihrer Hilfe seine Stellung als ‚Vormauer der westlichen Zivilisation' (przedmurze kultury zachodniej) zu unterbauen" (S. 1). Vom Herausgeber wird betont, daß es sich um eine leidenschaftslose streng wissenschaftliche Untersuchung handele (S. IX). Häufige wörtliche Zitate aus polnischen Arbeiten sollen „den polnischen Löwenanteil des Verdienstes an der Erarbeitung unserer geschichtlichen Erkenntnisse sichtbar hervortreten lassen" (S. 4). Durch eigene Forschungen hat Kurt Lück verbreitete Anschauungen in wesentlichen Punkten korrigiert. Deutschland wird stets voller Stolz auf die deutschen Kulturleistungen im Osten schauen. Das „darf nichts mit nationaler Überheblichkeit gemein haben." Von Ehrfurcht muß die ganze Forschungsarbeit getragen sein (S. 4).

Das erste Kapitel weist auf die deutsch-reußischen Beziehungen und Polen bis 1340 hin (S. 5—18). Kein Zweifel, daß schon um das Jahr 1000 deutsche Geistliche und Ritter nach Polen eingewandert waren. St. Zakrzewski spricht davon, daß Bruno von Querfurt in der Geisteskultur Bolesław Chrobrys den allerersten Platz einnahm. Bei dieser Gelegenheit wird darauf hingewiesen, daß die Fürstin Olga von deutschen Geistlichen getauft sei. Diese Meinung ist aber verfehlt. Olga empfing 954 in Byzanz das Sakrament

der hl. Taufe.[1] Die wirtschaftlichen, dynastischen, kirchlichen und politischen Verbindungen zwischen Deutschland und Reußen[2] werden betrachtet. Ein Einströmen des Deutschtums in die südöstlichen Grenzgegenden Polens steht fest, wenn auch zahlenmäßige Vorstellungen schwer zu erhalten sind.

Nach diesem Überblick wird die mittelalterliche deutsche Kolonisation in Polen beschrieben (S. 19—55). Zunächst wirft Lück die Frage nach der Entstehung der Städte auf. Die Forschungsergebnisse von St. Kutrzeba und J. Ptaśnik (Kolonialtheorie) werden wiedergegeben, die modernen Verfechter der „organischen Entwicklung" (Tymieniecki und Maleczyński) kritisiert. Danach wird die deutsche Kolonisation in Schlesien, Großpolen, Kujawien, Pommerellen, Masowien und Kleinpolen geschildert. Die weiter im Osten liegenden Städte hatten keineswegs eine schwächere deutsche Bevölkerung als die im Westen entstandenen Gründungen, wie man oft behauptet hat. Es erhoben sich gegen die Deutschen in der Mitte des 13. Jahrhunderts feindliche Stimmen und Maßnahmen. Gerade dieses Problem verdient eine genaue Behandlung, auf anderthalb Seiten läßt es sich nicht erschöpfen (S. 45—46). Die Ostpolitik der letzten beiden Piasten spannt deutsche Kräfte in den polnischen Drang nach Osten ein.

Diese Entwicklung wird im dritten Kapitel in ihre einzelnen Faktoren zerlegt: die Deutschen als Schöpfer wichtiger Grundlagen der mittelalterlichen polnischen Ostwanderung (S. 56—172). Durch ein sorgsam hergestelltes statistisches Material wird der überaus große Anteil der Deutschen als Gründer und Bewohner der Städte Rotreußens bewiesen. Lück setzt sich mit Bujak auseinander und drückt den Anteil der Polen im 14. Jahrhundert auf ein Minimum herab. Auch die Bauernsiedlungen lassen sich zum größten Teil auf deutsche Bauerneinwanderungen zurückführen. Eine Reihe deutscher Dörfer wurde durch die Feststellung des ersten zeitlichen Nachweises und des ältesten Namens, durch die Siedlungsform und die erhaltenen Siedlernamen ermittelt. — Auch der Anteil an der polnischen Herrenschicht in den reußischen Ostmarken ist bedeutend. Sie wurde allerdings rascher als die Bauern und Städter

[1] N. de Baumgarten, Saint Vladimir de Russie et la conversion de la Russie, Orientalia Christiania, Bd. XXVII, Nr. 79, Rom 1932, S. 61.

[2] S. 469, Anm. 47: „Der alte deutsche Name für Ruś ist Reußen." — Vgl. dazu auch die interessanten Ausführungen von D. Dorošenko in dieser Zeitschrift, Bd. 9, S. 21—67.

vom Polentum absorbiert. Ptaśniks bahnbrechenden Arbeiten wird hohes Lob gezollt. Auch die anthropologischen Bemerkungen Czekanowskis finden Anerkennung. — Für den Aufbau der römisch-katholischen Kirchenorganisationen haben Abraham und Fijałek wichtige Forschungen veröffentlicht. Das Bistum Lebus übte seine Jurisdiktionsgewalt bis nach Reußen aus. Die Dominikaner und viele Weltgeistliche entstammten deutschen Familien. — Mit zahlreichen Beispielen wird die fundamentale Bedeutung der materiellen und geistigen Kultur der deutschen Kolonisation für Polen zum Ausdruck gebracht. Die Deutschen waren Hauptträger des polnischen Außenhandels. Sie zeichneten sich kaum im Edelhandwerk aus. Die polnische Handwerksterminologie hat viele deutsche Lehnwörter übernommen. Die Krakauer Universität hatte durchaus keinen rein polnischen Charakter. Die Deutschen stellten 50 Prozent aller Scholaren. „Von 128 Doktoren und Magistern, die von 1400 bis 1433, teils darüber hinaus, Vorlesungen hielten. sind Polen 55, Deutsche 50, Tschechen bzw. Böhmen 7, Italiener 2, Schweden 2, Griechen 1, Unbestimmbar 11" (S. 152). Die Streitfragen über die Volksangehörigkeit sind noch nicht vollkommen geklärt. Manche Schwierigkeiten werden noch zu überwinden sein, ehe die grandiose Leistung der deutschen Ostkolonisation eindeutig und endgültig umrissen ist. Die neuen demographischen Untersuchungen verdienen stärkste Beachtung. Sie müssen als ein erster synthetischer Wurf gewertet werden. Diese oder jene Einzelheit kann erschüttert werden, aber die Gesamtposition des Autors besteht zweifellos zu Recht.

Das vierte Kapitel wendet sich dem 15. und 16. Jahrhundert zu: Deutsche Ausleseeinwanderung im „goldenen Zeitalter" des polnisch-litauischen Doppelreiches (S. 174—234). In lockerer Folge werden fast alle Gebiete des kulturellen Lebens gestreift. Die erste Welle der deutschen Kolonisation war versickert. Lück betitelt einen Abschnitt „Die Verpolung der deutschen Einwanderer des Mittelalters" (S. 176 ff.). Um und nach 1500 gelangte eine zweite Welle in die polnischen Lande, die viele schöpferische Kräfte mit sich brachte. Das Geschlecht der Boner kann mit den Fuggern verglichen werden. Deutsche schufen die Papierindustrie, deutsche Drucker schlugen ihre Wohnsitze in Polen auf, u. a. die Scharfenbergs. Deutsche taten sich im Gewerbe hervor, Deutschland stellte berühmte Ärzte und Apotheker. Johann Udalrich Frankenstein und J. Breitfuß waren als Festungsbaumeister bekannt. Deutsche Wis-

senschaftler und Lehrer verwurzelten in Polen. Die meisten dieser neuen Einwanderer waren aber schon in der zweiten oder dritten Generation Polen geworden.

Im 17. Jahrhundert mußte Polen alle seine Kräfte auf die Abwehrkämpfe gegen Kosaken, Russen und Tataren konzentrieren (Kapitel 5, S. 236—91). Deutsche Söldner und Offiziere haben in diesen Kriegen eine hervorragende Rolle gespielt. Eine dritte Einwanderungswelle führte viele Deutsche aus Pommern, Brandenburg und Schlesien nach Großpolen. Niederdeutsche Holländer machten die unbebauten Niederungen an der Weichsel, Warthe, Netze und den kujawischen Seen zu fruchtbaren Gegenden. In den neuen Städten wurde die Tuchindustrie gepflegt.

Das letzte Kapitel weist deutsche Aufbaukräfte in dem niedergehenden und sich erneuernden Polen des 18./19. Jahrhunderts nach (S. 292—452). Das Zeitalter der beiden Sachsenkönige knüpfte naturgemäß deutsch-polnische Verbindungen. Der Sachse Lorenz Mitzler von Kolof gilt als der Vater der polnischen Publizistik. — Auch die Betrachtung der letzten Jahrzehnte der staatlichen Selbständigkeit Polens vor den Teilungen ergibt Beweismaterial für den Grundgedanken des Buches. Deutsche Wissenschaft und Kunst verbreitete sich in Polen (Buchdrucker, Verleger, Wissenschaftler, Schriftsteller, Baumeister, Maler, Kunstgärtner). Mit Laubert wird das Verhältnis der deutschen Bevölkerung zu der polnischen im Posener Gebiet mit 33,3 Prozent berechnet. — Nach den Teilungen wurde das Erneuerungswerk im Polenlande und in seinen alten Ostmarken in starkem Maße von deutschen Menschen begonnen. Über die Entstehung der deutschen Industrie in Kongreßpolen handelt Albert Dreyer (S. 331—62). Die preußische Regierung begann mit der Ausbeutung der reichen Steinkohlenlager. Nach dem Jahre 1821 wurden viele deutsche Handwerker angeworben, die das Tuchgewerbe zur Blüte brachten. Der ungeahnte Aufstieg von Lodz wird als Musterbeispiel beschrieben. Die einzelnen Phasen der Entwicklung (Maschinenindustrie, Großindustrie) werden verfolgt, die wichtigen Unternehmer gewürdigt. Unter dem Einfluß der letzten deutschen Einwanderung bildete sich ein polnischer Mittelstand. Nicht minder beträchtlich ist die deutsche Mitarbeit am Aufbau des polnischen Geisteslebens und der Kunst im verflossenen Jahrhundert gewesen (dieser Abschnitt stammt von Martin Kage, S. 377—412). Eine fast unübersehbare Menge von Namen werden hier angeführt und nach einzelnen Gruppen geordnet (Sprache und Ge-

schichtsforschung, Volks- und Landeskunde, Naturwissenschaften, Heilkunde, exakte Wissenschaften, Philosophie, Zeitschriften und Verlagswesen, schönes Schrifttum, deutsche Baumeister, Kunstgärtner, Malerei und Musikpflege). Lück selbst skizziert dann noch die letzten deutschen Bauerneinwanderungen (Galizien, Kongreßpolen, Wolhynien, Cholmer und Lubliner Land). Oft mußten von den Siedlern unerhörte Opfer gebracht werden, ehe die Urbarmachung von Dickicht und Sumpf vollendet war. Ein schönes Sprichwort lautet: „Der erste arbeitete sich tot, der zweite litt noch Not, der dritte erst hatt' Brot." In großen Lettern heißt es auf der letzten Seite: „Der Deutsche in Polen hat sich also das Heimatrecht in diesem Lande durch ehrliche Arbeit verdient, abgesehen davon, daß die polnischen Einwanderungsprivilegien ihm stets eine gerechte Behandlung feierlichst versprochen haben" (S. 452).

Dieser Nachweis garantiert dem Buch eine weite Verbreitung. Die Ausstrahlungen des Deutschtums auf die polnischen Nachbarn sind zwar bekannt, es fehlte aber bisher ein gründliches Werk, das dem Forscher nicht nur die Ergebnisse vorsetzt, sondern auch das Beweismaterial möglichst vollständig vorlegt. Diese Arbeit ist von Kurt Lück geleistet worden. Der zweite Teil des Werkes, der Anhang, umfaßt 222 Seiten. Auch im Text selbst befinden sich lange Tabellen und zahlreiche Anmerkungen. Ein genaues Verzeichnis der ungedruckten und gedruckten Quellen (S. 455 und 460) zeugt für die Akribie des Verfassers. Die zahlreichen beigefügten Karten und Bilder illustrieren die Darstellung auf das beste. Schade, daß sie nicht einzeln im Inhaltsverzeichnis aufgeführt sind. Besonders zu begrüßen sind die Nachweise, die eine Kontrolle der Karten ermöglichen und des öfteren einen breiten Raum einnehmen. In diesen Karten wird der Ertrag der neuen Forschungen überaus glücklich veranschaulicht.[3]

Über einige methodische Grundfragen ließe sich streiten. Da die Kategorie der Unbestimmbaren in vielen Listen ziemlich groß ist, fehlt bei manchen Ergebnissen die absolute Sicherheit. An einigen Stellen wäre besser statt von sicheren Resultaten von einer hohen Wahrscheinlichkeit die

[3] Z. B. Städtegründungen zu deutschem Recht in Großpolen, 13. und 14. Jahrhundert, hinter S. 28. — Deutsche Besiedlung Kleinpolens und Rotreußens im 15. Jahrhundert, hinter S. 112. — Die im 17. und 18. Jahrhundert bis zu den Teilungen auf dem Gebiete der ehemaligen Provinz Posen entstandenen deutschen Hauländereien, hinter S. 130. — Die deutschen Kolonien des Cholmer und Lubliner Landes, hinter S. 428.

Rede gewesen. Für die zweite Hälfte des Buches hätte der Vergleich mit den gleichzeitigen polnischen Leistungen durchgeführt werden müssen. Erst durch diese Gegenüberstellung läßt sich der Wert des deutschen Beitrages richtig ermessen.

Der Verfasser bedauert, daß seine Arbeit ohne wesentliche Änderungen in der ersten Niederschrift dem Druck übergeben werden mußte. In einer zweiten Auflage soll eine Vereinheitlichung im Stil, in den Ortsnamen usw. durchgeführt werden. Dabei könnten einige kleinere Versehen berichtigt werden.[4] Bei einer Überarbeitung könnten außerdem einige einleitende und abschließende Abschnitte straffer und wirkungsvoller gestaltet werden. Vielleicht wäre auch dann und wann ein stärkeres Eingehen auf die spezifisch politischen Verhältnisse zweckdienlich, zumal Lück dafür einen guten Blick besitzt (z. B. S. 98 und S. 239). Auf jeden Fall liegt hier ein Buch vor, das einem wichtigen Problem in der osteuropäischen Geschichte gewidmet ist und starken Widerhall finden wird.

Berlin. B. Stasiewski.

Adamovičs, L. Vidzemes baznīca un latviešu zemnieks 1710—1740. (Die Kirche Livlands und der lettische Bauer 1710—1740.) Riga 1933. XVI + 659 S.

Das umfangreiche Werk beruht auf erschöpfenden und sorgfältigen Quellenstudien, bei denen viele bisher noch nicht bearbeitete archivalische Materialien mit berücksichtigt worden sind. Die Arbeit enthält eine schier unübersehbare Fülle von Einzelheiten, deren Ausbeutung für speziellere Fragen durch mehrere Register leicht gemacht wird.

Aufgabe des Buches ist es, das kirchliche und religiöse

---

[4] S. 20, Anm. Die Genealogja Piastów von Balzer ist 1895, nicht 1896 erschienen. — S. 33—57 sind die Anmerkungen nicht korrekt angegeben, statt 12 muß es heißen 13 usf. — S. 124 auf dem zweiten Bilde und S. 160 wird der Marienaltar in der Marienkirche zu Krakau der „herrlichste gotische Altar des ganzen Mittelalters" genannt, eine Formulierung, die etwas eingeschränkt werden muß. — S. 154 scheint das Jahr, in dem Thomas Murner in Krakau Logik las, verdruckt zu sein. — S. 285, 2. Bild: die großen Erztüren des Gnesener Doms sind nicht in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Niedersachsen entstanden, sondern vermutlich am Anfang dieses Jahrhunderts in einer böhmischen Gußwerkstatt. — S. 381, Lelewel hat nicht von 1786—1818, sondern bis 1861 gelebt. — S. 470 und sonst ist der Name von H. F. Schmid fälschlich mit dt gedruckt worden. — Prinzipiell bin ich der Meinung, daß man fremde Namen in ihrer im Ausland gebrauchten Form schreiben soll. Formen wie Dlugosch, Jagail (des öfteren) und schowinistisch (S. 160) wirken zum mindesten ungewohnt.

Leben des lettischen Bauern in Livland in den ersten drei Jahrzehnten der russischen Herrschaft zu schildern. Dieser kurze Zeitabschnitt ist deshalb so wichtig, weil in ihm neben der Erneuerung des äußeren Kirchenwesens nach dem Nordischen Kriege das innerliche Hineinwachsen des lettischen Bauern in die Welt des Christentums seine ersten sichtbaren Früchte zu zeitigen beginnt. Als bewußter Christ konnte der lettische Bauer erst dann bezeichnet werden, als die christliche Weltanschauung zum bestimmenden Faktor seines Lebens geworden war. Das war das Endresultat eines langen Entwicklungsweges, der mit der Verkündung des Christentums im 13. Jahrhundert den Anfang nahm, seinen Abschluß aber bloß in den letzten Jahrzehnten der Aufklärung, und zum Teil sogar erst am Ende des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts fand (S. 577).

Bei der tatsächlichen Angliederung Livlands an Rußland im Jahre 1710 befand sich das Kirchenwesen auf dem flachen Lande im Zustande der traurigsten Zerrüttung. In den 60 lettischen Landgemeinden waren 30 Kirchengebäude teils völlig abgebrannt, teils stark zerstört. Von den übrigen waren viele in Verfall geraten. Krieg, Hunger und Pest hatten 32 von 48 Pastoren dahingerafft, und von den Bewohnern des Landes waren fast zwei Drittel zugrunde gegangen (Abschn. 2, S. 55—82). Das maßgebende Element im Lande, die Ritterschaft, zeigte für die geistigen Bedürfnisse der Bauern nur wenig Verständnis. Das Bestreben der Ritterschaft war vor allem auf die Wiederherstellung ihrer von der schwedischen Regierung eingeschränkten Privilegien gerichtet, zu denen unter anderem auch die Leibeigenschaft der Bauern gerechnet wurde (S. 59). Bei der Ausgestaltung der Kircheninstitutionen verstand es die Ritterschaft, sich den maßgebenden Einfluß zu sichern (Abschn. 1, S. 1—55). Infolge der Leibeigenschaft, die in Livland gerade im 18. Jahrhundert ihren Kulminationspunkt erreichte, klaffte zwischen Gutsherren und Bauern ein unüberbrückbarer Abgrund, der im allgemeinen auch den Prediger von seinen lettischen Gemeindegliedern (Abschnitt 7, S. 244—279) schied. Die Tätigkeit der Behörden in Sachen der Kirche und Schule war mangelhaft und ohne besonderes Interesse (Abschn. 3, S. 82—111). Man begnügte sich im allgemeinen mit äußerlicher Kirchlichkeit, die durch Gesetze und Strafen aufrechterhalten wurde. Die materielle Lage der Pastoren war schwer und behinderte sie in der Ausübung ihrer Amtsbefugnisse (Abschn. 4, S. 112—149). Es gab viele Prediger, die den Anforderungen ihres Amtes

wenig entsprachen (Abschn. 6, S. 201—243). Der Verfasser unterläßt es jedoch nicht, besonders eingehend derjenigen Prediger zu gedenken, die den seelsorgerischen Pflichten gewissenhaft nachgekommen sind (Abschn. 5, S. 150—201). Nachdem im Abschnitt 8 (S. 280—317) das Schulwesen, für das noch bedeutend weniger als für die Kirche gesorgt wurde, und im Abschnitt 9 (S. 317—361) das geistliche Schrifttum, zu dem die schwedische Regierung den Grund gelegt hatte, behandelt sind, schildert der Verfasser im Abschnitt 10 (S. 361—384) das gottesdienstliche Wesen. Erst in den 40er und 50er Jahren sind die Kirchengebäude in Ordnung gebracht (S. 367). Der Kirchenbesuch ist im allgemeinen nicht zufriedenstellend. Unter anderem lassen die Fronarbeiten den Bauern nicht die nötige Zeit dazu. Die Gottesdienste nehmen häufig infolge des Verhaltens der Kirchenbesucher einen recht unwürdigen Verlauf; inhaltlich bieten sie der Gemeinde wenig. In der Kirche mußten Verfügungen der Regierung verlesen werden, die mit dem religiösen Leben nichts zu tun hatten; vor der Kirche wurden öffentliche Strafen vollzogen, darunter auch mit Ruten. So war die Kirche für den Bauern in starkem Maße ein integrierender Bestandteil jenes Systems, das ihn in der verhaßten Leibeigenschaft festhielt. Abschnitt 11 (S. 384—504) ist einer der wichtigsten, denn er handelt von dem religiössittlichen Charakter des Lebens in Haus und Familie. Der Verfasser verfolgt die verschiedenen Arten seelsorgerischer Betätigung der Prediger und schildert die erzielten Erfolge, die er nicht als bedeutend anerkennen kann. Darum werden von den Bauern im geheimen noch immer verschiedene Gebräuche des alten katholischen Kultus geübt (S. 466—475) und selbst heidnischer Aberglaube ist weit genug verbreitet (S. 475—495).

Eine bedeutsame Vertiefung und Verinnerlichung erfuhr das religiöse Leben des lettischen Volkes durch den Pietismus und vor allem durch das Herrnhutertum. Über die Anfänge des Herrnhutertums in Livland handelt der Abschnitt 12 (S. 505—576), der zu den wertvollsten im Buche gehört. Die herrnhutische Bewegung erfaßte weiteste Schichten des Volkes, das in ihr eine vom offiziellen Kirchentum unabhängige Lebensauffassung schaffen wollte. Es war das ein Versuch, sich wenigstens auf religiösem Gebiet von der Vormundschaft der herrschenden Klassen zu befreien. Die Unterdrückung des Herrnhuterwesens nahm der Landtag in seine Hände, um den „Frieden in der Kirche und in dem Lande“ wiederherzustellen.

Es ist leicht zu ersehen, wie reich der Inhalt des angezeigten Buches ist. Das Werk ist unentbehrlich für jeden, der sich mit der Geschichte Livlands in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die noch so wenig erforscht ist, beschäftigen will. Da das Buch in seiner gegenwärtigen Form wegen der Überfülle von Einzelheiten nur von Spezialisten wird bewältigt werden können, so wäre es überaus dankenswert, wenn der Verfasser die Resultate seiner Arbeit in gedrängter Darstellung gesondert herausgeben wollte, und dann unbedingt auch in deutscher Sprache.

Berlin. J. Vīgrabs.

Wihksninsch, N. Die Aufklärung und die Agrarfrage in Livland. Bd. 1. Die ältere Generation der Vertreter der Aufklärung in Livland. Riga 1933. 312 S. Berl. Diss.

Die zur Anzeige vorliegende Arbeit zerfällt in zwei Teile, die in keinem rechten Verhältnis zueinander stehen. Das eigentliche Thema behandelt der Verfasser erst von S. 191 an, während alles Vorhergehende als bloße und dazu noch zu breit angelegte Einleitung zu betrachten ist. Trotzdem kann man dem Verfasser daraus kaum einen besonders schweren Vorwurf machen, denn gerade seine Ausführungen über die Entwicklung der Agrarfrage in Livland (S. 5—64) bieten dem deutschen Leser viel Neues, da der Verfasser sich auf die Ergebnisse neuester Forschungen stützt, über die zum größten Teil bloß in lettischer Sprache berichtet worden ist.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist Wihksninschs Meinung nach allmählich „die erste Stufe der Leibeigenschaft . . ., die Schollenpflichtigkeit, die glebae adscriptio“ erreicht (S. 22 u. 23). Die Normen des römischen Rechts geben den Gutsherren die Möglichkeit, die historisch entstandene Abhängigkeit der Bauern theoretisch zu begründen und auch von dieser Seite aus weiter auszubauen. Als charakteristische Marksteine der Bestrebungen des Adels hebt der Verfasser mit Recht die bisher zu wenig beachteten Landrechtsentwürfe von D. Hilchen (1599) und E. von Mengden (1643) hervor. Hilchen erklärt: „Die Erbbauern und welche von ihnen geboren werden, imgleichen auch ihre Hab und Güter sind in ihrer Herrschaft Gewalt und können ohne derselben Willen und Vollwort nichts veräußern.“ Besondere Beachtung verdienen die Ausführungen des Verfassers über die sogenannte „Rosensche Deklaration“ von 1739 und den Budberg-Schraderschen „Entwurf für das livländische Ritter- und Landrecht“ von 1731 bis

1738 (S. 51—64). Man muß durchaus dem Verfasser beistimmen, wenn er nachweist, daß die vielumstrittene „Deklaration" keine oberflächliche Kanzleiarbeit ist, sondern ein wohldurchdachtes Schriftstück, das die in den damaligen Adelskreisen herrschenden Ansichten widerspiegelt. Die Deklaration besagt, daß die Bauern „mit ihrer Person und Leibern" vollständiges Eigentum ihres Erbherren sind, der mit ihnen schalten kann, wie mit seinem übrigen Besitz. Ebenso richtig ist es, daß auch der Landrechtsentwurf dieselben Anschauungen widergibt und in keinerlei Gegensatz zur Deklaration steht.

Die Frage nach der Lage der lettischen und estnischen Bauern war für die Vertreter der Aufklärung in Livland im 18. Jahrhundert das Hauptproblem, das sie beschäftigte (S. 5), denn gerade damals hatte die Leibeigenschaft in Livland ihren Kulminationspunkt erreicht. Neben der Aufklärung kommt dem Pietismus (S. 64—89) und dem Herrnhutertum (S. 89—126) bei der Bekämpfung der Leibeigenschaft in Livland große Bedeutung zu. Das Herrnhutertum bezeichnet der Verfasser als „lettische Reformationsbewegung" (S. 65), die trotz aller negativen Seiten „das religiöse und sittliche Niveau" des lettischen Volkes gehoben und sein „Selbstbewußtsein" und den Trieb zur „Selbstbetätigung" gefördert hat (S. 126). Nach einer ziemlich überflüssigen Darstellung der „Agrarreformprojekte in England, Frankreich und Deutschland im 18. Jahrhundert" (S. 127—190) geht der Verfasser endlich zu den Vertretern der ersten Periode der Aufklärung in Livland über (etwa 1762—1796). Er charakterisiert diese Zeit folgendermaßen: „Es ist bezeichnend, daß die Vertreter der Aufklärung in Livland hauptsächlich Einwanderer aus Deutschland sind oder aber Livländer, die ihre Bildung in Deutschland genossen haben ... Der Grundgedanke ist fast bei allen ein und derselbe — sie wollen den Bauern ein uneingeschränktes Nutzungsrecht an seinem beweglichen Gut sowie an dem Lande gewähren, nur äußert sich dieser Gedanke und dessen Motivierung in verschiedener Form. Wenn der Gedanke an eine völlige Freilassung des Bauern dem einen oder dem andern ... auch gekommen war, so durfte er doch in der damaligen Gesellschaft nicht laut werden und hätte auch zu keinen handgreiflichen Resultaten geführt ... In Anbetracht der konservativen Stimmung des Adels muß das Auftreten sogar mit sehr gemäßigten Reformprojekten schon als Heldentat angesehen werden" (S. 308 f.).

Die Bekämpfer der Leibeigenschaft behandelt der Ver-

fasser einzeln, indem er nach schon bekannten gedruckten Quellen (in einigen Fällen auch Manuskripten) zuerst ihren Lebenslauf und dann ihre Anschauungen schildert. Den deutschen Leser werden am meisten die Ausführungen über den Pastor Johann Georg Eisen (1717—1779) interessieren, der den Ruhm hat, der erste zu sein, der es wagte, in Livland gegen die Leibeigenschaft aufzutreten. Über Eisens Persönlichkeit herrschte bis vor kurzem ein ziemliches Dunkel. Dasselbe gelichtet zu haben, ist das Verdienst des jungen lettischen Historikers M. Stepermanis, auf dessen Forschungen auch die vorliegende Schilderung des Lebens und der Tätigkeit Eisens ruht. Die übrigen Vertreter der älteren Generation der Aufklärung in Livland, die W. behandelt, sind bereits bekannt und er fügt zu ihrem Bilde nichts wesentlich Neues hinzu.

Die Dissertation gibt eine erschöpfende Übersicht über die weitverstreute wissenschaftliche Literatur zu den vom Verfasser behandelten Fragen. Sie wird sowohl deutschen als auch lettischen Lesern als Materialsammlung wertvolle Dienste leisten, obwohl es sich nicht sagen läßt, daß der Verfasser bereits auch schon eine abgerundete und abschließende Darstellung des Stoffes geboten hätte. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die Erwartung ausspricht, daß W., der seine wissenschaftlichen Studien fortsetzt, uns späterhin eine solche Darstellung geben wird.

Berlin. J. Vīgrabs.

Filov, B. Geschichte der bulgarischen Kunst unter der türkischen Herrschaft und in der neueren Zeit. Berlin und Leipzig 1933. VI + 94 S., 1 Textabb., 64 Taf. (Grundriß der slavischen Philologie und Kulturgeschichte, hrsg. von R. Trautmann und M. Vasmer.)

Nach der 1932 erschienenen und hier bereits besprochenen „Geschichte der altbulgarischen Kunst" desselben Verfassers[1] kommt in kurzem Abstand der zweite, abschließende Band. Er gilt der bulgarischen Kunstgeschichte vom Ende des 14. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit und teilt die Vorzüge des voraufgehenden Bandes: die klare, sachliche und, trotz der Knappheit des Textes, plastische Darstellung der immer streng kontrollierten und genetisch erklärten Tatsachen. Überall werden kunstgeschichtliche und allgemein kulturelle Beziehungen zu Rußland und zu den Nachbarländern (Rumänien, Serbien), aber auch zum Abendland aufgedeckt.

[1] Bd. VIII (Neue Folge, Bd. IV), H. 1, S. 117 ff.

Im ersten, größeren Abschnitt wird die bulgarische Kunst zur Zeit der türkischen Herrschaft (1393—1878) behandelt. Mit wenigen scharfen Zügen wird der tiefgreifende Denationalisierungsprozeß geschildert, der gleich nach der Einnahme von Tărnovo begann und sich auch für die Geschichte der bildenden Künste Bulgariens von folgenschwerer Bedeutung erwies. Das Patriarchat von Tărnovo wurde aufgehoben, und die Stadt erhielt einen griechischen Bischof; ein Teil des bulgarischen Adels trat zum Islam über, ein anderer Teil, auch viele Geistliche und Künstler, wanderten nach Rumänien aus, wo der bulgarische Einfluß in dieser Zeit so erstarkte, daß die bulgarische Sprache bis in das 17. Jahrhundert hinein die offizielle Sprache der Kirche und der Kanzlei geblieben ist. Die sozialen und wirtschaftlichen Umwälzungen, die die türkische Eroberung auf der ganzen Balkanhalbinsel herbeiführte, das Wegfallen der Nationalgrenzen, die Verschiebungen der Bevölkerung durch Massenauswanderungen und türkische Kolonisation, die teils freiwillige, teils gewaltsame Bekehrung ganzer Gebiete (z. B. des Rhodopegebietes) zum mohammedanischen Glauben — alle diese Umstände waren wenig günstig für eine weitere selbständige Entwicklung der bulgarischen Kunst. Dazu kam noch, daß oft dieselben Künstler, deren Nationalität nur selten mit Bestimmtheit festzustellen ist, in ganz verschiedenen Provinzen des osmanischen Reiches, z. B. in Saloniki, Rumänien und Bulgarien, oder in Bulgarien, Serbien und auf dem Athosberge tätig waren, und daß dieselben Künstler, besonders Architekten und Kunsthandwerker, bald für Christen, bald für Mohammedaner arbeiteten. Die größten und schönsten Kirchen der früheren Zeit wurden in Moscheen umgewandelt. Und so artete bald die ganze Kunsttätigkeit der Balkanslaven „in eine gedanken- und gefühllose Nachahmung der überlieferten Vorbilder“ aus. Der Mittelpunkt der kirchlichen Kunsttätigkeit war, besonders seit dem 16. Jahrhundert, nicht mehr Konstantinopel, sondern der Heilige Berg, in dessen Klöstern man, ohne neue schöpferische Gedanken hervorzubringen, pietätvoll die erstarrte byzantinische Tradition hütete: „die Athosklöster waren durch mehrere Jahrhunderte die hohe Schule für die kirchliche Kunst der ganzen Balkanhalbinsel.“ Auf dem Gebiete des Kunstgewerbes wurden zwar, durch die türkische Vermittlung, viele orientalische Motive in die Ornamentik aufgenommen; befruchtend wirkte aber diese rein äußerliche Bereicherung des Formenschatzes durch fremde Elemente einer bildlosen

Kunst keineswegs. Von frischen Anregungen der abendländischen Renaissancekunst des 15. und 16. Jahrhunderts blieb die Balkankunst — in Gegensatz zur russischen Kunst — fast völlig unberührt: nur ganz vereinzelte abendländische Elemente sind über Ragusa und Rumänien bis nach Bulgarien eingedrungen. Erst mit dem Wiedererwachen des Nationalgefühls in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts — wovon ein erstes Symptom das Erscheinen im Jahre 1762 der „Slaveno-bulgarischen Geschichte“ des Mönches Paisij war — wurden auch für das Kunstleben in Bulgarien neue Voraussetzungen geschaffen.

Von den einzelnen Kunstzweigen stand es während der türkischen Herrschaft in Bulgarien besonders schlimm um die kirchliche Baukunst: die neu zu errichtenden Gotteshäuser durften weder durch ihre Verhältnisse noch ihren äußeren Schmuck irgendwie auffallen, und so baute man sie eilig, aus dem einfachsten Material; oft waren sie zur Hälfte in die Erde eingegraben. Unter solchen Umständen ist auch wenig davon erhalten geblieben: aus dem 15. Jahrhundert fast nur die kleinen unansehnlichen Gebirgskirchen von einfachsten Bautypen in den der türkischen Aufsicht weniger zugänglichen Gegenden. Auch im 16. und 17. Jahrhundert herrschen noch die einschiffigen, mit Tonnengewölben überdeckten kuppellosen Kirchen vor. Eines der wenigen, und um so mehr beachtenswerten Beispiele der Monumentalbauten ist die im Jahre 1604 errichtete Klosterkirche von Bačkovo, welche die Form der älteren Kreuzkuppelkirchen beibehält; genetisch sind die Formen dieser Klosterkirchen von denen der Athoskirchen abhängig.

Eine regere Tätigkeit auf dem Gebiete der kirchlichen Baukunst begann erst im 19. Jahrhundert, nachdem der Friede von Adrianopel (1829) die religiöse Freiheit der christlichen Völker im Osmanenreiche gesichert hatte. Die damals entstandenen Kirchen, deren charakteristisches Beispiel die im Jahre 1832 erbaute Marienkirche in Tatar-Pazardžik ist, knüpfen an altchristliche Basiliken an. Die großartigste Anlage dieser Zeit ist aber das Kloster des hl. Ivan von Rila, erbaut von einem einheimischen Meister Paul (1834—37). Im großen und ganzen ist die kirchliche, wie auch die bürgerliche Baukunst aus der Zeit der türkischen Herrschaft nur als Volkskunst zu betrachten. Geschulte Architekten gab es erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts (Nikola Fičev, Usta-Genčo Kŭnev u. a.).

Die kirchliche Wandmalerei, die sich freier als die Baukunst entwickeln konnte und in ihrer Farbenpracht eine

gewisse Entschädigung für das schlichte Kirchenäußere bot, blieb anfangs der alten byzantinischen Tradition treu (charakteristisch dafür sind die Fresken der Peter- und Paulskirche in Tărnovo aus dem 15. Jahrhundert). In den folgenden Jahrhunderten erstarrte der reine Formalismus mehr und mehr zu leblosen Schemen. Etwas abseits stehen die Wandmalereien im südwestlichen Bulgarien, indem sie in steigendem Maße abendländische (italienische) Elemente aufweisen, gleichzeitig aber auf Beziehungen zur Athoskunst schließen lassen (Malereien in den Klosterkirchen von Dragalevci, Kremikovci und Poganovo); diese Malereien zu einer „archäisierenden" Richtung zu zählen, nur aus dem Grunde, daß sich in ihnen nicht die italienische Kunst des Quattrocento, sondern die des Trecento widerspiegelt (S. 23), scheint nicht ganz berechtigt zu sein. Von diesen Ausnahmen abgesehen, blieb die kirchliche Wandmalerei Bulgariens vom Einfluß der abendländischen Kunst unberührt. „Wie die ganze bulgarische Kunst ist auch die bulgarische Malerei bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts völlig im Banne der byzantinisch-orientalischen Kunstanschauungen geblieben." Erst nach dem nationalen Aufschwung blühte auch die kirchliche Malerei wieder auf, mit ihren beiden Hauptschulen von Samokov und Razlog. Qualitativ allerdings standen diese Erzeugnisse lange noch auf einer handwerksmäßigen Stufe. Aus der Schule von Samokov sind auch die ersten bulgarischen Bildnismaler hervorgegangen: Zachari Zograf, Dimiter Christov und Stanislav Dospevski, der eine weitere Ausbildung an der Petersburger Kunstakademie bekommen hat.

Die bulgarische Ikonenmalerei harrt noch einer systematischen Bearbeitung; so werden von Filov nur einige, für verschiedene Richtungen besonders charakteristische Beispiele erörtert. Die für die voraufgehende Periode so wichtige Miniaturmalerei war während der Zeit der türkischen Herrschaft schon im Rückgang begriffen. Als Ersatz dafür erblüht seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts die wuchtige und ausdrucksvolle Holzbildnerei.

Eingehend wird das sehr bedeutende bodenwüchsige bulgarische Kunstgewerbe behandelt: die prachtvolle Goldschmiedekunst, die Holzschnitzereien und die farbenfreudige Volksstickerei. Alle diese Zweige des Kunstgewerbes tragen einen ausgesprochenen volkstümlichen Charakter und fußen auf alten künstlerischen Traditionen; aber gerade während der Zeit der türkischen Herrschaft hat das bulgarische Kunstgewerbe sehr viele orientalische, mitunter

auch abendländische (z. B. venetianische) Elemente in ihre Ornamentik aufgenommen.

Der zweite Abschnitt des Buches gilt der neuen Zeit (1878—1930). Das nach dem russisch-türkischen Kriege zu einem selbständigen politischen Dasein wieder gelangte Land suchte eifrig auf allen Gebieten des öffentlichen und kulturellen Lebens den Orientalismus abzuschütteln und sich europäische Formen anzueignen. Für die Kunst bedeutete dieser Europäisierungsprozeß eine einstweilige Anlehnung an fertige Formeln und an teilweise schon überwundene Lehren: Neoklassizismus, Romantik, Realismus, Impressionismus und zuletzt verschiedene Abarten des Expressionismus beherrschten die bulgarische Kunst dieser Zeit. Einzelne, von dem Verfasser charakterisierte künstlerische Persönlichkeiten haben nur eine lokale Bedeutung: keiner von den bulgarischen Künstlern vermochte bis jetzt den Anspruch auf eine internationale Gültigkeit zu erheben, die z. B. dem serbischen Bildhauer Meštrović nicht abgesprochen werden kann. Und abgesehen von der Tatsache, daß die meisten bulgarischen Maler, Bildhauer und Graphiker dieser Periode ihre Ausbildung im Auslande (in Deutschland, Frankreich, Italien, Rußland) bekommen haben, war auch der direkte Anteil der Ausländer an der bulgarischen Kunstübung nach 1878 verhältnismäßig sehr groß: eine ganze Reihe von führenden Künstlern waren Tschechen (Ivan Mrkvička, Jaroslav Věšin, Otto Hořejši), andere kamen aus Dalmatien, Italien, Frankreich, Polen und Rußland. Auch das bedeutendste Denkmal der neueren bulgarischen Architektur, die Alexander Nevskij-Kathedrale in Sofia, ist nach den Plänen des russischen Architekten A. Pomerancev erbaut worden. Erst in den Leistungen der jüngsten Generation, die ihre Ausbildung teilweise bereits an der Kunstakademie zu Sofia erhielt, keimt ein selbständiges und vielfach an die nationale Tradition anknüpfende Leben, aber „zur Bildung eines besonderen bulgarischen Stils haben sie noch nicht geführt" (S. 72).

Das reichhaltige und gut ausgewählte Abbildungsmaterial, die ausführliche Bibliographie und das sorgfältige Register erleichtern sehr die Benutzung des vortrefflichen, mit großer Objektivität geschriebenen und von Überschätzungen freien Buches. Gerade für den in diesem Bande behandelten Zeitabschnitt füllt es eine fühlbare Lücke in der deutschen kunstwissenschaftlichen Literatur aus.

Berlin. V. Rakint.

IV. Zeitschriftenschau.[1]

I. a) Allgemeines, besonders Methodologie; b) Hilfswissenschaften.

Zur Erörterung über Begriff und Inhalt der osteuropäischen Geschichte.

J. Bidlo, der diese Erörterung mit seinem Vortrag vor dem Warschauer Historikerkongreß in Gang gebracht hatte, veröffentlicht: „Bemerkungen zur Verteidigung meiner Konzeption der Geschichte des europäischen Ostens und der Geschichte der slavischen Völker" in dem „Bulletin d'Information des sciences historiques en Europe Orientale". Tome VI, Fasc. 3—4 (Warschau 1934), S. 95—119. Er gibt darin eine Übersicht über die Diskussion und besonders die Einwände, die er von seiten der polnischen Gelehrten Handelsman und Halecki und der deutschen Forscher Pfitzner und Hoetzsch erfahren hat. Er setzt sich damit auseinander zunächst in einer interessanten Mitteilung über den wissenschaftlichen Gang, auf dem er zu diesen Arbeiten und ihren Ergebnissen seit 1900 gekommen ist. Kurz vor dem Weltkriege entschloß er sich, „ein vollständiges und methodisches Tableau der Geschichte des europäischen Ostens auszuarbeiten". Ihm ergab es sich dabei als unmöglich, das allein von der politischen Geschichte abzuleiten, sondern daß es nur möglich sei, dieses Gebäude auf der Grundlage der Geschichte der Kultur, der Zivilisation zu errichten. Er kam dazu, noch bevor Troeltsch seinen „Historismus" konzipiert hatte, festzulegen, daß „die Geschichte der Menschheit unter der Form von verschiedenen Kreisen oder Welten begriffen werden müsse". Seit langem vertraut mit dem Gedanken der Slavophilen über den Gegensatz der östlichen und westlichen Welt, war und ist er der Ansicht, daß „diese Teilung der europäischen Kultur in zwei Sphären der Realität entspräche". Daher untersucht er nun, inwieweit diese Theorie für eine philosophische Konzeption der Geschichte Europas geeignet sei, und legte dafür zugrunde die völlige Unterschiedlichkeit der römisch-germanischen und der griechisch-slavischen Kultur. Das hat er dann auch dem ganzen Aufbau und der Periodeneinteilung zugrunde gelegt, die er in Warschau vortrug.

Auf die genaue Abgrenzung des Begriffs „Osteuropa" danach richteten sich nun die Haupteinwände sowohl Handelsmans und Haleckis wie die meinigen und die von Pfitzner. Bidlo hält demgegenüber daran fest, daß „auf dem Boden Europas (in seiner unmittelbaren Nachbarschaft) zwei besondere originale Kulturen existieren, die jede nach ihrer Art leben und sich entwickeln, in unabhängiger Form voneinander, obwohl sie sich fortwährend beeinflußt haben". Und: „es ist sicher, daß man vor allem an die Geschichte der Kirche sich wenden muß, wenn man charakteristische Züge für die Entwicklung der Geschichte Osteuropas sucht. ... Man kann sagen, daß der Hauptunterschied zwischen der byzantinischen oder osteuropäischen Kultur und der Kultur Westeuropas oder der römisch-germanischen sich auf die

---

[1] Vgl. Abkürzungen der Zeitschriften und Chiffern der Mitarbeiter Band IX, Heft 1, S. 125 ff. Neue Abkürzungen und Chiffer: IMM = Izglītības Ministrijas Mēnešraksts; Dg = Daugava; J. V. = Mag. phil. J. Vīgrabs in Berlin.

Tatsache zurückführen läßt, daß in der westlichen Sphäre die Laieninteressen niemals so erstickt und in Schatten gestellt waren durch die religiösen Interessen, wie das in der östlichen Sphäre der Fall war. Wenn man sieht, daß das ausschließliche Vorwiegen der religiösen Interessen einer der Hauptgründe der kulturellen Stagnation der Welt des Islam, des Buddhismus und des ganzen Orients im allgemeinen ist, oder, um in konkreteren Ausdrücken zu sprechen, eines wichtigen Teiles von Asien, so erkennt man ohne jeden Zweifel, daß gerade in der religiösen Konzeption die fundamentale Unterschiedlichkeit der Kultur oder besser gesagt der Gesellschaft zwischen Osten und Westen Europas liegt. Deshalb kann der Prozeß der Europäisierung Osteuropas geradezu ein Problem der Desasiatisierung genannt werden, und man müßte Worte, die die französische Sprache nicht besitzt, schaffen, um die Tatsache zu bezeichnen der Entfernung vom religiösen, kirchlichen, klerikalen Element, mit einem Wort die Laizisierung, denn die kirchliche Kultur des europäischen Orients wurde immer mehr im Laufe der Europäisierung durch die westliche weltliche Kultur ersetzt."

Daran schließt sich in einem zweiten Absatz die damit zusammenhängende Frage nach einer einheitlichen „Geschichte der slavischen Völker", worüber sich Bidlo vornehmlich mit Pfitzner auseinandersetzt. Unzweifelhaft ist dabei Bidlos Problemstellung richtig, daß nach dem gefragt werden müsse, was den Slaven, die „seit undenklichen Zeiten ein besonderes ethnographisches Ganze bilden", gemeinsam sei oder bei ihnen aus den gleichen Gründen hervorgegangen sei, wozu die vergleichende Methode das gegebene Mittel sei. Er schließt mit seiner Überzeugung: „Ich wage zu denken, daß meine Philosophie der Geschichte der slavischen Völker und der Geschichte Osteuropas und ihrer Präzisierung vollendeter und genauer ist als die Philosophie der Geschichte des Westens (die man allgemein als Universalgeschichte präsentiert) und ihrer Periodisierung. Um das zu beweisen genügt es, die noch nicht beendete Debatte zu richten auf den Gegenstand des Begriffs des Mittelalters und die Aufrechterhaltung der Grenzen für Altertum, Mittelalter und Neuzeit. Nach meiner Auffassung entsprechen die beiden großen Perioden, in die man die Geschichte Osteuropas einteilen muß, die von Konstantinopel und die von Moskau, im großen und ganzen dem Mittelalter und der Neuzeit der Geschichte des Westens, und sind augenscheinlich sicherer und exakter als die Perioden der Geschichte des Westens." —

An diese kurze Inhaltsangabe, die noch einmal sehr klar Bidlos Auffassung wiederholt, seien nur ein paar Bemerkungen geschlossen. Aus ihnen wird noch deutlicher (besonders S. 108 f.), was ich Bidlo schon in Warschau entgegen hielt, daß in dieser Auffassung die polnische Geschichte überhaupt keinen Platz hat, ebenso wie die Geschichte des slavischen Zweiges, zu dem Bidlo selbst gehört. Ferner wird aus der noch präzisierteren Fassung dieser Schlußübersicht noch eindringlicher, daß die Unterscheidung nach Religion und Kirche nicht für das ganze Gebiet und für die ganze Zeit ausreichen kann. Am allerwenigsten, wenn damit, wie es hier geschieht, das Problem erweitert und nach meiner Auffassung verwirrt wird, indem man Islam und Buddhismus, überhaupt Asien so hereinzieht. Niemand wird doch behaupten können, daß durch dieses Unterscheidungsmerkmal allein etwa die Geschichte Rußlands im 16., 17., 18., 19. Jahrhundert bestimmt sei oder daß es irgendwie zu einer Auffassung der Eigengeschichte der Serben, Bulgaren, Russen und Griechen in der Neuzeit ausreiche.

Die Ausführungen Bidlos sind ohne Zweifel höchst anregend und stoßen das ganze Problem weiter, sowohl nach der Seite: verglei-

chende innere Geschichte der slavischen Welt und dessen was ihr gemeinsam war oder ist, wie nach der Richtung: Kulturgeschichte Europas in diesen zwei großen Hälften der westlichen und östlichen Welt. Aber gerade dies, der Kernpunkt, deckt nur einen bestimmten, verhältnismäßig nicht großen Zeitraum und deckt nicht das, was schließlich doch in der Vorstellung einfach da ist als Osteuropa, für das zunächst, wie ich meine, von der geographischen Gliederung auszugehen ist und den Prozessen der Volkswerdung bei den verschiedenen Zweigen der gemein-slavischen Welt, die dann in die Gliederung nach Staatenbildungen und ihrem Verhältnis zueinander anslaufen. Ich bleibe auch weiter dabei, daß mit der Bidloschen Auffassung das deutsche Element, das doch wahrhaftig für Osteuropa in jedem Sinne von größter Bedeutung war und ist, einfach unter den Tisch fällt.

Schließlich: damit kann ich mich nicht abfinden, daß man nun sagen würde, es sei unmöglich, eine einheitliche und maßgebliche Begriffsbestimmung Osteuropas und seiner Geschichte zu finden. Dem widerspricht doch auch Bidlos Gesamthaltung, der sehr entschieden die Meinung vertritt, daß seine Konzeption die bestimmende und maßgebliche sei oder sein müsse.

So dürfte die wissenschaftliche Diskussion noch nicht zu Ende sein. Das ist auch nicht möglich, weil wir ja erst im Anfang eines Strebens stehen, dessen wissenschaftliche Notwendigkeit eben auf dem Warschauer Kongreß so erfreulich zutage trat, nämlich für die Wissenschaft und Lehre von Osteuropa und seiner Geschichte wissenschaftlich exakte Grenzen, Begriffe und Inhalte zu gewinnen.

Otto Hoetzsch.

Die historischen Eigentümlichkeiten der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung Rußlands.

JbSl 1934, H. I/II, 62—99.

Boris Brutzkus bemüht sich, möglichst objektiv diejenigen Eigentümlichkeiten zu erfassen, die Ursache sind, daß sich in Rußlands Geschichte gewisse im Abendlande fehlende oder keine große Rolle spielende Kräfte auswirken, die den Weltkrieg für Rußland so katastrophale Folgen zeitigen ließen, daß dort versucht wird, die Gesellschaft auf völlig neuen, zu den Grundsätzen der abendländischen Kultur im schroffsten Widerspruche stehenden Grundlagen aufzubauen. In ganz großen Zügen werden die Eigentümlichkeiten des geographischen Milieus, der Entwicklung des Moskovitischen Staates, der Agrarverhältnisse bis zu Bauernbefreiung und Agrarrevolution, der Stadt, der Industrie (deren historisch bedingte außerordentliche Konzentration dem Proletariat den Kampf erleichterte) durchgesprochen. E. P. B.

Über die leninistische Etappe in der Geschichtswissenschaft und die Aufgaben bolschewistischer Historiker.

IM 1934, 35, 3—20.

Den Sieg des Leninismus über die Sozialdemokratie bezeichnet *A. Lomakin* als Anfang einer neuen Periode in der Entwicklung der Arbeiterbewegung. Lenin hat den revolutionären Marxismus nicht nur wiederhergestellt, sondern auch weiter entwickelt. Das „Neue", das er

dem Marxismus gibt, besteht darin, daß er ihm die geschichtliche Erfahrung der Revolution einfügt und die Frage der Diktatur des Proletariats in den Mittelpunkt stellt. Der Leninismus stellt daher der Revolutionstheorie neue Probleme und will die alten in neuer Weise lösen.

Seit 1929 hat Stalin den Kampf auf der theoretischen Front gefordert und die konkrete Neuordnung der wissenschaftlichen, speziell auch der historischen Arbeit weitgehend bestimmt, z. B. durch den bekannten Brief an die Schriftleitung der Zeitschrift „Proletarische Revolution". Wissenschaftliche Arbeit muß nicht nur der revolutionären Theorie unterworfen werden, sondern muß auch mit ihr Schritt halten.

Für Lomakin und seine Gesinnungsgenossen ist Lenin der größte Historiker der neueren Zeit, und das nicht nur durch seine philosophische Beleuchtung der Geschichte, sondern noch mehr durch seine Einzelforschung. In jeder seiner größeren Arbeiten soll er ein Muster historischer Einzeluntersuchung geliefert haben. Er analysierte darin den russischen Geschichtsprozeß, wendet sich besonders der Wirtschafts- und Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts zu, schöpft aber immer aus konkretem geschichtlichem Material. Daher ist auch seine Publizistik geschichtlich wertvoll. Und weiter: er hat der Geschichtsschreibung ein Schema gegeben, nach dem er selbst Geschichte gemacht hat.

Der bolschewistische Historiker hat Lenins Geschichtsbild weiter aufzurollen und zum Ausgangspunkt seiner eigenen Arbeit zu machen, wie das etwa M. Tomovskij getan hat. Er hat Lenin nicht nur als Kenner der russischen geschichtlichen Entwicklung anzuerkennen, sondern von seinem Erbe Gebrauch zu machen. Diese Geschichtsbetrachtung soll „durch ihre Parteigebundenheit" objektiv sein. Wer sich ihren Regeln nicht fügt, ist ein „Falsifikator", dem für seinen Akademismus und sein Vertreten der subjektiv freien Forschung der Kampf angesagt wird. Lomakin betont, die leninistische Betrachtung liefere kein totes Schema, sondern sei erst recht lebensvoll, weil sie die volle Wirklichkeit zur Grundlage nehme.

Wie diese Wissenschaft neue Probleme aufnimmt, so läßt sie auch an die Stelle der alten Einteilungen neue treten. Der Leninismus selbst muß für sie in den Vordergrund treten, weil er „das letzte Wort der Weltgeschichte" darstellt, um dessentwillen die ganze Welt sich in zwei Lager geteilt hat. Der bolschewistische Historiker hat die Pflicht, auf der theoretischen Front mit seinen Nachbarn, den Philosophie- und Literaturhistorikern, in Fühlung zu bleiben und die Zusammenarbeit zu pflegen. Er muß die enge nationalistische Betrachtungsweise überwinden und den Internationalismus vertreten. Außerdem hat er die geschichtliche Rolle der Volksmassen und ihre schöpferische Kraft zu beachten. Da aber wie jede Wissenschaft, so auch die Historie den Massen gehören soll, müssen die Massen selbst zur Mitarbeit herangezogen werden, wie das bei den großen neuen Werken: „Geschichte des Bürgerkrieges", „Geschichte der Fabriken und Werkstätten", „Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung und der kommunistischen Internationale", „Geschichte der russischen kommunistischen Partei" u. a. geschieht. Die Partei hat dabei die Planung und Leitung, die Historiker haben mit ihrem Material die Lücken auszufüllen.

R. St.

Lenin über den militärisch-feudalen Imperialismus des caristischen Rußland.

IM 1934, 35, 21—52.

N. Vanag entwickelt die für jeden bolschewistischen Historiker maßgebende Ansicht Lenins über den russischen Geschichtsprozeß im

Zeitalter des Imperialismus. Lenin bestimmte den Imperialismus als letzten Ausläufer des Kapitalismus, der in Rußland ein besonderes Aussehen hat, ohne dessen Kenntnis die Geschichte der russischen Revolution unverständlich ist. Im Unterschied zum frühen Imperialismus der Zeit Ivans IV. entwickelt Rußland in seiner Kolonialpolitik einen militärischen Feudalismus. Der russischen Entwicklung entsprechend prägt sich in ihm der russische Kapitalismus in groben Formen aus. Weil Rußland aus patriarchalem Zustand in den eines kapitalistischen Landes geworfen wird, mußte es zum Herd revolutionärer Bewegungen werden.

Lenins Gesetz von der unregelmäßigen Entwicklung des Kapitalismus wird an dem geringen Anteil Rußlands an der Weltwirtschaft verdeutlicht. Veraltete Wirtschaftsformen, technische und finanzielle Abhängigkeit vom Auslande verwehren ein stärkeres Anwachsen des Kapitalismus. In seiner „Entwicklung des Kapitalismus" analysiert Lenin seine Grundlagen und zeigt, wie er mit steigendem Einfluß immer mehr der Krise zutreibt. Stützte sich der russische Imperialismus anfangs auf Latifundien und das Ausbeutungsrecht in den Kolonien, so schließlich nur noch auf die Finanzkraft des Bürgertums. Während der Gegensatz zwischen Arbeit und Kapital sich zuspitzt, muß der Imperialismus gegen den Sozialismus auftreten und seit 1905 zum Hort der internationalen Reaktion werden. In Stoylpin kam sein Geist zum Ausdruck, dem gegenüber das Bauerntum sich auf die Seite der Revolution schlug.

Die charakteristischen Züge des russischen Imperialismus nennt Lenin Bonapartismus und relative Selbständigkeit. Er will sie in der zunehmenden politischen Aggressivität etwa im Fernen Osten und in Persien erblicken. Wo das Kapital nicht durchdringt, hilft die Militärmacht nach und macht Rußland zum „Wachhund" in Asien. Demgegenüber zeigen die Kriege von 1904/05 und 1914/17 die Kehrseite: die wirtschaftliche Rückständigkeit und die sich vertiefenden klassenmäßigen Gegensätze. Im Weltkrieg unterstützen die bürgerlichen Parteien die Politik des Carismus, ohne ihren Gewinn daraus ziehen zu können, da die Revolution früher ihren Schlag gegen sie führte. R. St.

Lenin und das Problem der jakobinischen Diktatur.

IM 1934, H. 35, 99—146.

N. Lukin geht von dem Grundsatz aus, daß Lenin in einziger Weise die Theorie und Praxis revolutionären Handelns zu einer Einheit zu verbinden gewußt hat. Wenn Lenin geschichtliche Probleme behandelte, so zog er nicht nur allgemeine Folgerungen, sondern trug gleichzeitig Material zusammen, mit dem er die Strategie und Taktik des revolutionären Proletariats bereicherte. Der Französischen Revolution wandte Lenin von jeher größte Aufmerksamkeit zu. Als er sich 1905 mit den Fragen des Jakobinertums beschäftigte, sah er in ihm das Muster umfassender demokratischer Volksbewegung und den Höhepunkt der Französischen Revolution. Gerade im Vergleich zur russischen Revolution von 1905 hob er die Verdienste der Jakobiner hervor. 1917 ging er erneut ans Studium der Französischen Revolution, um Material zu sammeln. Während das liberale Bürgertum in der Revolution immer nur anfangs die Hegemonie hat, sonst aber zu Kompromissen neigt, greift das eigentliche revolutionäre Element gleich radikal ein. Treten Bauerntum und Proletariat handelnd ein, dann kann nach Lenin die bürgerliche Revolution immer vorwärts geschoben werden. Für Lenin ist der „Konvent" die Diktatur dieser unteren Schichten des Landes in

der Stadt. Der Terror ist die „slavische Manier", mit dem Gegner fertig zu werden. Die jakobinische Diktatur liquidiert vollständig den Feudalismus und nimmt überall den Kampf mit den Feinden der Revolution auf. Das Jahr ihrer Herrschaft ist deutlich in drei Perioden zu scheiden; die zweite ist für Lenin die wesentliche, weil in dieser Zeit die Mehrheit des Volkes mit den Jakobinern ging. Diese Diktatur geht aufs Ganze und hat nur durch ihr scharfes Vorgehen Erfolge haben können. Lenin betont aber auch, daß diese Diktatur sich nicht lange halten kann, weil die Grundlage für den Sozialismus fehlt und das Bauerntum unorganisiert war; die geplanten Maßnahmen blieben daher unausgeführt. Dagegen gelang es den Jakobinern wohl, das ganze Volk zum Schutz der Revolution aufzurufen. Lenin hat nachgewiesen, daß viele Züge der russischen Revolution nicht eigentlich russisch sind, unterstreicht aber auch, daß sie grundsätzlich von der französischen Revolution verschieden ist. Diese Verschiedenheit ist die von Bürgertum und Proletariat. Der Bolschewismus konnte „Jakobiner mit dem Volke" sein und die Revolution dadurch weiter führen. R. St.

Lenin und das Schicksal des Sozialismus in England.

IM 1934, H. 35, 147—172.

Schon unter Marx und Engels ist in der englischen Arbeiterschaft der Opportunismus besonders stark; die bürgerlichen Elemente vermochten immer wieder die Arbeiterschaft zu spalten. Lenin unterzieht, wie *Ch. Lufe* im einzelnen nachweist, den englischen Opportunismus einer scharfen Kritik und weist seine Folgen auf. Die Vernachlässigung der revolutionären Theorie hat die englische Arbeiterbewegung rückständig werden lassen. Lenin zauderte nicht, die englischen Arbeiterführer auf den internationalen Kongressen als Revisionisten zu bezeichnen. Er sprach sich deutlicher gegen den „konstruktiven Sozialismus Macdonalds" und den sogenannten „Gilden-Sozialismus" als philanthropische und ständestaatliche Utopien aus. Am meisten reizte ihn die englische Art, sich treiben zu lassen. Daher suchte er am englischen Beispiel die richtige Organisations- und Kampfform einer revolutionären Partei zu entwickeln, und klärt die grundsätzlichen Fragen, in denen der Bolschewismus sich von jeder andern Revolutionspartei unterscheidet.

Lenins Stellungnahme zur Kolonialfrage und zur Kriegspolitik entfesselte einen heftigen Kampf, währenddes die englischen Arbeiterführer in sozialen Chauvinismus abglitten. Insbesondere richtete sich Lenin scharf gegen Macdonald persönlich, den er für einen bürgerlichen Liberalen hielt.

Lenin beobachtete genau die revolutionären Tendenzen in England. Nach 1905 meinte er, England ginge, wenn auch nicht auf geradem Wege, doch dem Sozialismus zu. Die Gründung der britischen sozialistischen Partei hielt er für einen Wiederklang revolutionärer Stimmung, erst recht die Streikbewegung von 1913/14. Lenin meinte, um diese Zeit den Klassenkampf sich zuspitzen zu sehen. Die irischen Ereignisse zündeten in England. Besonders maß Lenin dem irischen Aufstand von 1916 große Bedeutung für die Revolutionsbewegung. Englands revolutionäre Entwicklung bis 1920 hat Lenin vorausgesehen und sich bemüht, dem englischen Proletariat zu einer revolutionären Partei zu verhelfen, die den Kampf mit dem Opportunismus energisch aufnähme. Keine der bestehenden Arbeiterorganisationen in England konnte seiner Meinung nach Anspruch darauf erheben, als Massen-

partei zu gelten. Lenin versuchte daher, die revolutionären Elemente erst zum Kommunismus zu führen und in seinem Sinne zu erziehen. Er bestand aber auf ihrer Mitarbeit im Parlament und in den Gewerkschaften, um schneller zu einer Massenbewegung in England zu kommen. R. St.

Krapotkins unveröffentlichte Briefe.

MSl 1934, März, 418—426.

Tatjana Bakunina berichtet kurz über eine Sammlung von 350 noch unedierten und dem Krapotkin-Museum in Moskau nicht einverleibten Briefen. Die Briefe, die an eine langjährige Mitarbeiterin und alte Freundin Krapotkins Marija Isidorovna Goľdšmit († 1933) gerichtet sind, erstrecken sich über die Zeit von 1897 bis 1917. Der letzte Brief dieser Reihe von Ende November 1917, der einzige, den Krapotkin an seine Korrespondentin aus Rußland gesandt hat, fällt durch seinen, für Krapotkin ganz ungewöhnlichen niedergeschlagenen Ton auf. V. R.

Zur Frage der kirchlichen Union in Polen.

Evangelisches Kirchenblatt, Monatsschrift für evangelisches Leben in Polen, 1933, Nr. 5, 162—166; Nr. 6, 206—214; u. Nr. 3, 91—96.

Nach einem Überblick über die russischen Unionsversuche des Mittelalters geht *Hans Koch* auf die Entwicklung der Union in Polen von Brest bis zu ihrer Aufhebung auf russischem Boden ein, um weiterhin die Geschichte des österreichischen Zweiges darzustellen. Seit dem Ausgleich von 1867 sind die nördliche und die südliche Unionskirche in zwei Richtungen auseinandergetreten. Besonders seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wird die nördliche Union zu einer Art Nationalkirche der Westukraine. Die nationale Richtung der Lemberger Metropolie ist für die Kurie nur eine von vielen Brücken nach dem Osten. Die Kurie tritt daher für Konservierung dieser geschichtlich bedingten Unionskirche ein. Die staatlichen Interessen dagegen drängen auf Assimilierung an die römische Kirche in Liturgie, Dogma und Brauchtum. Die von der Wiener Regierung geübte Praxis ist vom polnischen Staat erst recht übernommen. Um die Latinisierung zu beschleunigen, wird die Unionspropaganda unter Umgehung der Lemberger Metropolie den Bischöfen des lateinischen Ritus übertragen. Abschließend berichtet der Verfasser über die Entwicklung der letzten Jahre und die literarische Diskussion der Unionsfragen. R. St.

Vjačeslav Hanka und seine „Königinhofener Handschrift".

IA 1932, 521—543.

Ausgehend von einer nochmaligen Darlegung des „Falles Hanka" und einer Geschichte seiner Beurteilung im 19. Jahrhundert und in der Gegenwart ordnet *V. N. Korablev* die Fälschung in die bürgerlichen Bestrebungen um nationale Selbstbehauptung am Anfang des 19. Jahrhunderts ein. Die Ablehnung der deutschfeindlichen Tendenz durch Marx und Engels, die glänzende Aufnahme des Werkes in russischen Regierungskreisen, durch peinliche, russophile Ergebenheitsbeteuerungen Hankas gefördert, werden erwähnt. Ausführlicher werden als Kriterium der Hankaschen Fälschung die paläographischen Befunde und die Zusammenstellung von Teilen nachgedichteter fremdländischer

Poesie in romantisch schlichter Sprache behandelt. Der Verfasser will mit seiner überzeugenden Zusammenfassung der Forschungsergebnisse das endgültige Urteil über die Fälschung und ihren Urheber gesprochen haben. W. Ph.

Wissenschaftliche und soziale Anschauungen Oswald Balzers.

PrHP (1933)—1934, Bd. IV, 89—100.

Paweł Skwarczyński gibt eine kurze Charakteristik Balzers als eines Menschen und Denkers, der nicht lediglich im engen Rahmen seiner Spezialwissenschaft aufging, sondern warmes Interesse für alle Erscheinungen des Lebens bekundete, und auf jedem Gebiete, in kulturellen wie in sozialen Fragen, seine eigene Einstellung hatte, der, im besten Sinne des Wortes, ein voller Mensch mit weitem Weltblick war.

E. P. B.

II. Vorgeschichte Rußlands.

III. Der Kiever Staat.

IV. Die Moskauer Periode.

Zur Herkunftsfrage der Judaisierenden.

ZfslPh 1934, Bd. XI, 341—345.

V. Stroev wendet sich gegen die bisher herrschende Ansicht, die Aufkommen und Gedankengut der Judaisierenden mit Zacharias und anderen Juden im Gefolge des Fürsten Michail Aleksandrovič (Oleľkovič) zu verknüpfen suchte. Die Judaisierenden haben mit jüdischer Weltanschauung und Literatur nichts gemein, sie stellen vielmehr eine Fortentwicklung hussitischer Gedankengänge dar, die 1483 durch die Heirat des Sohnes Ivans III. mit Helene, der Tochter Stefans des Großen, aus der Moldau nach Rußland (zuerst nach Moskau und erst dann nach Novgorod) verpflanzt wurden. Hussiten im Gefolge der Helene, die wir ja als Schützerin der Judaisierenden kennen, sind durchaus möglich, weil sie 1453 nach ihrer Vertreibung aus Tabor durch Jiří Poděbrady an der Moldau eine Zufluchtsstätte gefunden hatten.

M. W.

Das Handwerk im Moskauer Staat im 16. Jahrhundert.

IA 1933, 97—122.

Der Aufsatz *B. N. Tichomirovs*, ein Kapitel einer in Vorbereitung befindlichen Arbeit über die „vorproletarische" Schicht in der Feudalzeit, untersucht die verschiedenen Formen des Handwerkerstandes in seiner Anfangszeit. Bis zum 15. Jahrhundert läßt sich nur bäuerliches Haushandwerk auf dem Dorf nachweisen. Der Bojarenhof beschäftigt bereits seit dieser Zeit in seinem komplizierteren Wirtschaftsbetrieb Unfreie speziell mit Handwerksarbeit, woraus die Ansätze zu den Handwerkersloboden entstehen. Im Ausgang des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts bildet sich allmählich, zunächst im Novgoroder Gebiet, auch ein dörfliches Handwerk im Zusammenhang mit der Entstehung von Lokalmärkten als Absatzplätzen. Insbesondere aber ver-

größern sich die Handwerkersloboden der Klöster, deren Rechnungsbücher die beste Anschauung von der Entwicklung des Handwerkerstandes geben. Es werden auf Grund der Rechnungsbücher des Josefklosters in Volokalam als typisch auch für andere Klosterbetriebe unterschieden: 1. freie, in der Stadt lebende Handwerker, die zur Erledigung rascher oder spezieller Arbeiten für einige Zeit auf das Klostergut gerufen werden; 2. für eine bestimmte Arbeit gegen Entschädigung (žalovanie oder obrok) durch Vertrag verpflichtete Handwerker, die vor seinem Abschluß einen Bürgen stellen müssen; sie sind als „mastera" von den anderen Hofleuten unterschieden und unter sich nach der Arbeitsgattung zusammengefaßt; sie bilden auch Lehrlinge (ditja) aus; 3. Wanderhandwerker. — Außerdem sind noch Werkstattgruppen ansässiger Mönche zu nennen, die auch außerhalb des Klosters Verdienst suchen können, und Handwerkergruppen aus den Klosterbauern, die vornehmlich Heimarbeit leisten. — Neben dem Kloster verfügt der große Gutsbesitzer über einen Stamm von unfreien Handwerkern, die vornehmlich nur für die Bedürfnisse des Hofes arbeiten müssen. Wandernde Handwerker sind im 16. und 17. Jahrhundert eine typische Erscheinung. Sie vor allem bewirken die Herausführung des Handwerks aus seiner Hausgebundenheit. — Für die städtischen, freien Handwerker, für ihre soziale und arbeitsmäßige Organisation, fehlen nähere Untersuchungen. W. Ph.

Dänemark und die Handelsschiffahrt nördlich um Norwegen herum im 16. Jahrhundert.

Dansk Historisk Tidskrift 1934, H. 4—5, 556—610.

Arthur G. Hassö veröffentlicht jetzt seine Untersuchung im Druck, deren Ergebnisse er bereits auf dem Nordischen Historikerkongreß 1931 vorgetragen hat. Hauptsächlich an Hand der Schätze des dänischen Reichsarchivs und der Calendars of State Papers verfolgt er die Haltung Dänemarks gegenüber dem englischen und niederländischen Handel nach dem Weißen Meer vom ersten Alarm an, den Polen im Jahre 1556 in Nordeuropa schlug. In diesem Sommer baten eine mecklenburgische Gesandtschaft und ein Brief Gustav Wasas, beide von Polen inspiriert, den dänischen König um ein Verbot der Schiffahrt nach dem Eismeer, durch die Moskau der Rücken gestärkt würde. Auch die Hansestädte wurden aufmerksam. Während Schweden und die Hanse alsbald in London selbst für ein Verbot zu wirken suchten, hielt sich König Christian III. zurück, besonders nachdem sein Reichsrat im folgenden Jahre eine abwartende Haltung empfohlen hatte. Zwei Gesichtspunkte gab es für Dänemark: die Schädigung norwegischer Handelsinteressen — worauf von Norwegen selbst hingewiesen wurde — und eine Minderung des Sundzolls. Dazu kam der prinzipielle Standpunkt, die königlichen Hoheitsrechte über das Meer zwischen Norwegen und Island. Um die Anerkennung eines in den alten Verträgen mit England (von 1465 und 1490) ausgesprochenen Handelsverbots, letzten Endes aber eben dieser Rechte bemühte man sich in London. Der Streit mit England lief alsbald auf den Kampf zweier Rechtsauffassungen hinaus, indem die Räte und Gesandten der Königin Elisabeth hartnäckig den Grundsatz des Freien Meeres verfochten. Verhandlungen in Hamburg 1577, die englischerseits u. a. der Moskaukenner Jenkinson führte, mußten daran scheitern. Beide Teile beharrten auf ihrem Standpunkt. Dabei förderte Dänemark durch das Verbot des Narva-Handels (1571) selbst die Benutzung des Nordwegs. Als dann die schwedischen Siege Moskau 1582 völlig von der

Ostsee ausschlossen und ganz auf den Handel über das Weiße Meer verwiesen, glaubte Dänemark nur noch mit Gewalt zum Ziel kommen zu können. Ein Geschwader brachte einige niederländische Schiffe auf, während die Engländer zu stark waren. Schon waren für das folgende Jahr größere Streitkräfte gerüstet, als die dänische Politik unter dem Einfluß des Kanzlers Niels Kaas in friedliche Bahnen zurücklenkte, wobei ihr Königin Elisabeth bereitwillig entgegenkam. Zwar hielten beide Teile an ihrem grundsätzlichen Standpunkt fest, trotzdem aber konnte der englische Gesandte Herbert in Hadersleben einen Vertrag zustande bringen (22. Juni 1583), nach dem die Engländer als Ablösung jährlich 100 Rosenobler in die Sundzollkasse zu zahlen hatten. Selbst der Handel mit Kriegsgerät und Lebensmitteln, dessen Existenz die Engländer bisher stets bestritten hatten, wurde jetzt nur für die Zeit verboten, in der Moskau im Kriege mit dem Westen stand. Der Gesichtspunkt einer Schädigung Norwegens war 1577 wie 1583 völlig verschwunden und die ganze Frage schließlich zu einer Angelegenheit der Zollkasse herabgedrückt worden. Bis 1594 haben die Engländer gezahlt, dann ist der Vertrag stillschweigend beiseite geschoben worden. Abweichend von dieser Regelung hatten sich die Franzosen im voraus 1582 auf eine Abgabe von jedem Schiff geeinigt, bevor sie noch mit Fahrten nach Rußland begannen. E. A.

Die Moskauer Diplomatie an der Wende des 16. Jahrhunderts.

JbSl 1934, H. I/II, 100—144.

Boris Landau bespricht die verschiedenen Titel der mit diplomatischen Aufträgen an ausländische Regierungen gesandten Beamten, ihre Tätigkeit, ihr Gefolge, die Instruktionen (Nakaze), die sie erhielten, ihre besonderen Rechte und Pflichten, das beobachtete Zeremoniell, die Maßnahmen zu ihrer persönlichen Sicherheit, ihren Schriftwechsel; ferner die Einrichtung der besonderen Behörde zur Erledigung der laufenden Geschäfte der auswärtigen Politik (Posol'skij Prikaz), dessen Hauptvorsteher zum Berichterstatter über Fragen der Außenpolitik in der Bojarenduma und beim Caren wurde, und aus deren Angehörigen sich ein gewisser Kern von Berufsdiplomaten bildete; über die historischen Kenntnisse und politischen Anschauungen der Moskauer Diplomaten wird berichtet, sowie über die allmähliche Erweiterung ihres Ideenkreises durch den Zwang, Stellung zu nehmen zu völkerrechtlichen Problemen, wie Streitigkeiten wegen ausländischer Anerkennung des Carentitels und der Rechtmäßigkeit von Erwählung und Absetzung des Staatsoberhauptes, Einmischungen fremder Regierungen in innere Angelegenheiten des Moskauer Staates, Schadenersatzansprüchen von Ausländern usw. E. P. B.

Das Projekt einer Rangtabelle aus der Zeit des Caren Fedor Alekseevič.

JbSl 1933, H. I/II, 86—138.

Georg Ostrogorsky gibt in wortgetreuer Übersetzung (S. 94—102) die zuerst von M. A. Obolenskij 1850 veröffentlichte, 34 Rangstufen aufstellende Rangtabelle, die unmittelbar nach Abschaffung des Mestničestvo entstand, weil eine neue Regelung des gegenseitigen Verhältnisses der Beamten des Moskauer Reiches notwendig erschien, und er bespricht ausführlich das zwar (wohl wegen des frühen Todes des

Caren Fedor) unverwirklicht gebliebene Projekt, das aber doch von großer kulturgeschichtlicher Bedeutung ist, als ein Dokument in dem (nur die höchsten Würden des Moskauer Reiches berücksichtigend) zum ersten Male der Versuch unternommen wurde, das Verhältnis zwischen den Diensttuenden und der Bedeutung der von ihnen bekleideten Ämter und Würden abzustufen, und das, dem byzantinischen System gemäß, alle Kategorien von Ämtern und Würden in einer Rangliste unterbringen wollte. E. P. B.

V. Peter der Große und die Nachfolger bis 1762.

Zur Geschichte des Grundbesitzes in Rußland am Anfang des 18. Jahrhunderts.

IA 1933, 195—224.

K. V. Sivkov behandelt Art und Verteilung des kirchlichen Besitzes in der angegebenen Zeit und berücksichtigt kurz seine Veränderungen seit den Maßnahmen der Moskauer Regierung im 16. Jahrhundert. Er verwertet Material aus dem Archiv des früheren Justizministeriums, Zusammenstellungen der dem Adel und der Geistlichkeit gehörenden Bauernhöfe, die der pomestnyj prikaz auf Veranlassung der Regierung 1718 anfertigte. Von besonderer Wichtigkeit für die gestellte Aufgabe ist ein Verzeichnis des Grundbesitzes der hohen Geistlichkeit und der Klöster anläßlich einer Flottensteuer. Es ist eine unsystematische Überarbeitung eines zu demselben Zweck hergestellten Verzeichnisses aus dem Jahre 1696. Sie bringt vor allem eine Übersicht des Besitzes nach seiner Verteilung in den Gouvernements, wobei allerdings die Gouvernements Reval, Azov und Astrachan außer acht gelassen sind. Der Grund hierfür liegt darin, daß nur Eigentümer von mehr als 100 Höfen aufgenommen sind, in diesen Gebieten aber nur ein Kleinbesitz unter dieser Grenze lag. Ebenso erklären sich die spärlichen Angaben über Sibirien und den Kiever Bezirk, wobei auch eine sehr wahrscheinliche Unkenntnis des pomestnyj prikaz berücksichtigt werden muß.

Einige Zahlen seien aus der Untersuchung genannt. Ungefähr 500 000 Bauernhöfe gehören weltlichen und geistlichen Gutsbesitzern. Hiervon beträgt der kirchliche Anteil ca. ein Viertel. Der größte Besitzer ist der Patriarch mit 9084 Höfen. Einen Durchschnittsbesitz von 1100 Höfen haben die achtzehn obersten Würdenträger, von 859 Höfen die 131 Klöster. Unter ihnen nennen die 56 Klöster des Moskauer Gouvernements die Hälfte des geistlichen Besitzes überhaupt ihr eigen, die 36 Klöster des Petersburger Gouvernements ein Viertel des gesamten Klosterbesitzes (112 853 Höfe). Alle diese Angaben können bei der mangelhaften Übersicht, die die russische Regierung in diesen Dingen selbst hatte, nur sehr ungefähr sein. Sivkov nutzt sie auch mit außerordentlicher Vorsicht und größter Umsicht aus, wobei er sich immer wieder um eine kritische Überprüfung auf Grund von anderem Material bemüht.

Überraschend ist das Ergebnis, daß sich für den kirchlichen Besitz trotz der ständigen Angriffe seitens des Adels und trotz der von der Regierung auferlegten Erschwernisse eine Vermehrung der Hofzahl im 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts nachweisen läßt. Sivkov vergleicht die Zählung von 1718 mit einer entsprechenden Zählung von 1653. Es zeigt sich, daß sich die Zahl der Höfe bei der hohen Geistlichkeit um durchschnittlich 28 Prozent, bei den Klöstern, soweit sie über 100 Höfe besaßen, um 36 Prozent vermehrt hat. Das Anwachsen

der Bevölkerung, eine genauere Zählung und eine darüber hinaus wahrnehmbare, nicht näher begründete Erweiterung des Bodenbesitzes sind als Voraussetzungen dieses statistischen Bildes anzusehen. — Eine Aufstellung der Verteilung des Landes nach dem Standort der Besitzer weist auf das Moskauer Gebiet als das Zentrum des Kirchenbesitzes hin. Den der Zählung von 1718 beigegebenen summarischen Ausführungen ist zu entnehmen, daß die größte Zahl der kirchlichen Besitzer über einen Kleinbesitz von 1—10 Höfen verfügt hat.

Die ausgezeichnete, übersichtliche Darstellung Sivkovs wird durch ein tabellarisches Verzeichnis des Besitzstandes von 1653 und 1718, nach den Eigentümern geordnet, aufs beste unterstützt. W. Ph.

Theophanes Prokopovič und Schweden.

ABM 1934, H. 3—4, 1—14.

Nach dem Tode Peters des Großen fühlte sich sein bekannter Mitarbeiter an der Kirchenreform Prokopovič in Rußland nicht mehr sicher. *B. Krupnyćkyj* weist nun auf ein kürzlich von Harald Hjärne veröffentlichtes Memorial hin, das der schwedische diplomatische Vertreter in Petersburg (1725—1726) Cederhelm an seine Regierung über geheime Besprechungen mit Prokopovič richtete. Aus diesem Memorial geht hervor, daß Prokopovič, kompromittiert durch seine allzu offensichtlichen Sympathien für das Luthertum und verwickelt in die verschiedensten politischen Intrigen, ernstlich an eine Übersiedlung nach Schweden als Erzieher des minderjährigen Peters II. dachte, der zu seiner Ausbildung an den schwedischen Hof geschickt werden sollte. Da Cederholm bald danach aus Petersburg abberufen wurde, führten diese Verhandlungen zu nichts. Prokopovič gelang es aus eignen Kräften, Herr der Situation zu werden. Das Memorial enthält sehr interessante Einzelheiten zur Biographie Prokopovič'. So wird darin z. B. bestätigt, daß er nach seiner Rückkehr aus Rom einige Zeit in Deutschland studierte und daß auf seine religiösen Anschauungen die Werke des Wittenberger Professors Meißner einen großen Einfluß ausgeübt haben. D. D.

v. Gennins „Naturschätze" als Quelle zur Geschichte der Technik in Rußland.

IA 1933, 307—332.

N. B. Baklanov leitet seine Untersuchung mit einer breiten Schilderung des Werdegangs Georg Wilhelm Gennins ein, von seinem Eintritt in russische Dienste als Ingenieuroffizier 1698 bis zu seinem Ende als Mitglied des Kriegskollegiums, Leiter der Waffenfabriken und langjähriger Organisator der Erzindustrie im Ural im Jahre 1750. 1713 wird dem Holländer die Belebung der Hüttenindustrie im Gebiete Olonec zur Aufgabe gemacht. Ihre glänzende Lösung veranlaßt Peter, ihm 1721 die Errichtung einer neuen Waffenfabrik an der Sestra zu übertragen. 1722 wird er beauftragt, die Leitung der Erzgewinnungs- und Erzverarbeitungsindustrie im Ural zu übernehmen. Ihre eigentliche Begründung und ihr Ausbau ist die große Leistung Gennins, sein Lebenswerk. Nach zwölfjähriger Tätigkeit wird er auf seinen eigenen Wunsch von ihr entbunden und 1737 mit der Leitung der Waffenfabriken in Tula beauftragt, denen er bis zu seinem Tode vorstand. — Es ist das Lebensbild eines Ausländers, der, ganz seiner Arbeit lebend, ein getreuer und politisch bedeutender Diener des russischen Staates geworden ist.

Im Anfang der dreißiger Jahre entstand seine Schrift über „Naturschätze und Mineralien“, die bis heute nur im Auszug gedruckt vorliegt (Gornyj Žurnal 1828, VII—XII). Unter fünf vorhandenen Handschriften stellt Baklanov das Original fest, wie auch Art und Anordnung der zahlreichen beigefügten Illustrationen, die sich meistens auf technische Dinge, Maschinen, Werkzeuge, Fabrikanlagen, aber auch auf Erze und Gesteine beziehen. Das Buch will ursprünglich eine Beschreibung der industriellen Lage im Ural geben, wird aber zu einem in alle Einzelheiten einführendes Lehrbuch des Hüttenwesens im Ural überhaupt — ein aus der örtlichen Praxis für sie geschriebener Führer. Besonders ausführlich wird Ekaterinenburg beschrieben und illustriert, dessen Anlagen für Gennin das Muster für die anderen, kleineren Industrieunternehmungen sind. Der Arbeitsprozeß wird in allen Abschnitten genau geschildert und im weiteren als bekannt und typisch vorausgesetzt. Der gesamte Bericht umfaßt sowohl die Gewinnung der Erze und ihre Verarbeitung zu den einzelnen Produkten, wie die etwaige Geschichte einzelner Anlagen bis zu ihrer Übernahme durch Gennin. Erstaunlich modern mutet das genaue Durchrechnen der Arbeitszeiten und Arbeitserträge an, das sorgfältige Planen einer Zusammenarbeit zwischen den spezialisierten Fabriken, die Kalkulation des Abtransportes der Erze und Produkte, wobei allerdings ein näheres Eingehen auf den Absatz fehlt. — Auch wird der Zustand der Privatindustrie nur sehr summarisch behandelt. Zu bedauern ist, daß das Buch keinerlei Angaben zur sozialen Frage enthält, was seinen Wert für nicht speziell wirtschaftsgeschichtliche Forschungen beträchtlich vermindert. Doch wäre eine Edition der ganzen Schrift sehr zu begrüßen und erscheint im Rahmen des besonderen Interesses für Fabrik- und Industriegeschichte, das die Geschichtsforschung in der UdSSR zeigt, für möglich. W. Ph.

VI. Katharina II.

VII. Rußland im 19. Jahrhundert bis 1905.

Das Gut M. S. Lunins im Gouvernement Tambov während des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts. Material zur Frage der Auflösung des Leibeigenschaftssystems in der Wirtschaft.

IA 1932, 481—520 u. 623—648.

Auf Grund der noch nicht veröffentlichten Korrespondenz des Dekabristen M. S. Lunins mit seinem Gutsverwalter rekonstruiert *B. D. Grekov* die wirtschaftliche Organisation der zu dieser Herrschaft gehörenden Güter. Das z. T. in Tabellen geordnete Material erstreckt sich auf alle Einzelheiten des Betriebes, auf die Ernteerträge, auf die Beziehungen zum nächsten Markt, auf die Verteilung der Arbeitskräfte, auf die Tätigkeit der nicht Land besitzenden Hofleute, auf die Verwaltung, auf die zum Gut gehörigen Werkstätten und Fabrikanlagen. Interessant ist, wie auch eine Tuchfabrik, die einige Jahre unterhalten wird, in die Gesamtkalkulation einbezogen wird, obgleich sie nur einen geringen Posten gegenüber den landwirtschaftlichen Betrieben ausmacht. Genaue Angaben ermöglichen es, Grekov das Verhältnis des Eigenbetriebs zum Markt festzustellen: 1816—1825 werden 76 Prozent der Tuchproduktion auf den Markt gebracht, 24 Prozent

für das Gut verwendet; 1820 werden 87 Prozent der benötigten Wolle gekauft, nur 13 Prozent dem Gutsbetrieb entnommen. Mit der staatlichen Begünstigung der Großunternehmer im Jahre 1825 ist die Fabrik praktisch bedeutungslos geworden.

Die Grundlage des ganzen Betriebes war bei der Übernahme des Gutes 1817 der Frondienst, nur ein Gut steht im obrok-Verhältnis, das aber in der Gesamtverwaltung von peripherer Bedeutung ist. Dem barščina-Betrieb ist Lunin treugeblieben, eine möglichst intensive Ausnutzung der Arbeitskräfte ist für ihn die selbstverständliche Voraussetzung. Auch die Fabrik wird von leibeigenen Arbeitern betrieben. Die landlosen Bauern (dvorovye) werden zu Gewerbezwecken und gewerblicher Ausbildung in die Städte geschickt und müssen Abgaben zahlen. Eine Auflockerung des Leibeigenschaftssystem ist aber im Grunde noch nicht wahrzunehmen. Allerdings nimmt Lunin in seinem endgültigen Testament die Befreiung der Bauern fünf Jahre nach seinem Tode in Aussicht, freilich eine Befreiung ohne Land. — Die Verflechtung des Betriebes mit den benachbarten Absatzplätzen und die Herausarbeitung der sozialen Lage seiner Träger wird von Grekov besonders klar nachgewiesen. Jede weitere Untersuchung über Lunins politische Ideen wird seine praktische Tätigkeit als Gutsbesitzer zu berücksichtigen haben. W. Ph.

Ivan Vasil'evič Kireevskij. Leben und Weltanschauung. 1806—1856. Ein Beitrag zur Geschichte des Slavophilentums.

JbSl 1933, H. III, 390—427, und H. IV, 463—492.

Nach einer allgemeinen Einleitung über das russische Slavophilentum und über die Kritik an Kireevskij, stellt *Igor Smolitsch* dessen Lebensgang dar, seine Weltanschauung, ihre anfänglich westlerischen Züge, seine spätere Kritik an der historischen Entwicklung, der Philosophie und dem Glauben Westeuropas, seine Ansichten über Rußlands Gestalt und Wege, seine Stellung zur Leibeigenschaftsfrage, zu Kirche, Staatswesen und Volkstum, und sein eigenes ethisch-mystisches System (živoe znanie), das ihn als einen typisch russischen Denker zeigt, einen Fortführer der Stimmungen, die stets den Geist des alten Russen durchdrangen. Beigegeben ist ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis. E. P. B.

1861. Ein gefälschtes Manifest.

KA 1933, H. 2 (57), 142—143.

Im April 1861 empfingen die Fürstin Kočubej, M. N. Murav'ev und der Finanzminister Knjaževič durch die Post je ein Exemplar eines kaiserlichen Manifests vom 20. Februar, mit einem Begleitbrief, der besagte, das Manifest sei unterzeichnet, jedoch aus unbekannten Gründen unveröffentlicht geblieben. Der hier gedruckte Text, der lange verschollen war, enthalt die Verkündigung, der Adel verzichte auf jede Abfindung und stelle den Bauern sogar eigenes Herrenland zur Verfügung. Es folgt dann der Verzicht auf die Selbstherrschaft zugunsten einer Verfassung. Die Polizei hatte nach Schriftvergleichung N. G. Černyševskij im Verdacht der Verfasserschaft. Der Herausgeber *B. Koźmin* vermutet die Urheber im Kreise der Anhänger der Leibeigenschaft. E. A.

1880. **Adrian Michajlov und Loris-Melikov.**

KA 1932, H. 53, 127—138.

Im Mai 1880, nach der Ermordung des Gendarmenchefs Mezencev, wurde das Urteil in dem Prozeß gegen die Narodnaja Volia gesprochen, das für Adrian Michajlov die Todesstrafe enthielt, Dr. Vejmar, Olga Natanson u. a. in die Katorga schickte. Schon während des Prozesses war Michajlov von den Terroristen mit größter Entschiedenheit abgerückt. In einem Gnadengesuch und besonders in einem der Begnadigung folgenden Brief an Loris-Melikov legte er seine Anschauungen genauer dar, die ihn dem Kreis des „Černyj Peredel" zuweisen. Im Terrorismus, dem Mord aus Prinzip, sah er das Verderben des russischen Sozialismus, des russischen Arbeiters und des russischen Volkes. Außer diesen beiden Schriftstücken werden hier noch einige die Begnadigung betreffenden Papiere veröffentlicht. E. A.

1903. **Der zweite Parteitag.**

IM 1933, 32, 20—52.

I. Lepešinskij geht aus von der Frage, wie und wann Lenin zu einer eigenen Partei gekommen ist. Das feste Programm, das 1902 in der „Iskra" herausgestellt und vom 2. Parteitag angenommen wurde, ist dafür von entscheidender Wichtigkeit, während der 1. Parteitag weder programmatisch noch organisatorisch nachhaltige Wirkung ausüben konnte und selbst die „Iskra" in ihren Anfängen noch nicht fest genug war. Lenin selbst unterschied drei vorbereitende Stadien in der revolutionären Entwicklung: 1884—94; 1894—98; 1898 bis zum 2. Parteitag. Ihm ging es von Anfang an nicht um eine Demokratie, sondern um eine auf dem Prinzip des Zentralismus aufgebaute revolutionäre Partei. Aus dieser Einstellung folgt der Kampf mit Martov, die Trennung von den übrigen Leitern der „Iskra" und schweren Meinungsverschiedenheiten auf dem 2. Parteitag. Hier kommt es zur Auseinandersetzung mit Plechanov in Fragen der Diktatur des Proletariats, der Nationalisierung des Bodens und der Stellung zum Bürgertum. Hier wird ebenso der Kampf mit dem neuen Opportunismus entschieden in der Agrar- wie in der Nationalitätenfrage. Die Protokolle des 2. Parteitages zeigen die Genesis des Menschewismus, im Kampf mit dem der Bolschewismus seitdem gewachsen ist. Da Lenin zu keinem Kompromiß bereit ist, muß der Raskol eintreten und vor Lenin die übrige revolutionäre Führerschaft weichen. Lenin selbst beurteilt trotzdem den 2. Parteitag als großen Fortschritt, da er ihn von „zweifelhaften Bundesgenossen" befreit und aus kleinen Zirkeln eine einheitlich zusammengeschlossene Partei macht. Die einzelnen Stadien des Kampfes auf dem 2. Parteitag hat Lenin selbst in seiner Schrift „Einen Schritt vorwärts, zwei Schritte zurück" bezeichnet. Zum Schluß geht Lenin auf die Rolle der ausländischen Marxisten bei diesem Kampf ein: Während Lenins Gegner sich der Hilfe Kautskys und R. Luxemburgs bedienen und ihn in einen Federkrieg hineinziehen, weist Lenin die von Bebel ausgehenden Vermittlungsversuche zur Versöhnung der gespaltenen russischen Partei zurück. R. St.

VIII. a) Rußland von 1905—17.

1906. **Die I. Duma in Wiborg.**

KA 1933, H. 2 (57), 85—99.

Am 8. Juli wurde die Duma aufgelöst. *A. Sergeev* legt die Protokolle der beiden Protestsitzungen in Wiborg am 9. und 19. Juli vor,

in denen das Manifest „An das Volk von den Volksvertretern" durchberaten und beschlossen wurde. Am Schluß der zweiten Sitzung erschienen die Polen, deren Erklärung abgedruckt ist, ebenso wie ein von F. F. Kokoškin entworfener zweiter Manifesttext. E. A.

Das vorkonziliare Amt von 1906.

Put 1933, Nr. 38, 65—75.

Auf Grund der „Žurnaly i protokoly predsobornago prisutstvija" stellt *Igor Smolič* den Gang der kirchlichen Reformtätigkeit in Petersburg zu Beginn des Jahrhunderts dar. Das von ihm entworfene Bild ist genauer als es P. Verchovskij im Literaturbericht zu seinem großen Werk „Učreždenie duchovnoj kollegii" 1916 zu geben vermochte. Die Erörterungen des Jahres 1903 hatten gezeigt, daß die Toleranz anderer Bekenntnisse die Lage der Staatskirche erheblich berühren würde. Deshalb ergriff Vitte, bekanntlich unter Umgehung Pobedonoscevs, die Initiative zur Kirchenreform. Für die im Dezember 1904 beim Ministerrat gebildete „Besondere Beratung" ließ er vom Petersburger Metropoliten Antonij eine Denkschrift ausarbeiten. Da ihm diese zu matt schien, legte Vitte seine eigene Programmschrift vor, auf die der Oberprokuror die Antwort nicht schuldig blieb. Obwohl Pobedonoscev erreichte, daß die ganze Reformfrage dem Synod übergeben wurde, ging der Synod wider Erwarten selbst auf die Reformgedanken eifrig ein. Die Vorlage des Synods wurde am 31. Mai 1905 bestätigt, ihre Durchführung aber „um der ungünstigen Zeit willen" vertagt. Allein schon im Dezember 1905 wird Antonij vom Caren aufgefordert, die Zeit für die Einberufung des Konzils zu nennen. Im Januar 1906 wird beim Synod unter Antonijs Vorsitz ein besonderes Amt begründet, das die Vorarbeiten fürs allrussische Konzil leisten sollte. Vom 8. März bis 15. Dezember 1906 hat es eine rege Tätigkeit entfaltet. Seine I. Abteilung, die über das Konzil und die zentrale Kirchenverwaltung zu arbeiten hatte, entwarf eine neue Kirchenverfassung: alle zehn Jahre ein Konzil, sein ständiger geschäftsführender Ausschuß — der Synod unter Vorsitz eines Patriarchen. Auch die Funktionen des Synod und das Verhältnis von Staat und Kirche wurden neu bestimmt. Das Amt mußte plötzlich seine Arbeit einstellen. Seine Akten sind dem Caren vorgelegt worden, der sie am 25. April 1907 bestätigte, aber das Konzil auf unbestimmte Zeit hinausschob. R. St.

Pokrovskij unter dem Caren-Regime.

KA 1932, Nr. 2 (52), 5—33.

Aus Anlaß des Todes M. N. Pokrovskijs legt die Redaktion eine Reihe von Aktenstücken vor, die das Interesse der Ochrana und der Zensur für den Moskauer Dozenten von 1907 bis zur Revolution verdeutlichen. Wir finden Papiere über die Haussuchung 1907, über die gerichtliche Untersuchung 1910/11, vor der sich Pokrovskij ins Ausland entfernt hatte, über die Beschlagnahmung der Broschüre „Ekonomičeskij materializm" und des 9. und 10. Buches der „Russischen Geschichte" 1912/13. Den Abschluß bildet der kurze Gerichtsbeschluß von 1918 über die Einstellung der Strafverfolgung. E. A.

1915—17. Die Arbeitergruppe beim Zentralkomitee für die Kriegsindustrie.

KA 1933, H. 2 (57), 43—84.

Dem Zentralkomitee, das im Mai 1915 mit der Aufgabe geschaffen worden war, die Industrie für den Krieg zu organisieren, wurde Ende

des Jahres eine Arbeitergruppe angegliedert, die hier von *I. Menickij* einer Kritik unterzogen wird. Seiner Einleitung schließen sich Aktenstücke an, die aus dem Komitee hervorgegangen sind und eine rechtfertigende Darstellung der Tätigkeit jener Gruppe geben. Der Gedanke, die Arbeiterschaft für die Organisationszwecke heranzuziehen, wurde den Kadetten von dem Menševiki-Flügel der Sozialdemokraten eingegeben. Trotz des Widerstandes der Bolševiki, die den „Parteiverrat" in Flugblättern wütend angriffen, wurden die Vertreter gewählt und gleichzeitig auch den Komitees in der Provinz Arbeitergruppen angegliedert. Doch mußten sie infolge der heftigen Opposition einen guten Teil ihrer Kraft im innerparteilichen Kampf verbrauchen. Der Regierung erschien schließlich der Einfluß der Gruppe auf die Arbeiterschaft zu gering, und im Januar 1917 ließ sie die Vertreter verhaften. Das Komitee jedoch schätzte den Nutzen der Arbeiter-Kollegen anders ein und setzte sich in den vorliegenden Schriftstücken nachdrücklich für sie, besonders für den Vorsitzenden Gvozdev, ein. Auf die Entstehungsgeschichte und Instruktion folgt der Bericht über die Konflikte in den einzelnen Fabrikbetrieben, in die sich die Arbeitergruppe eingemischt hat, über den Versuch. eine Schlichtungskammer zu schaffen, über die Einführung des Instituts der Ältesten, die Stellungnahme der Gruppe zum Krieg und zu einzelnen politischen Fragen. Das zweite Schriftstück enthält das Programm des Komitees in der Arbeiterfrage. Die Ursachen der Streikbewegung werden untersucht. Die Reformvorschläge gehen in der Mehrzahl (Schlichter, Älteste. Arbeitsbörse) auf Vorschläge der Arbeitergruppe zurück. E. A.

VIII. b) Rußland seit 1917.

1917. Die Juli-Tage in Petrograd.

KA 1933, H. 2 (57), 140—142.

Aus den dürren Worten schriftlicher Befehle und Rapporte erstehen die entscheidenden Handlungen der Regierungstruppen bei der Unterdrückung des Juli-Aufstandes. In seinen von *V. Eldgin* herausgegebenen Rapporten meldet Leutnant Stukancev, Kommandeur der 2. Abt. der „Kriegsverletzten Freiwilligen", u. a. die Entwaffnung durchreisender Soldaten, die erfolgreiche Haussuchung in der Druckerei der „Pravda" (5. Juli), die Besetzung des Palais der Kšesinskaja (6. Juli) und die Durchsuchung eines Kommissariats auf Vasilij Ostrov (8. Juli).
E. A.

Die Verteilung der revolutionären Kampfkräfte am Vorabend des Oktober.

IM 1934, H. 35, 53—98.

In ihrer kollektiven Arbeit geben *J. Minc* und *R. Ejdmann* von Lenins Gedanken des bewaffneten Aufstandes aus, deren genaueste praktische Anwendung sie in der Oktoberrevolution erblicken wollen. Für das Gelingen des Aufstandes ist der Termin entscheidend gewesen. Das Schicksal der Revolution mußte beim Heere liegen. Die Nord- und die Westfront waren zuerst an die revolutionäre Bewegung verloren, so daß diese Armeen gegen die Hauptstadt nicht mehr eingesetzt werden konnten. Anders lagen die Dinge an der rumänischen und an der Südwestfront. Die Rumänen wurden als Polizeiriegel in die Etappe gelegt, um jeden Einfluß auf die Front aufzuhalten. Schon im Juli 1917 hielt Brusilov den Bürgerkrieg für unumgänglich und riet, dazu Vorkehrun-

gen zu treffen: jede Armee sollte sichere Ersatzteile haben. Es wurden Stoßtruppen gebildet, die gegen rebellierende Abteilungen eingesetzt und zur Unterdrückung von Aufständen in den Städten benutzt wurden. Die Stoßtruppen sind Zellen der späteren Weißen Armee. Ebenso wurden aus Rittern des Georgkreuzes besondere Abteilungen formiert. Auch die Frauenbataillone und die Abteilungen der Kriegsinvaliden sind nach Meinung der Verfasser nur zum Kampf mit der Revolution aufgestellt worden.

Besonders wichtige Faktoren der Konterrevolution sind einmal der Offiziersbund, der im Hauptquartier großen Einfluß besaß, rechtzeitig seine Kräfte nach dem Don richtete und für Nachwuchs warb, zum anderen aber die Formationen der nationalen Minderheiten. Starke Hoffnungen wurden auf das Polenkorps gesetzt, ebenso auf die Kaukasier. Das Verhältnis zu den Ukrainern war anfangs zwar schwankend, später mußte die Zeitweilige Regierung bei den eigenmächtig aufgestellten ukrainischen Abteilungen Hilfe suchen. Ihre vierte und letzte Stütze waren die Kosaken; diese wurden daher rechtzeitig in ihre Heimat, an den Don, geschickt. Stand aber anfangs die Front gegen die Etappe, so änderte sich das Bild bald völlig. Während revolutionäre Garnisonen und seine Reserveregimenter an die Front gebracht werden, wird der zuverlässige Teil des Heeres und selbst das Kosakentum schwankend. In Regierungskreisen wird daher über einen Separatfrieden mit Deutschland beraten, um dann kräftig gegen die Revolution vorgehen zu können. Die zur zeitweiligen Regierung haltenden Kräfte sollen zusammengezogen, wichtige Eisenbahnpunkte verstärkt werden. Schließlich entschließt man sich, die Truppen in Moskau zusammenzuziehen, um den Aufstand unterdrücken zu können. In Petersburg sind ebenfalls alle Maßnahmen dazu getroffen. Da kommt Lenin am 24. Oktober diesem Angriff zuvor, indem er seinerseits zum Sturm bläst. R. St.

1917. Zur Geschichte des Oktobers in Petrograd.

KA 1932, H. 53, 38—62.

Das von *V. Elagin* ausgewählte Material aus den Akten des Petersburger Revolutionskomitees bezieht sich ausschließlich auf die Ereignisse des 29. Oktobers, den Kampf gegen die Junker in der Stadt und den Vormarsch der Kerenskij-Truppen, die an diesem Tage in Gatčina und Carskoe Selo standen. Es sind Sitzungsprotokolle und Befehle des Komitees, schriftliche und telephonische Berichte von Kommissaren und Privatleuten. E. A.

1917. Die Flotte nach der Oktober-Revolution.

KA 1932, H. 53, 63—99.

Als sich schon im Laufe des Novembers Widerstände gegen die neue Regierung zu regen begannen und ein Teil des Offizierskorps das Regime und den neuen Leiter des Marineministeriums, Kapitän Ivanov, offen abzulehnen wagte, berief das Revolutionskomitee der Kriegsmarine einen „Allrussischen Kongreß der Kriegsmarine", um diesen Stoßtrupp der Revolution für den weiteren Kampf zusammenzufassen. Am 18. November (1. Dezember) versammelte sich in Petrograd der Kongreß, dessen Sitzungsprotokolle hier von *A. Drezen* veröffentlicht werden. Die ersten Sitzungen waren erfüllt mit Treuekundgebungen

der Verbände aller Meere an die Regierung. Darauf wurde die Tätigkeit des Komitees „Centroflot“ in der Zeit Kerenskijs und den Tagen der zweiten Revolution untersucht und verurteilt. Für das Marine-Ressort wurde das Schema einer neuen Organisation nach kollegialem und Kommisionssystem entworfen und beraten. Die Delegierten der Flotte wurden aus dem CIK der Räte der Soldaten-, Arbeiter- und Bauerndeputierten abberufen und 20 neue gewählt, die einen Rat der Zwanzig bildeten. 13 der Sitze konnten mit Bolschewisten besetzt werden. Am 22. November hielt Lenin eine in seinen Werken (Bd. 22, S. 98 ff.) abgedruckte Rede, deren Text daher hier fehlt. Am 25. schloß der Vorsitzende Baranov den Kongreß. E. A.

Das Gesetz über die Arbeiterkontrolle.

IM 1933, 33, 80—95.

B. Frejdlin behandelt die Entstehungsgeschichte des Dekrets vom 14. November 1917 über die Arbeitskontrolle (rabočij kontroľ). Hatte dieser Programmpunkt vor der Revolution die Aufgabe, das revolutionäre Bewußtsein im Arbeiter zu wecken, so nach der Revolution, die sozialistische Aufbauarbeit durchzuführen. In der Gestalt des Dekrets über die Arbeitskontrolle bekam die Arbeiterschaft ein Mittel in die Hand, um sich gegen die bürgerlichen Kräfte wehren zu können. Die Frage der Kontrolle der Produktion ist lange erörtert und in vielen Projekten behandelt worden, ehe der Entwurf von Lenin zum Dekret erhoben wurde. Dieses Gesetz machte die Fabrikbesitzer machtlos. Es bedeutete den ersten Schritt auf dem Wege zur Sozialisierung. Der zweite Schritt wurde getan, als die Arbeiter die ganze Verwaltung der Unternehmen in eigene Hand bekamen. Kontrollkommissionen leiteten sie an, selbständig zu wirtschaften. R. St.

Die internationale Bedeutung des Oktobers.

IM 1933, 33, 3—22.

D. Manuiľskij zeichnet in üblicher Weise die Situation des Krieges, dem wie ein Aufruf die Revolution folgt. An die russische Oktober-Revolution reiht sich der Januar-Streik in Deutschland und Österreich. Ebenso berührt sie die Heere der Entente. Dem Weg von Versailles stellt sich der Weg Lenins entgegen. Manuiľskij zählt weiter auf, was der Bolschewismus seit seiner Machtergreifung außen- und innenpolitisch geleistet hat. In Gegensatz zur ganzen Welt baut er auf dem Grundsatz der Diktatur des Proletariats seinen Staat auf. Die Arbeiterschaft in einigen kapitalistisch regierten Ländern reagiert darauf. Gleichzeitig versetzt der bolschewistische Staat dem ausländischen Kapital einen schweren Schlag durch Enteignungen und Befreiung der unterworfenen Minderheiten, die sich nunmehr zu regen beginnen. Agrarrevolution und Kampf gegen den Imperialismus verflechten sich. Zum Schluß unterstreicht Manuiľskij, daß die Oktoberrevolution nur deshalb Durchschlagskraft gehabt hat, weil sie das Bauerntum der bürgerlichen Leitung zu entreißen gewußt hat. Außerdem hatte sie aus den Erfahrungen zweier Revolutionen gelernt und den Aufstand mit allen militärischen Mitteln vorbereitet. R. St.

Die Bilanz des ersten Fünfjahrplanes der Sovetwirtschaft.

JbSl 1933, H. III, 231—255, u. H. IV, 321—351, dazu Tabellen 305—320.

Otto Auhagen untersucht sehr eingehend, was der erste Fünfjahrsplan erzielt hat. Sein Ergebnis ist, daß ein optimistischer Beurteiler insofern von einem Fortschritt sprechen dürfe, als die in der gewaltigen Vergrößerung des industriellen Produktionsapparates liegende Neuschöpfung vielleicht später als wichtiger Faktor der Staatsmacht und des Volkswohles wirken wird, doch sei der einstweilige Mißerfolg der Fünfjahrsplanpolitik jedenfalls in der Landwirtschaft auf der ganzen Linie unbestreitbar, da die überstürzte Industrialisierung ihr Lasten auferlegt habe, unter denen sie, vor allem durch die Sozialisierung zerrüttet, größtenteils zusammengebrochen ist. Der Fünfjahrsplan hat das Gegenteil einer Besserung der Lebenshaltung der Bevölkerung (bezüglich Ernährung, Kleidung, Wohnung) gebracht; die ungünstigen Ernährungsverhältnisse der letzten Jahre haben auch die Vermehrung der Bevölkerung gehemmt. So hat die Fünfjahrsplanpolitik Stadt und Land in große Not gestürzt; wenn man auch auf industriellem Gebiet quantitativ vieles erreicht und in der Heranbildung einer technisch brauchbaren Arbeiterschaft viel geleistet hat, so sind doch die neuen Werke mit wirtschaftlicher Vernunft zum Teil nicht vereinbar. E. P. B.

IX. Ukraine.

Zur Geschichte der deutsch-ukrainischen kulturellen Wechselbeziehungen Ende des 17. Jahrhunderts.

Ἐλπίς 1934, H. 1, 151—174.

V. Bidnov bietet eine gedrängte, jedoch eingehende Skizze vom Leben und Schaffen des hervorragenden Königsberger Theologen Adam Zernikau (1652—1691). Zernikau zog 1680 in die Ukraine und ließ sich am Hof des Hetman Samojlovyč, später am Hof des Mazepa nieder. Er trat zur Orthodoxie über und entfaltete eine lebhafte wissenschaftlich theologische Wirksamkeit. Noch nicht 40 Jahre alt, starb er als Mönch des Krupyćkyj-Klosters in der Nähe von Baturyn, der Hetman-Residenz. Seine polemischen Traktate gegen den Katholizismus, namentlich „De processione Spiritus Sancti a solo Patri" (1774—1775 veröffentlicht vom Kiever Metropoliten Samuil Myslavśkyj in Königsberg) verschafften ihm große Popularität unter den griechisch-orthodoxen Theologen und wurden bereits im 18. Jahrhundert ins Russische, Ukrainische und Griechische übersetzt. Noch 1906 erschien eine Gesamtausgabe seiner Werke in russischer Sprache. Diese interessante Episode aus der Geschichte der deutsch-ukrainischen Wechselbeziehungen Ende des 17. Jahrhunderts schildert Bidnovs Aufsatz. Eine ähnliche Arbeit über Innozenz Giesel, den anderen Protestanten aus Preußen, der gleichfalls in der Ukraine eine zweite Heimat fand, wäre sehr erwünscht, denn die Abhandlung von Sumcov über ihn ist längst veraltet. D. D.

Über die polnische Beeinflussung der historischen Ansichten von Ševčenko.

Polsko-Ukraiński Biuletyn 1934, Nr. 10, 2—21.

Im Aufsatz „Ševčenko und die Polen" wendet sich *P. Zajcev* der von V. Ščurat, Lemberg, sehr ausführlich behandelten Frage zu über das Ausmaß des polnischen Einflusses in der historischen Weltanschauung des großen ukrainischen Dichters. Auf Grund einer Analyse der

Ševčenko-Werke, seiner Tagebücher, seines Briefwechsels und der Memoiren seiner Zeitgenossen über ihn schließt sich Zajcev der Meinung Ščurats an, daß Ševčenkos Verkehr mit Polen in den 30er und 40er Jahren in Petersburg und während seiner Verbannung ins Transkaspi-Gebiet 1847—1857, das Erlebnis des polnischen Aufstandes in Warschau 1830—1831, schließlich eine gründliche Beschäftigung mit der polnischen revolutionären Literatur — eine Radikalisierung der politischen Ansichten von Ševčenko begünstigt und seine feindselige Einstellung zu den Polen, die sich in seinen Werken über die polnisch-ukrainischen Beziehungen während des 16. bis 18. Jahrhunderts bemerkbar machte, stark gemildert haben. Obgleich der Kiever Gelehrte M. Novyćkyj aus Anlaß der Arbeiten von Ščurat recht überzeugend nachgewiesen hat, daß man den Umfang des polnischen Einflusses auf Ševčenko bedeutend einengen müsse, unterstreicht Zajcev die große Bedeutung der Beziehungen Ševčenkos zu den Polen 1846 in Kiev, seine Freundschaft mit den nach Osten verschickten Beteiligten am polnischen Aufstand 1830—1831 und an den späteren Konspirationen. Zajcevs Arbeit bietet somit eine eingehende Übersicht über die polnisch-ukrainischen geistigen Beziehungen in den 40er und 50er Jahren des 19. Jahrhunderts.

D. D.

Die Oktoberrevolution in der Ukraine.

IM 1933, 33, 23—66.

V. Kruf sucht die Ukraine als caristische Kolonie besonderer Art hinzustellen, die in der kapitalistischen Entwicklung am weitesten fortgeschritten war und daher auch die Oktoberrevolution in eigener Weise erlebt hat. Die wirtschaftliche Entwicklung ist in der Ukraine sprunghaft verlaufen. Die Agrarverhältnisse liegen hier anders als im übrigen europäischen Rußland: Latifundien fehlten nicht, doch überwiegen kleine Besitzer. Die Industrie war entwickelter als im mittleren Rußland, wenn auch einzelne Zweige ganz ausfielen. Die Ukraine hatte daher fast eine Million Fabrikarbeiter. Während aber der Carismus darauf ausgeht, die Eigenentwicklung des Landes zu hemmen, ist die revolutionäre Bewegung von vornherein mit der übrigen russischen Arbeiterbewegung verbunden.

Weiter schildert Kruf das Wachsen der bolschewistischen Organisationen von der Streikbewegung von 1915/16, in der noch die Sozialrevolutionäre einflußreich waren, bis zur Februar-Revolution, in der die Kadetten die führende Rolle in Volksvertretung und Verwaltung übernahmen und die Bolschewisten abseits ihre Kräfte konzentrieren mußten, um dann auf die nationale Bewegung und den Kampf mit ihr einzugehen. Da in der Partei Opportunisten die Führung haben, ist ihre revolutionäre Kraft noch gering, trotzdem regen sich schon die Sovets und die Gewerkschaften. Ebenso beginnen Unruhen auf dem Lande, die die Zeitweilige Regierung nicht unterdrücken kann. Während das Gutsland aufgeteilt wird und die Klassenkämpfe in der Bauernschaft einsetzen, wächst der Einfluß des Bolschewismus erheblich. Im Sommer 1917 kommt es zu Unruhen in allen Industriezentren. Neuwahlen zeigen das steigende Übergewicht des Bolschewismus. Dagegen kann das Heer nichts ausrichten; nur die Kosaken und die nationalen Kreise treten ihm entgegen.

Die Arbeiterschaft begrüßt die Oktoberrevolution, ergreift die Macht und nimmt den Kampf mit Kornilov auf. In dieser Situation wird von der Rada die Republik Ukraine ausgerufen. Verhandlungen mit Moskau lassen den Bruch deutlich werden. Während die Rada den

Allukrainischen Kongreß in Kiev hält, eröffnen die Bolschewisten den Gegenkongreß in Charkov, wo sie eine eigene Regierung bilden. In Kiev kommt es zum Aufstand im Januar 1918. Aber mit Hilfe des deutschen Heeres kann sich die vertriebene Rada wieder behaupten. Ihre Selbständigkeit kann die Ukraine trotzdem nicht bewahren. Der 2. Allukrainische Kongreß in Ekaterinoslav steht schon im Zeichen des offenen Bürgerkrieges. Im April 1918 wird der 1. bolschewistische ukrainische Kongreß gehalten und ein einheitliches bolschewistisches Zentrum in der Ukraine geschaffen. R. St.

Russische (ukrainische) Historiographie 1921—1930.

Kw H 1934, Jg. 48, 299—318.

M. Andrusiak setzt seinen Literaturbericht fort. Der zweite Teil behandelt Historiographie und Quellenkunde. Der allgemeine Überblick (S. 299—304) berücksichtigt auch Arbeiten der Prähistorie, der Kulturgeschichte, Kirchengeschichte und Literaturgeschichte. Die Aufzählungen zu den einzelnen Quellen (S. 304—18) beginnen mit der Literatur über die arabischen Berichte. Die Neuerscheinungen zu allen Epochen, Geistesströmungen und Persönlichkeiten sind notiert und enden mit dem Hinweis auf einen russischen Aufsatz über die Volksbewegung in der Ukraine 1914—1916. B. St.

Zahl und Wohnsitze von Ukrainern außerhalb der Sovet-Union.

SlP 1933, H. 8/9, 228—231.

N. Hryhorijiv gibt eine genaue Aufzählung der Wohnsitze von Ukrainern — in Polen, Rumänien, Jugoslavien und in der Emigration. Das Zahlenergebnis ist: es leben Ukrainer: in der Sovet-Union 35 Millionen, in Polen 7 Millionen, in Rumänien 990 000, in der Tschechoslovakei 660 000, in der Emigration 1 200 000 (davon in Kanada 500 000, in den Vereinigten Staaten 350 000, in Südamerika 150 000) — zusammen 45 Millionen. E. P. B.

X. Weißrußland.

XI. Sibirien.

XII. Kaukasus.

Der Mjuridismus an der Macht. Die „theokratische" Herrschaft Schamyls.

IM 1934, H. 36, 30—75.

N. Pokrovskij behandelt kurz die Geschichte der Bewegung, die die russische Eroberung des Kaukasus um die Mitte des 19. Jahrhunderts lange aufzuhalten vermochte. Während die bürgerlichen Historiker diese Bewegung für einen religiösen Aufbruch in der islamischen Bevölkerung halten, mußte der Verfasser vom Standpunkt des historischen Materialismus her die wirtschaftlichen Bedingungen für ihr Aufkommen verantwortlich machen. In Dagestan herrscht der Feudalismus. Ihre politische Unabhängigkeit tauschen die Feudalherrn für wirtschaftliche Vorteile bei der russischen Regierung ein. Den Čečency dagegen

ist das Feudalsystem fremd; sie leben nach dem Sippenprinzip, obwohl auch bei ihnen klassenmäßige Unterschiede zu finden sind. Der Mjuridismus wird nun vom Verfasser als eine gegen die Oberschicht gerichtete Bauernbewegung gedeutet. „Nur" die Führung liegt in Händen der islamischen Geistlichkeit. Der Imamat sieht sich vor zwei Aufgaben gestellt: 1. Abwehr der russischen Eroberung. 2. Beseitigung der bevorrechteten Aristokratie und Belebung des bäuerlichen Adels. Mit den ständischen Reformen kommt es 1843 zu einer teilweisen Befreiung der Unfreien. Schamyls soziale Reformen bringen den Neubau der Verwaltung mit sich. Die unteren Schichten haben nach Pokrovskijs Meinung durch diese Reformen trotzdem nichts gewonnen, da diese zuletzt doch im Interesse der Oberschicht durchgeführt werden. Beim Verwaltungsaufbau meint er eine Wendung bei Schamyl selbst nachweisen zu können. Die Staatsform des Imamats ist die Theokratie. Die Verbindung von geistlichen und weltlichen Funktionen in allen Ämtern steigert die Bedeutung der Geistlichkeit. Die tatsächliche Macht liegt in der Hand der Naïbe, die sie auch in eigenem Interesse ausüben. Dagegen lasten auf der bäuerlichen Masse Kriegsdienst und Steuern. Gegen Ende der 50er Jahre sind die Kräfte, die den Imamat und Staat Schamyls geschaffen haben, erschöpft. Abgesehen vom Abfall vieler Fürsten, ist die Bevölkerung für Schamyl nicht mehr willig und dem russischen Heer gegenüber nicht mehr widerstandsfähig. Da die Versuche, ausländische Hilfe zu bekommen, scheitern, sieht sich Schamyl gezwungen, durch die inneren Zustände noch mehr als durch militärische Mißerfolge dazu getrieben, sich zu ergeben. R. St.

Die kaukasische Regierung und die Intervention im Nordkaukasusgebiet in den Jahren 1918—1919.

IM 1934, H. 36, 11—29.

N. Burkin geht in seiner Darstellung von der Tagung der Abgeordneten Nordossetiens im April 1917 aus. Diese bewegten sich auf der bürgerlich demokratischen Linie, identifizierten sich mit der Vorläufigen Regierung und suchten, unter demokratischen Losungen das Volk in bürgerlichem Geiste zu führen. In dieser Absicht wird auch die kaukasische Einigungsbewegung auf der Grundlage von Religion und Volkstum eingeleitet. Denselben Charakter trug die I. Allgemeine Kaukasische Konferenz. Um die Bergvölker nicht zu isolieren, mußte die Verbindung zu den Kosaken und Steppenvölkern hergestellt werden. Die neue Kaukasische Regierung sucht kontroverse Fragen, vor allem die Landfrage noch zu umgehen. Während im März 1918 die proletarische Revolution auch hier vordringt, wird in Dagestan die Unabhängigkeit der kaukasischen Republiken ausgerufen, die Verbindung mit Transkaukasien aufgenommen und Verhandlungen mit den Mittelmächten angebahnt. Bei den ersten Zusammenstößen mit den Bolševiki bleibt das kaukasisch-türkische Heer siegreich; am Terek geht der Guerillakrieg weiter. Indes suchen die Engländer sich des Kaukasus zu bemächtigen, ohne daß ihnen an den unabhängigen Republiken etwas gelegen ist. Als Denikin hier einrückt und die Verwaltung in seine Hand nimmt, nützen die Klagen der kaukasischen Regierung bei den Engländern auch nichts. Auf Denikins Aufforderung mußte die Regierung der unabhängigen kaukasischen Republik sich auflösen. R. St.

XIII. Der russische Orient bis 1917 und seit 1917.

Über die bewegenden Kräfte des Aufstandes von 1916 in Kazakstan.

IM 1933, H. 34, 27—50.

S. Brajnin und *S. Šafiro* stellen in gemeinsamer Arbeit fest, daß der Aufstand von 1916 ein erstes Aufflammen des revolutionären Kampfes der Kazak-kirgisischen Volksmassen gegen den russischen Imperialismus bedeute. Da selbst von marxistischen Historikern bisher die Führung des Aufstandes der intellektuellen Oberschicht zuerkannt und dem Aufstand jede vorbereitende Bedeutung für die Revolution von 1917 abgesprochen wurde, suchen die Verfasser ihre Auffassung demgegenüber zu erhärten. Scharf richten sie sich gegen Charlampovič, der im Aufstand nur einen gegen das Russentum gerichteten Pogrom sah, und gegen die nationalistische Auffassung, die diesen Aufstand der Oktoberrevolution entgegenstellte und letzterer jede befreiende Wirkung für Kazakstan bestritt. Obwohl der Aufstand gegen die Russen gerichtet war, wird er als gegen den Imperialismus gerichtet hingestellt. Der Beweis muß erbracht werden, daß die Oktoberrevolution den nationalen Minderheiten nicht von oben her aufgezwungen, sondern von ihnen gewollt und vorbereitet wäre.

Zuerst wird nach Kuropatkins Tagebuch (Krasnyj Archiv 1929) die wirtschaftliche Lage der Kazak-Kirgisen geschildert. Von russischen Kolonisten seit 1903 in bergige und wüste Landstriche abgedrängt, stehen die Massen unter einem doppelten Druck, der eigenen und der fremden Ausbeuter. Die Enteignungen treffen auch die Interessen der nationalen Oberschicht schwer. Der Steuerdruck der Kriegsjahre macht ihre Lage untragbar. Als Antwort auf die Mobilmachung der Einheimischen für den Dienst in der Heeresetappe flammt der Aufstand auf.

Im Lande ist zwar die revolutionäre Bewegung seit 1905 im Anwachsen, aber die Führung hat doch die antirevolutionäre Oberschicht in Händen. Nun wollen die Verfasser den Aufstand von 1916 auch als gegen die eigene Oberschicht gerichtet darstellen. Sie behaupten, die Bai hätten den Aufstand nicht angeführt, sondern sich ihm nur gezwungenermaßen angeschlossen, um ihn zu verraten. Zur Begründung wird die Rolle der nationalen Intelligenz im Kriege angeführt, die sich für Hilfsorganisationen einsetzte und unter der Bedingung der Gleichstellung mit dem russischen Kosakentum sich zum Kriegsdienst bereitfand. Während sie diese Erörterungen anstellt und dem Mobilmachungsbefehl zu gehorchen aufruft, sammeln sich die Aufständischen in der Steppe. Diese stellen einen Chan an ihre Spitze, verschaffen sich Munition und führen den Kampf auch nach der Februar-Revolution fort.

Trotz des Mißerfolges ist die Bedeutung des Aufstandes nicht zu unterschätzen. Der Aufstand war ein schwerer Schlag für den Carismus, der seinen Sturz beschleunigte, der anderseits aber auch die nationale Führung beiseite drängte und die Massen zur Annahme des Bolschewismus vorbereitete. R. St.

XIV. Polen und Litauen bis 1572.

Die Slaven und die Weichsel — Chrobaten vom 6. bis zum 10. Jahrhundert.

KwH 1934, Jg. 48, 286—98.

Die Redaktion des „Kwartalnik Historyczny“ hat den Beitrag des jugoslavischen Gelehrten *Jože Rus* angenommen, in der Übersetzung

von A. Obrębski gedruckt und ausdrücklich zur Diskussion gestellt (S. 286, Anm. 1). Der Autor entwirft ein ganz neues Bild der polnischen Urgeschichte. Er erblickt in den Chrobaten Germanen, näherhin Goten. Bei der Westausbreitung der Slaven hätten sie die am weitesten nach Osten vorgeschobene Stellung der Germanen lange Zeit verteidigt und behauptet. Ein Nachhall dieser Kämpfe sei noch in manchen Dichtungen zu hören (z. B. in dem Widsith-Lied). Aber auch spätere historische Zeugnisse werden in diesem Sinne interpretiert. Die Chrobaten seien zunächst Herren im Lande geblieben, später seien sie vom Slaventum aufgesogen worden. Sie haben aber die Grundlagen für die Dynastien und die szlachta geliefert. Die dunklen Anfänge der polnischen und tschechischen Geschichte werden damit in eine helle Beleuchtung gerückt. J. Rus weist auf sein im Jahre 1931 in Laibach erschienenes Werk über die ältesten gemeinsamen Herrscher der Chrobaten und Serben hin. Aber die knappen Ausführungen genügen nicht, seine kühne These wissenschaftlich zu erhärten. B. St.

Die Einführung der Offiziale in Polen.

Collectanea theologica 1934, Bd. XV, 277—322.

A. Vetulani gibt seiner Arbeit den Untertitel: Ein Beitrag zur Verbreitungsgeschichte des bischöflichen Offizialats im Mittelalter. Ursprung und erste Ausdehnung der Offiziale läßt sich noch immer nicht genau bestimmen. Die einschlägigen Untersuchungen von Edouard und Paul Fournier, von F. Gescher und anderen haben es wahrscheinlich gemacht, daß Nordfrankreich das Geburtsland dieses Amtes ist. Um den Gang der Entwicklung beschreiben zu können, sind Monographien der einzelnen Diözesen notwendig. Vetulani zeichnet die Entstehungsgeschichte in Polen. Ein kurzer Überblick über die Kirchengeschichte dieses Landes führt bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts (S. 283—85). Der päpstliche Legat Jakob (Archidiakon zu Lüttich, später Papst Urban IV.) hat auf der Provinzialsynode zu Breslau (1248) Offiziale für die Diözesen der Kirchenprovinz Gnesen verordnet. Die französische Nationalität des Legaten zusammen mit der Sanktion des Offizialats durch Papst Innozenz IV. haben diese Einführung veranlaßt. Die Bestimmung ist nicht überall sofort durchgeführt worden, das beweist ihre Erneuerung 1262 und 1267. Als tieferen Grund für die Ernennung eines besonderen Klerikers zur Entlastung des Bischofs in Sachen der geistlichen Gerichtsbarkeit führt der Autor das Ringen um das privilegium fori an. In Krakau ist ein Offizial seit dem Jahre 1267 tätig (vermutlich seit 1255). Für Breslau ist der Offizial vor 1283, für Włocławek 1289, für Posen 1302, für Płock erst 1317 nachweisbar. Da aber die polnischen Quellen sehr lückenhaft sind, lassen sich diese Daten für die Einführungsgeschichte nicht verwerten. Die Offiziale begannen in Polen ihre Tätigkeit zwischen 1248 und 1267. Im Gegensatz zu Westeuropa gab es hierbei keinen Kampf zwischen dem Bischof und seinen Archidiakonen (S. 307 ff.). Eine päpstliche Konstitution und die Kommentare der Dekretalisten scheinen bei der Verbreitung des neuen Amtes von größerem Wert gewesen zu sein, als man es bisher angenommen hat. Vetulani vergleicht immer wieder die polnischen Verhältnisse mit den deutschen und französischen, wobei wichtige Streiflichter auf die Gesamtentwicklung geworfen werden. B. St.

Das wirtschaftliche Leben Polens zur Zeit Kasimirs des Großen.

W H 1934, 164—67.

Es handelt sich um einen Vortrag von *F. Bujak*. Einleitend skizziert er die Lage Polens beim Regierungsantritt Kasimirs. Eine Reihe von günstigen Umständen, hervorragenden Vorbildern gleichzeitiger Wirtschaftspolitiker (z. B. Winrich von Kniprode) und tüchtigen Mitarbeitern (u. a. S. Melsztyński, J. Skotnicki und N. Wierzynek) beschleunigten den wirtschaftlichen Aufstieg des polnischen Staates. Besondere Verdienste erwarb sich aber der König selbst durch die Kontrolle und Zentralisierung des Finanzwesens, durch die Unterstützung der Landbevölkerung und die Privilegisierung der Städte. Von großer Bedeutung war ferner die Einführung der Kolonisation zu deutschem Recht. Durch zahlreiche Kriege wurde das polnische Territorium um 150 Prozent erweitert. Man darf die Bevölkerung mit Ausschluß von Rotrußland auf eine Million beziffern. Krakau zählte 11 000, Sandomierz, Bochnia, Wieliczka 2500 Bewohner. Eine Gesamtwürdigung der Verdienste des Königs betont, daß die Verwaltungsmaßnahmen Kasimirs bis zum Ende des 15. Jahrhunderts als Vorbild dienten. B. St.

Die ungarische und die polnische Verfassung im Mittelalter.

PrHP (1933)—1934, Bd. IV, 1—9.

Ferenc Eckhart zeigt einige auf der Analogie der wirtschaftlichen, sozialen und namentlich kulturellen Verhältnisse der beiden Länder beruhende Parallelen der ungarischen und der polnischen Konstitution auf, für Polen sich auf Kutrzebas ‚Historja ustroju Polski' stützend.

E. P. B.

Zur Geschichte des Seelteils im Slavischen Recht.

PrHP (1933)—1934, Bd. IV, 86—88.

Wie *Karol Koranyi* nachweist, hat sich die Sitte, daß Personen adoptiert werden, denen die Pflicht auferlegt wird, für das Seelenheil der Adoptierenden nach dem Tode zu sorgen, wofür sie ein bestimmtes Erbteil erhalten, in Reußen und Litauen bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts erhalten. Der Verfasser gibt Belege aus Urkunden von 1508, 1515, 1520. E. P. B.

XV. Polen bis 1795.

1570—77. Aus der Geschichte des ersten in Polen erbauten Schiffes.

RoH 1934, X, 48—73.

St. Bodniak beginnt mit dem Hinweis auf den Stand der Forschung (Bujak, Czołowski, Kleczkowski) und skizziert die Tendenz des Königs Sigismund August nach einer aktiven Ostseepolitik. Im Zusammenhang damit kam es zu dem Bau eines „großen Schiffes" in Elbing. Italienische Baumeister leiteten die Arbeit, die am 15. März 1572 vollendet war. Bei der Ausstattung des Schiffes gingen aber die königlichen Gelder zur Neige. In der Zeit nach dem Tode des Königs wurden nur die nötigsten Ausgaben zur Erhaltung des Schiffes bewilligt. Für die Jahre 1575/76 fehlen die Register der preußischen Ausgaben, so daß wir nicht darüber orientiert sind, ob das Schiff weiter instand gehalten wurde. Stefan Batory benötigte bei seinem Kampf gegen Danzig eine Flotte. Peter Kłoczewski nahm die Organisation in

die Hand und faßte dabei auch das in Elbing an der Hohen Brücke liegende Schiff ins Auge. Im September 1577 fand ein dänisch-Danziger Angriff auf Elbing statt. Es gelang dem Feinde, Speicher und Holzvorräte in Brand zu stecken. Zur Sicherung der erwähnten Brücke wurden dem großen Schiff die Masten abgeschlagen, damit sie nicht etwa Feuer fingen und so die Brücke gefährdeten. Bodniak nimmt an, daß gleichzeitig mit der Liquidation der polnischen Flotte das Schiff verkauft wurde. Er kann aber dafür keinen urkundlichen Beweis führen. Im Schlußteil rückt der Verfasser die Initiative der polnischen Könige für eine eigene Flotte in große geschichtliche Perspektiven (England-Deutschland) und meint, daß die gegenwärtigen Anstrengungen des polnischen Staates in betreff der Flottenpolitik an eine Tradition anknüpfen können, die bis zum Jahre 1570 reiche. B. St.

Zur Geschichte des königlichen Hofes in Polen.

KwH 1934, Jg. 48, 319—36.

W. Dobromolska legt neues Quellenmaterial aus der Zeit Stefan Bathorys und Siegmunds III. vor. Nach einigen Bemerkungen über den Zustand der Handschriften (S. 319—21) folgen die Texte. Nr. 1: In solutionem Salariorum Curiae S. M. R. Cracouiae diebus Septembris 1585. Es sind die Ausgaben angeführt für Beamte, Hofleute, Sekretäre, Pagen, Musiker, Jäger, Kammerdiener usw. Die drei anderen Dokumente handeln vom Hofe Siegmunds III. (1587, 1595 und 1598). Die angeführten Namen, die Anzahl der Vertreter der einzelnen Berufe und die Höhe der Summen sind von kulturgeschichtlichem Interesse.

B. St.

Aus der neuesten polnischen Geschichtsliteratur.

Časopis Národního Museum 1934, Nr. 1—2, 119—126.

D. Dorošenko geht auf die neuesten polnischen Werke über die polnisch-ukrainischen Beziehungen des 16. bis 17. Jahrhunderts ein, insbesondere auf die Monographien von K. Lewicki über Fürst K. Ostrožškyj und von W. Tomkiewicz über Fürst Wiśniowiecki. Er hebt den Wert dieser beiden Arbeiten hervor und unterstreicht die Objektivität der Verfasser bei Behandlung dieser Probleme, die bisher starke Meinungsverschiedenheiten in der polnischen, ukrainischen und russischen historischen Literatur hervorgerufen haben. D. D.

Der großpolnische Adelshof und seine Umgebung in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1665—1666).

RoH 1934, X, 89—99.

Roman Weiß hat im kulturgeschichtlichen Seminar von Professor Pollak zwei Jahrgänge der Gerichtsbücher des Posener Bezirkes durchgearbeitet und diesem Material viele Einzelheiten entnommen, die eine anschauliche Vorstellung von dem Leben und Wohnen der besser situierten szlachta ermöglichen. Der Hof war von einem Zaun umgeben. Auf steinernem Fundament erhob sich das mit Holzwänden errichtete Haus. Am wichtigsten war das große Zimmer, das Eßzimmer, in dem sich das Familien- und das gesellschaftliche Leben abspielte. Auf Ge-

mälde wurde kein großer Wert gelegt. Von Büchern ist in den Inventaren niemals die Rede. Im Zimmer selbst standen nicht zu viel Möbel. Für Kamin und Kronleuchter wurden keine Ausgaben gescheut, sie galten als die Prachtstücke der Einrichtung. Die übliche Ausstattung des Schlafzimmers und der Küche werden beschrieben. In unmittelbarer Nähe des Hofes fanden sich oft kleine Brauereien. Sie sind ein Beweis für den großen Verbrauch von Bier. Weiß führt einige Verse des Dichters W. Kochowski an, der sich in humoristischer Weise zu diesem Konsum äußert. Außer Kochowski werden auch K. Miaskowski und W. Potocki zitiert, deren Werke die Sitten und Unsitten des Adels beleuchten. Es folgen Notizen über Ställe, Hütten, Holzkirche und Ausschank. B. St.

XVI. Polen von 1795—1914.

1861—63. Aweide über den polnischen Aufstand.

KA 1935, H. 2 (57), 100—139.

Oskar Aweide war Mitglied des Nationalen Zentralkomitees und der Nationalregierung bis zu seiner Verhaftung im Sommer 1863. Der Untersuchungskommission gelang es alsbald, ihm ein umfassendes Geständnis zu entlocken. Er hat alles und alle verraten und der Polizei völlig neue Nachrichten gegeben. Noch im Gefängnis hat er eine Darstellung der Aufstandsbewegung niedergeschrieben, die dann für den inneren Gebrauch der russischen Behörden gedruckt worden ist. In der Verbannung in Vjatka entwarf er auf Anregung des Gouverneurs nochmals das Bild dieser Vorgänge, diesmal mit weniger Einzelheiten, dafür mit dem Bestreben, die tieferen Zusammenhänge aufzuklären. Nur der erste Teil liegt vor und ist von *Č. Jasinskij* herausgegeben worden. Er reicht bis zum Januar 1863, bis zum Ausbruch des Aufstandes. Aweide schildert die Entstehung der ersten Kreise und Komitees, die Manifestationsperiode, die Zerfahrenheit der Regierungsmaßnahmen und das Wachsen der Verschwörung: die Gesellschaften der „Weißen" und „Roten", den Sieg der ersten, die Bildung des Zentralkomitees und dessen Tätigkeit. Die meisten Personen erhalten eine Charakteristik. Der Verfasser spricht auch jetzt noch als polnischer Patriot. E. A.

XVII. Polen seit 1914.

Die polnische Schulreform und ihre Träger.

JbSl 1934, H. I/II, 145—162.

Unter Beigabe von zwei schematischen Tafeln bespricht *Sergius Hessen* nach Eingehen auf das polnische Schulwesen vor 1932 das neue Schulgesetz vom März 1932 (dem man „weder Großzügigkeit noch kluge Vorsorglichkeit absprechen" kann), seine Mängel und Vorteile, und gibt Ausblicke auf die Fortführung der polnischen Schulreform. E. P. B.

XVIII. Litauen im 19. Jahrhundert und seit 1914.

XIX. Lettland.

Die Jahrmärkte in Livland und Kurland im 17. Jahrhundert.

IMM 1934, Dezember, 572—583.

Auf Grund von Archivstudien schildert *J. Jenšs* die Jahrmärkte in Livland und Kurland, von denen erst seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ausführlichere Nachrichten vorliegen. Die Jahrmärkte entstanden im engsten Zusammenhang mit den Festen der katholischen Kirche zu Ehren der örtlichen Heiligen. In den Rigaschen Kalendern von 1602 und 1603 werden in Kurland 25 Örtlichkeiten mit 45, in Livland jedoch bloß 12 mit 18 Jahrmärkten genannt. In der Mitte des 17. Jahrhunderts gab es in Livland schon gegen 50 Orte, an denen Märkte stattfanden. Die meisten Märkte wurden in der zweiten Hälfte des Jahres abgehalten, besonders viele im Monat September. Für die Gutsherrn waren die Märkte eine gute Einnahmequelle: die Verkäufer mußten Standgeld zahlen, und das Recht, Bier verzapfen zu lassen, gehörte ausschließlich dem Gutsherrn. Darum wurden auch immer wieder unerlaubte Märkte abgehalten, die sogenannten „Sauf- oder Winkelmärkte". Wegen der schlechten Verkehrsverhältnisse waren die Märkte, auf denen der Warenaustausch zwischen Stadt und Land stattfand, eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Die Bauern besuchten sie mit Frau, Kindern und Gesinde, denn für sie bot sich da auch Gelegenheit mit Bekannten und Freunden zusammenzutreffen. Das Trinken war eine auf den Märkten weit verbreitete Unsitte und hatte fast immer Vergehen gegen die Sittlichkeit, Streitigkeiten, Schlägereien und sogar Totschlag zur Folge. Die Zusammenkünfte zu den Jahrmärkten boten auch Gelegenheit, heimlich verbotene katholische Bräuche und selbst heidnischen Aberglauben zu pflegen. Im Gegensatz zu den wirtschaftlichen Interessen der Bewohner des Landes versuchte darum die strenge schwedische Regierung, die Märkte auf die Städte und Flecken zu beschränken, drang aber damit nicht durch. Nach der Angliederung Livlands an Rußland verfügte die russische Regierung wiederum eine Vergrößerung der Zahl der Märkte.

J. V.

Der Freiheit geopfert.

Dg 1934, Januar, 53—66; Februar, 149—161; März, 240—259.

E. Arnis schildert, zum Teil auf Grund bisher noch unbekannten Materials, den Lebenslauf und die Ideenwelt eines der bemerkenswertesten Vorkämpfer für die Befreiung des lettischen Volkes um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts. Ernests Rolavs ist am 14. August 1874 in Kurland als Sohn eines schwer mit materiellen Nöten kämpfenden Bauernhofbesitzers geboren. Nach entbehrungsreicher Kindheit beendet er 1895 das Gymnasium zu Libau und begibt sich nach Moskau, um Rechtswissenschaften zu studieren. Aber schon Ende 1896 wird er im Zusammenhang mit vorhergegangenen Verhaftungen in Livland und Kurland wegen Teilnahme an der stark sozialistisch orientierten revolutionären Bewegung verhaftet und ins Mitauer Gefängnis gebracht. Mitte 1898 wird er von dort entlassen und emigriert Anfang 1899 nach London, wo er sich den dort schon lebenden lettischen Emigranten anschließt. Im November siedelt er nach Zürich über, einem zweiten Sammelpunkt flüchtiger lettischer Politiker. Trotz seiner schweren materiellen Lage nimmt Rolavs regen Anteil an der Herausgabe revolutionärer Schriften und ihrem Transport nach Rußland. Mehrfach hält er sich dabei an der russischen Grenze auf, begibt sich auch selbst illegal nach Kurland, wird aber beim dritten Mal am 21. Juni 1901 verhaftet und nach Sibirien verschickt. Im Herbst 1903 gelingt es ihm zu fliehen und im November ist er bereits in Memel in Sicherheit. Danach kehrt er wieder nach Zürich zurück. Hier wandte

er sich endgültig der marxistisch orientierten lettischen Sozialdemokratie ab und schloß sich einer mehr national gesinnten Gruppe an. 1905 brach die russische Revolution aus, und nach dem Oktobermanifest, das einige Freiheiten verhieß, kehrte Rolavs legal nach Rußland zurück. Aber schon war der Rückschlag eingetreten, und Rolavs sucht wieder in Zürich Zuflucht. 1907 erhielt er auf Grund eines Gnadenerlasses von 1905 die Erlaubnis zur Rückkehr und will nun im Süden von Rußland sein Studium fortsetzen. Er wird aber aufs Neue verhaftet und in Kurland bei einem angeblichen Fluchtversuch — mit gefesselten Händen und Füßen — am 18. August 1907 auf barbarische Weise getötet. Von der dem lettischen Volke eigentümlichen politischen und sozialen Lage ausgehend, tritt Rolavs von Anfang an dem sozialdemokratischen Gedankengut kritisch gegenüber. Er setzt sich für die Interessen des Bauerntums ein und fordert Ansiedlung der landlosen Landarbeiter. Später stellte Rolavs neben den Fabrikarbeiter und Bauern noch den geistigen Arbeiter und gelangte so zum weitumfassenden Begriff aller Werktätigen. Von hier aus kam er zur Forderung der nationalen Selbständigkeit des lettischen Volkes, die er sich zunächst im Rahmen einer föderativen Republik dachte, die an Stelle des kaiserlichen Rußlands zu treten hätte. Das Endziel ist Rolavs jedoch stets ein völlig unabhängiges nationales Lettland, wobei er die Hoffnung ausspricht, daß vielleicht einmal Letten und Esten sich zu einem gemeinsamen baltischen Staat nach dem Muster der Schweiz zusammenschließen könnten. J. V.

Vernichtete Kunstschätze der evangelisch-lutherischen Kirchen Lettlands.

IMM 1934, März, 193—202; April, 308—317.

P. Kampe zeigt an der Hand zahlreicher Beispiele, wie bedeutende kirchliche Kunstschätze auf dem Territorium Lettlands im Laufe der Jahrhunderte vernichtet worden sind. Der größte Teil der Kunstschätze der mittelalterlichen Kirchen fiel den Bilderstürmen der Reformation zum Opfer. Später wurden allerdings wieder besonders die Kanzeln und Altäre im Stil der Renaissance und des Barocks künstlerisch ausgestaltet, und es entstanden auch viele Kirchengeräte, Kronleuchter, Epitaphien und Grabsteine von künstlerischem Wert. Ebenso wiesen die größeren Kirchen bemerkenswerte Decken- und Wandmalereien auf. Aber zu Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts war es wieder der Rationalismus, der die Kunst aus der Kirche verbannen wollte. Sein Ideal war eine möglichst schmucklose nüchterne Kirche mit eintönig getünchten Wänden. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts galt als kirchlich bloß die Gotik, und viele Kanzeln und Altäre mußten sich die geschmacklosesten „Gotisierungen" gefallen lassen. Im Weltkriege sind fast alle Glocken der Kirchen und Friedhöfe Lettlands zugrunde gegangen. Im westlichen Teil von Kurland, das die deutschen Truppen 1915 besetzten, wurde ein großer Teil der Glocken eingezogen. Im selben Jahre befahl die russische Regierung die Fortschaffung nach Rußland fast aller Glocken der übrigen Teile Lettlands. Von den rund 2000 nach Rußland verschleppten Glocken sind nach dem Friedensschluß kaum 500 und dabei bloß die wertlosesten zurückerhalten worden. Auch die Kirchengebäude selbst sind im Laufe der letzten vier Jahrhunderte zu einem großen Teil umgebaut oder erweitert worden; auch Brände und Kriege haben vieles zerstört. Der Verfasser schließt mit der Aufforderung, die in den Kirchen noch erhaltenen Kunstschätze sorgsam zu hüten. J. V.

Die Marken der lettischen Bolschewisten.

KA 1933, H. 2 (57), 3—9.

Im Frühjahr 1914 gelang es den Auslandsagenten, dem Polizeidepartement das Protokoll des Brüsseler Kongresses der lettischen Sozialdemokraten vom 14. April d. J. zu liefern. Kurz vorher fielen dem Ministerium Marken in die Hände, die vom „Büro der Auslandsgruppen der Sozialdemokraten Lettlands" zum 1. Mai 1913 und 1914 ausgegeben worden waren. Die zugehörigen Aktenstücke werden hier mit dem genannten Protokoll veröffentlicht. In einer Einleitung wird vorausgeschickt, daß auf dem Brüsseler Kongreß die bolschewistische Gruppe einen Sieg über die menschewistische davontrug und mehrere Sitze im Auslandskomitee eroberte. Die neue Leitung fand eine völlig geleerte Kasse vor und sah sich genötigt, sofort Mittel zu beschaffen. Dazu sollten u. a. die hier abgebildeten Mai-Marken dienen, die zwar schon im Vorjahr erschienen waren, jetzt aber erneut und noch eifriger vertrieben wurden. E. A.

XX. Estland.

Landhandel und Vorkauf in Estland zu Ende der schwedischen Zeit.

AA 1934, Nr. 1, 1—16.

In der ganzen schwedischen Zeit spielt sich, wie *O. Liiv* ausführt, in Est- und Livland ein erbitterter Kampf ab um den Handel zwischen Adel und Städten, die sich auf ihre noch aus der Hansezeit stammenden Privilegien stützten. Getreu den merkantilistischen Grundsätzen begünstigte die schwedische Regierung außer den größeren Städten auch die Klein- und Hafenstädte, Handelsgesellschaften und auch die Gutsbesitzer. Überall griff der Staat vermittelnd, oft auch unbeabsichtigt Unheil stiftend, ein.

Den Städten gelang die Monopolisierung des Handels in ihren Händen nicht. Riga und Reval behaupteten zwar ihre Stellung, doch setzte auch der Adel ein gewisses Verkaufsrecht seiner Waren in den Städten durch. In Reval und Narwa betrieben Holländer den Transithandel, daneben standen Lübecker und Engländer mit dem Lande in engster Verbindung (Getreidehandel). Das hansische Gepräge Rigas und Revals, die Beweglichkeit und der Reichtum blieb nur bei wenigen Kaufherrngeschlechtern. Die meisten begnügten sich mit dem Zwischenhandel. Daneben spielte sich ein reiches zünftisches Leben ab, das nur unter der Zersplitterung in unzählige Ämter und unter den „Bönhasen" — meistens Esten — litt. Auch Liiv stellt bei den meisten ländlichen deutschen Handwerkern ein allmähliches Aufgehen im Estentum fest. — Völlig ergebnislos war in Liv- und Estland im 17. Jahrhundert die Gesetzgebung gegen die sogenannte „Vorkäuferei".

An Hand zahlreicher Beispiele zeigt Liiv, unter Betonung der Bedeutung der städtischen und ländlichen Jahrmärkte, wie im Wirtschaftsleben aller Schichten der Landhandel und Vorkauf zur schwedischen Zeit in Est- und Livland eine große Rolle spielte und wie sie eine der Ursachen des wirtschaftlichen Aufstiegs des Landes waren.
R. S.-E.

Der „Iggaüks" und die Bauern von Pergel im Jahre 1803.

AA 1934, Nr. 4, 206—218.

N. Loone behandelt eine Episode aus den Agrarunruhen des 19. Jahrhunderts in Estland, den Widerstand der Bauern von Pergel (Kirchspiel St. Johannis, nahe Reval) im Jahre 1803 gegen den Versuch ihres Gutsherrn, ihnen Land fortzunehmen. Diese Klage der Bauern war der erste Fall, daß die gerichtlichen Bestimmungen des Bauernregulativs von 1802, dem sogenannten „Iggaüks" (Ein Jeder), in Anwendung kamen, und dadurch bemerkenswert, daß die Ritterschaft gegen den Gutsherrn entschied, was die übergeordneten Instanzen, die Gouvernementsverwaltung, der Generalgouverneur und der Senat bestätigten. Diese Episode gab aber auch den Anstoß zum Plan der Abänderung der Bauerngerichte, der erstmalig im Dezember 1803 vom estländischen Ritterschaftsrat erörtert wurde. R. S.-E.

XXI. Deutscher Osten.

Die Lage der Jomsburg.

KwH 1934, Jg. 48, 233—85.

Der Posener Ordinarius für die Geschichte der Westslaven, *J. Widajewicz*, widmet diesem, gerade in den letzten Jahren lebhaft disputierten Problem eine Studie, die einen Weg durch die verschlungenen Pfade der kontroversen Literatur weist und auf Grund treffender methodischer Bemerkungen manche Schwierigkeiten beseitigt. Zunächst untersuchte er die drei nordischen Quellen, die einige Nachrichten enthalten, die Chroniken des Saxo Grammaticus und Sven Aggeson, sowie die isländische Knytlinga-Saga. Er erblickt in dem Namen Jomsburg die dänische Übersetzung des slavischen Wollin (Jumne dänisch, Julin deutsch). Die Hypothese von zwei befestigten Orten wird abgelehnt.

Sehr genau wird der Bericht des Adam von Bremen unter die Lupe genommen (S. 246—65). Da sich Schuchhardt, Koczy u. a. darauf stützen und die Lage der Jomsburg an der Dievenow-Mündung bestreiten, geht Widajewicz allen Stützpunkten nach und erweist sie als unzulänglich. Jumne soll nach Adam an der Mündung der Oder gelegen haben, ubi Pomeranus dividit a Wilzis. Für die Grenzziehung zwischen diesen beiden Volksstämmen werden die philologischen Untersuchungen von Spławinski und Milewski herangezogen. Als Grenze kommt nur die Dievenow in Betracht. Der Hinweis auf die Peenemündung stellt einen modernen Irrtum dar. Adam bemerkt, daß Jumne in der Nähe Rügens gelegen habe. Der Geschichtsschreiber der Hamburgischen Kirche hatte aber nur sehr unklare Vorstellungen von der Geographie dieser Gegenden. Auf S. 258 ist eine Serie von Irrtümern notiert. Außerdem liegt, von der Ferne gesehen, Wollin unweit von Rügen. Jedenfalls kann die Behauptung von der Lage der Jomsburg auf Wollin durch die Berufung auf Adam nicht erschüttert werden. Das gleiche gilt von der Aussage über die kurze Entfernung zwischen Jumne und Dymin. Man darf nicht von der Chronik Adams ausgehen, sondern muß mit der Interpretation der nordischen Quellen beginnen. Mit Šafarik, Klempin, Burkhardt und Hofmeister tritt Widajewicz also für die Identität von der Jomsburg und Wollin ein. Archäologischen Untersuchungen steht der Verfasser sehr skeptisch gegenüber, da die primitiven Befestigungen und die Holzbauten längst das Opfer der Zeit geworden seien.

Die Behandlung der Vineta-Frage bildet den Abschluß (S. 265—85). Der Name ist ein rein literarisches Produkt. Von den Formen Vimne (Adam), Vimneta (Helmold) war es nur ein Schritt zu Winneta (Helmold) und Vineta. Dieser Phantasiename erscheint 1544 zum erstenmal

auf Karten. Seit 1633 taucht die Meinung auf, daß die Stadt vom Meer verschlungen worden sei. Die Spezialliteratur über die historische Geographie der Odermündung wird vorgeführt und zum Teil kritisiert. Auch auf diesem Wege wird die neue Hypothese, daß die Jomsburg an der Peenemündung gelegen habe, ad absurdum geführt und die alte Anschauung als die allein richtige bestätigt. B. St.

Die deutsche Besiedlung Schlesiens im Mittelalter als Teil des deutschen Ostzuges.

JbSl 1933, H. I/II, 195—230, u. H. III, 352—389.

Im ersten Teil untersucht *Viktor Seidel*, namentlich mit O. Górka sich auseinandersetzend, die von ihm bereits 1913 für unecht erklärte sogenannte Leubuser Stiftungsurkunde (1175) nach ihrem formalen und inhaltlichen Wert, und prüft, um Vergleichsmaterial zu gewinnen, auf Grund genauer Quellenkritik die rechtlichen und sozialen Verhältnisse auf den Gütern der Klöster Zagość, Miechów, Jedrzejów, wo ein scharfer Unterschied hervortritt zwischen der rechtlichen und der sozialen Lage der polnischen Hörigen und der Bewohner deutschrechtlicher Gemeinden; das Ergebnis ist: die Leubuser angebliche Originalurkunde stammt aus der Mitte des 13. Jahrhunderts und ist nur für diese Zeit als Geschichtsquelle zu verwerten. Im zweiten Teil wird das Stadtrecht von Neumarkt i. Schlesien von 1281 (nicht 1181!) als eine Überarbeitung der Haller Rechtsmitteilung von 1235 erwiesen, bestimmt zur Schaffung eines neuen Stadtrechtes eigens für Neumarkt. So wird der Begriff des deutschen Siedlerrechtes geklärt, und werden falsche Auffassungen über das Verhältnis des deutschen Rechts zur Immunität und zum polnischen Recht berichtigt. E. P. B.

Der Tatareneinfall in das Amt Johannisburg im Oktober 1656.

Mitteilungen des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen, 1934, Nr. 4, 60—65.

R. Seeberg-Elverfeldt teilt auf Grund von Königsberger Archivalien die Zahl derjenigen mit, die 1656 während des schwedisch-polnischen Krieges allein aus dem Amte Johannisburg — die Zahlen aus den übrigen masurischen Ämtern waren größtenteils schon bekannt — auf Nimmerwiedersehen verschleppt worden sind. 2177 Personen, darunter 871 Männer und 1306 Frauen, größtenteils Jugendliche, sind damals aus dem Amte Johannisburg, 342 „ohne die so niedergesäbelt worden", aus dem Amte Rhein entführt worden. R. S.-E.

Ortsfremde im Trauregister des ältesten Pillauer Kirchenbuches von 1639—1670.

Altpreußische Geschlechterkunde 1933, H. 2/3, 51—57.

H. Kleinau veröffentlicht erstmalig die für die Bevölkerungsbewegung des deutschen Ostens hochbedeutsamen und die regen Beziehungen, die das während der schwedischen Besatzungszeit entstandene Städtchen Pillau mit den Anliegerstaaten der Ostsee hatte, aufweisenden Namensreihen aller derjenigen, die, sei es aus dem Inneren des deutschen Mutterlandes, sei es aus Skandinavien oder dem Baltikum — Kurland und Schweden sind überraschend oft vertreten — den Weg nach Pillau gefunden hatten. R. S.-E.

Der Verlauf der Besiedlung des ostpreußischen Amtes Johannisburg bis 1818.

AF 1934, H. 1, 39—62.

Die Besiedlung des äußersten Südens Masurens, des Amtes Johannisburg, das später im heutigen Kreise Johannisburg aufging, behandelt auf archivalischer Grundlage *R. Seeberg-Elverfeldt.* Diese setzt seitens des deutschen Ritterordens zu Beginn des 15. Jahrhunderts ein, nachdem im 14. Jahrhundert die Burg Johannisburg als Vorposten ins Land gesetzt worden war. Nach dem unglücklichen 13jährigen Kriege setzt eine zweite Welle der Besiedlung ein, das deutsche Element ist nicht unwesentlich vertreten, das polnische (masovische) kommt nur unter ausdrücklicher Billigung des Landesherren, des Deutschen Ordens, ins Land. Durch die Reformation wird das Gebiet, das nie zu Polen gehört hat, auch durch den Glauben wie durch die Sprache von dem angrenzenden Masovien scharf geschieden. Unter den Herzögen, Kurfürsten und preußischen Königen nimmt die Binnenkolonisation ihren Fortgang, die Eindeutschung der blutsmäßig vom Deutschtum stark durchsetzten Masuren schreitet unaufhaltsam fort, sie formt den Masuren zum Grenzlanddeutschen schlechthin, ebenso wie er sich auch stets als Preuße gefühlt hat. R. S.-E.

Der Posener Adel und die Bauernbefreiung.

JbSl 1934, H. I/II, 12—61.

Durch das (die Einführung des Regulierungsediktes vom 14. September 1811 übertragende) Regulierungsgesetz vom 8. April 1823 sollte, wie *M. Laubert* nachweist, nach der Wiedergewinnung Posens 1815 durch Preußen, die Bauernschaft als wichtigste Einwohnerklasse ihre Gleichstellung mit den Bauern der altpreußischen Provinzen erlangen. Um einsichtigen Gutsbesitzern Gelegenheit zu geben, ihre Ansichten vorzutragen, wurden die Behörden angewiesen, bestimmte Personen zur Meinungsäußerung aufzufordern; die (39) eingegangenen Gutachten schwanken zwischen dogmatischer Ablehnung und schwachverklausulierter Zustimmung, letzten Endes sämtlich das Bestreben zeigend, eine unwillkommene Neuerung wenigstens hinauszuschieben. Nach Posener und Berliner Archiven werden in Auswahl solche Gutachten besprochen, ferner die Ansicht von Vertretern der Bürokratie veranschaulichende Schreiben, Beschwerden einzelner nicht befragter Gutsbesitzer, und den Widerstand auch nach Erlaß des Gesetzes von 1823 noch fortsetzende Eingaben. Den rasch einsetzenden Erfolg der Maßnahmen der preußischen Verwaltung beweisen, nach Verfasser, die Berichte der Generalkommission; das Ergebnis ist: gegen schärfsten Widerstand aus führenden polnischen Kreisen hat Preußen geradezu dem Gegner die Wege zum Aufbau eines ländlichen Mittelstandes erschlossen und damit — zur Erziehung der wichtigsten Träger der nationalen Opposition. E. P. B.

XXII. Finnland.

1616. Ständetag von Helsingfors.

HTF 1934, H. 2, 76—84.

In scharfem Widerspruch zu v. Törne, der an gleicher Stelle dies Thema behandelt hat, untersucht *E. Hornborg* die Quellen, die für diese erste von Gustav Adolf einberufene finnische Ständeversamm-

lung vorliegen, und deren wichtigste die Rede des Königs ist. Er kommt zum Ergebnis, daß Hauptzweck nicht die Hilfe für den Krieg gegen Rußland war, daß Gustav Adolf seiner Finnen noch keineswegs sicher war, sondern sich gerade ihrer Treue und ihres restlos hingebenden Eifers erst versichern wollte, was ihm auch glänzend gelang. Im Mittelpunkt stand die Schilderung des großen Konflikts mit Sigismund III., eine scharfe Polemik gegen den Vetter, aus der eine ernste Warnung der Untertanen vor den polnisch-katholischen Umtrieben herausklingt. Beiderseits wurde die Hoffnung auf baldigen Frieden mit Moskau ausgesprochen, und der Blick ging bereits hinüber nach Livland, den Schauplatz der kommenden unmittelbaren Auseinandersetzung mit Polen. Das andere Ziel war die Ordnung der inneren Verhältnisse Finnlands, doch sagen die Quellen über die folgenden Beschlüsse und Maßnahmen auf diesem Gebiet wenig aus.

E. A.

1809. Eröffnung des Regierungskonseils.

HTF 1934, H. 1, 30—32.

Ohne Einführung und Bemerkungen wird ein Aktenstück, das Zeremoniell bei Eröffnung des Regierungskonseils von Finnland durch den Generalgouverneur Barclay de Tolly am 2. Oktober 1809 in Åbo abgedruckt. E. A.

Leo Mechelins politische Persönlichkeit.

HTF 1934, H. 2, 51—75.

Sigurd Nordenstreng macht einen größeren Kreis mit dem Inhalt seines Vortrags vom Vorjahr bekannt, der als Vorläufer einer größeren Mechelin-Biographie anzusehen ist. In kurzen Zügen schildert er die politische Entwicklung des Mannes, dessen Name einmal in ganz Europa bekannt war als der eines Vorkämpfers für das Recht Finnlands. Als Abgeordneter im Ständelandtag, als Senator und als Volksvertreter in der Kammer, als Staatsrechtslehrer und Sachverständiger für Wirtschaftsfragen, im Amt und in der Opposition, daheim und in der Verbannung, — immer hat Mechelin nur für das Wohl seiner Heimat gestritten, für die Unantastbarkeit des Rechts; unerschrocken offen in der ersten Reihe oder bescheiden im Hintergrund, wenn es die Sache erforderte. Selbst in der Entfaltung seiner Tatkraft schwer gehindert durch die Uneinigkeit im eigenen Lande nach 1899, durch die Gegensätze zwischen Finnen und Schweden, zwischen rechts und links, hat er das große Verdienst, früh schon für einen Zusammenschluß im Interesse der gemeinsamen Sache gewirkt zu haben, zuerst mit geringem Erfolg in der Sturmzeit 1905/06, dann aber, bis an sein Lebensende 1914, Kampf und Sieg vorbereitend, die er nicht mehr erleben durfte. E. A.

XXIII. Südosteuropa und die Balkanstaaten.

1917. Die russische Geheimpolizei und der rumänische Bundesgenosse.

KA 1933, H. 2 (57), 10—42.

Die rumänische „Siguranza", völlig verrottet, für Geld zu allem fähig und zum Teil in den Händen des deutschen Geheimdienstes,

machte ihren russischen Kollegen schwere Sorgen. Davon zeugt der Bericht des russischen Militäragenten Palicyn und die Beilagen, die einzelne besonders krasse Fälle beleuchten. Der Bericht ist vom 27. Februar 1917 datiert, und die Provisorische Regierung hat ihm keine Folgen gegeben. Die Einleitung des Herausgebers *D. Zaslavskij* ist eine beißende Kritik der Zustände in Rumänien. E. A.

V. Bibliographie.[1]

Bearbeitet von Irene Grüning.

1. a) Allgemeines, besonders Methodologie; b) Hilfswissenschaften.

Adamjan, G. K. Kautskij v borbe s materialističeskim ponimaniem istorii. (K. Kautsky im Kampf mit der materialistischen Geschichtsauffassung.) Moskau 1934. 108 + 2 S.

Baluchatyj, S. D. Kritika o M. Gorkom. Bibliografija statej i knig 1893—1932. (Die Kritik über M. Gorkij. Bibliographie der Aufsätze und Bücher von 1893 bis 1932.) Moskau 1934. 593 S.

Boľšaja sovetskaja ènciklopedija. (Die große Sovetenzyklopädie.) Herausg. V. V. Kujbyšev u. a. Bd. 63, È-Elektrofon, Moskau 1933. 776 Sp. Bd. 62, Šachta Ščuťja. Moskau 1933. 830 Sp. Bd. 61, Č-Šacht. Moskau 1934. 896 Sp. Bd. 60, Cholangit-Cjań. Moskau 1934. 800 Sp.

Dąbkowski, P. Oswald Balzer. Życie i dzieła 1858—1933. (Oswald Balzer. Sein Leben und seine Werke. 1858—1933.) Lemberg 1934. 236 S.

Detskoe selo. Ekaterinenskij dvorec-muzej. (Das Schloßmuseum Detskoe Selo.) Herausg. von der Schloß- und Parkverwaltung Leningrad. Leningrad 1934. 15 S.

Ènciklopedičeskij slovaŕ Russkogo bibliografič. Instituta Granat. (Enzyklopädie ... Granat.) 11. Ausg.: Bd. XVII .Lemury-Majkov. Moskau 1934. 932 Sp. Bd. XXXVI. Teil 3. Rod-Rossija. 5 S. + 770 Sp. Bd. XXXIII. Poljanovskij mir - Puazeľ. 14 + 687 + 22 Sp.

(Ènciklopedija.) Stati po istorii ènciklopedij. (Aufsätze zur Geschichte der Enzyklopädien.) Herausg. A. S. Orlov. Bd. II. Leningrad 1934. 116 S.

Georgiadi, Ja. G. Lenin i proletarskij internacionalizm. (Lenin und der proletarische Internationalismus.) Moskau 1934. 40 S.

Goŕkij, M. Materialy i issledovanija. (Materialien und Untersuchungen.) Herausg. V. A. Desnickij. Leningrad 1934. 552 S.

Gorochov, F. Lenin i istoričeskij materializm. (Lenin und der historische Materialismus.) Moskau 1934. 130 + 2 S.

Jaroslavskij, E. Istorija VKP(b). (Geschichte der VKP(b).) 2. Aufl. Teil I. Moskau 1934. 351 S.

Institut filosofii. Materialy naučnoj sessii. K 50-letiju so dnja smerti Marksa. (Moskauer Institut für Philosophie. Material der

---

[1] Zur Erreichung möglichster Vollständigkeit bitten wir die Herren Verfasser, ihre auf die Geschichte Osteuropas bezüglichen Schriften, seien sie nun selbständig oder in Zeitschriften erschienen, an die Redaktion zur Verzeichnung und Besprechung in den Abteilungen: Kritiken — Zeitschriften — Bibliographie — Wissenschaftliche Chronik gelangen zu lassen.

wissenschaftl. Sitzung anläßl. des 50. Todestages von Marx.) Moskau 1934. 390 + 2 S.
Institut Marksa-Èngel'sa-Lenina. Marks. Lenin. VKP(b). Tezisy. (Das Moskauer Marx-Engels-Lenin-Institut. Marx. Lenin. VKP(b). Thesen.) Moskau 1934. 101 + 1 S.
Kapterev, L. M. Gorod Gor'kij. (Die Stadt Gor'kij.) Gor'kij 1934. 78 + 2 S.
Kratkoe vvedenie v istoriju dokapitalistič. formacij. (Kurze Einführung in die Geschichte der vorkapitalistischen Ordnungen.) Gesammelte Aufsätze. Moskau 1934. 137 S.
Lenin, V. I. Izbrannye proizvedenija. V 6 tomach. (Ausgewählte Werke in 6 Bänden.) Herausg. V. V. Adoratskij u. a. Bd. 6. Moskau 1934. 928 S.
Lenin, V. I. O sojuze proletariata i kresťjanstva. Sbornik. (Über den Bund zwischen Proletariat und Bauerntum. Sammelband.) Herausg. A. S. Usov. Moskau 1934. 109 + 2 S.
(Lenin.) Rasskazy rabočich o Lenine. (Arbeitererzählungen über Lenin.) Herausg. E. Jaroslavskij. Moskau 1934. 140 + 3 S.
(Lenin.) Rasskazy rabočich o Lenine. (Arbeitererzählungen über Lenin.) Herausg. N. K. Krupskaja, E. Jaroslavskij. Moskau 1934. 122 + 5 S.
Lenin, V. I. Sočinenija. (Werke.) 3. Ausg. Bd. II. 1897—99. Moskau 1934. XLVII + 667 + 8 S. Bd. III. Die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland. VII + 614 + 11 S.
Lenin i meždunarodnoe rabočee dviženie. Vospominanija o Lenine. (Lenin und die internationale Arbeiterbewegung. Erinnerungen an Lenin.) Gesammelte Aufsätze. Bd. I. 162 S.
Mańkowski, T. Sztuka Ormian lwowskich. (Die Kunst der Lemberger Armenier.) Krakau 1934. 107 S.
Moszyński, K. Kultura ludowa Słowian. (Die Volkskultur der Slaven.) Krakau 1934. VI + 722 S.
Muzej revoljucii SSSR. Pamjati Lenina. Sbornik. (Revolutionsmuseum der UdSSR. Dem Gedächtnis Lenins. Gesammelte Aufsätze.) Bd. 6. Moskau 1934. 168 S.
(Oľdenburg.) Akademija nauk. SSSR. Akademik S. F. Oľdenburg. K 50-letiju nauč.-obščestv. dejateľnosti. 1882—1932. Reči v zasedanii Akad. nauk 1 fevr. 1933. Bibliografija. (Akademie der Wissenschaften der UdSSR. — Der Akademiker S. F. Oľdenburg. Zum 50. Jahrestag seiner wissenschaftl.-sozialen Tätigkeit. 1882—1932. Reden in der Akademiesitzung vom 1. Febr. 1933. Bibliographie.) Leningrad 1934. 49 S.
(Oľdenburg.) Sergeju Feodoroviču Oľdenburgu k pjatidesjatiletiju naučno-obščestv. dejateľnosti 1882—1932. Sbornik statej. (Sergej Feodorovič Oľdenburg zum 50. Jahrestag seiner wissenschaftl.-gesellschaftl. Tätigkeit. 1882—1932. Gesammelte Aufsätze.) Leningrad 1934. 642 S.
Perec, V. N. Rukopisi Biblioteki Moskovskogo universiteta, Samarskich biblioteki i muzeja i Minskich sobranij. (Die Handschriften der Moskauer Universitätsbibliothek, der Bibliothek und des Museums in Samara und der Minsker Sammlungen.) Leningrad 1934. 193 S.
Pjaseckij, B. Luck — gorod pytok. (Luck — die Stadt der Folterungen.) Moskau 1934. 30 + 2 S.
(Plechanov, G. V.) Literaturnoe nasledie G. V. Plechanova. (Das literarische Erbe G. V. Plechanovs.) Herausg. A. V. Lunačarskij u. a. Bd. I. Moskau 1934. 436 S.

Pokrovskij, M. N. Russkaja istorija s drevnejšich vremenen. (Die russische Geschichte von ihren Anfängen.) Bd. III. Moskau 1933. 276 S.
Pryžov, I. G. Očerki, staťi, pis̓ma. (Skizzen, Aufsätze, Briefe.) Herausg. M. S. Aľtman. Moskau 1934. XXXVI + 486 S.
Schall, J. Historja żydów w Polsce, na Litwie i Rusi. (Geschichte der Juden in Polen, Litauen und Ruthenien.) Lemberg 1934. 320 + 8 S.
Sergeev, B. V. Michail Ivanovič Kalinin. Žiznennyj puť boľševika revolucionera. (M. I. Kalinin. Der Lebensweg eines Bolschewisten und Revolutionärs.) Moskau 1934. 140 + 3 S.
Stachniuk, J. Heroiczna wspólnota narodu. (Die heroische Volksgemeinschaft.) Posen 1935. 300 S.
*Stählin, K. Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bd. 3. Königsberg Pr. u. Berlin 1935. X + 500 S. + 2 Karten.
Treťjakovskaja Gallereja. Putevoditeľ po iskusstvu feodalizma. (Ein Führer durch die Kunst des Feudalismus. Treťjakovgalerie in Moskau.) Herausg. von N. Kovalenskij. 1. Lief. Moskau 1934. 141 + 2 S.
Volockoj, M. V. Chronika roda Dostoevskogo. 1506—1933. (Chronik des Geschlechts der Dostoevskij. 1508—1933.) Moskau 1933. 443 S.
Wójtowicz, Wł. Dzieje Pragi Warszawskiej od czasów najdawniejszych do obecnych. (Die Geschichte Prags bei Warschau von den Anfängen bis zur Gegenwart.) Warschau 1934. 87 S.
(Zavod.) Stranicy istorii zavodov. (Blätter aus einer Geschichte der Fabriken.) Herausg. N. Potapčik. Chaŕkov 1934. 368 S.

2. Vorgeschichte Rußlands.

Gorodcov, V. A. Staršee Kaširskoe gorodišče. Rezuľtaty archeolog. issledovanij v 1925/26 g. g. (Die älteren Befestigungen von Kašira. Ergebnisse der archäolog. Expeditionen von 1925/26.) Moskau 1933. 106 S.

3. Der Kiever Staat.

4. Die Moskauer Periode.

Bošenjatov, Ju. V. Podzemnyj Novgorod. Podzemeľja. Tajniki. Klady. (Das unterirdische Novgorod. Unterirdische Anlagen. Schätze.) Novgorod/Volch. 1934. 63 S.
Gruzdev, V. Feodalizm. Lekcija-staťja. (Feudalismus. Vorlesung.) Leningrad 1934. 31 S.
Orlov, A. S. Perevodnye povesti feodaľnoj Rusi i Moskovskogo gosudarstva XII—XVII vekov. (Übersetzungsliteratur der feudalen Ruś und des Moskauer Staates vom 12. bis zum 17. Jahrhundert.) Leningrad 1934. 169 + 1 S.
Šlichting, A. Novoe izvestie o Rossii vremeni Ivana Groznogo. „Skazanie" Alberta Šlichtinga. (Neue Kunde über Rußland z. Zt. Ivans Groznyj. Die „Erzählung" Albert Schlichtings.) Herausg. von A. I. Malein. Leningrad 1934. 63 S.
Speranskij, M. N. Iz starinnoj novgorodskoj literatury XIV veka. (Aus der altnovgoroder Literatur des 14. Jahrhunderts.) Leningrad 1934. 140 S.
Ravdonikas, V. I. Pamjatniki ėpochi vozniknovenija feodalizma v Karelii i jugo-vostočnom Priladož'e. (Denkmäler aus der Ent-

stehungszeit des Feudalismus in Karelien und im südöstlichen Ladogebiet.) Moskau 1934. 72 S.

Voronin, N. N. Očerki po istorii russkogo zodčestva XVI—XVII vv. (Skizzen zur Geschichte der russischen Baukunst im 16. und 17. Jahrhundert.) Moskau 1934. 129 + 2 S.

5. Peter der Große und die Nachfolger bis 1762.

6. Katharina II.

Istoriko-archeografičeskij institut. Leningrad. Krepostnaja manufaktura v Rossii. (Historisch-archäographisches Institut in Leningrad. — Die mit Leibeigenen betriebene Manufaktur in Rußland.) Teil V. Der Moskauer Tuchhof. Leningrad 1934. LII + 255 S.

Predtečenskij, A. V. Volnenija rabočich v krepostnuju èpochu. (Die Arbeiterunruhen in der Epoche der Leibeigenschaft.) Moskau 1934. 114 + 2 S.

Tomsinskij, S. G. Očerki istorii feodaľno krepostnoj Rossii. (Skizzen zur Geschichte Rußlands in der Zeit der feudalen Leibeigenschaft.) Bd. I. Moskau 1934. 304 + 2 S.

V krepostnuju èpochu na Srednej Volge. (In der Zeit der Leibeigenschaft an der mittleren Volga.) Gesammelte Aufsätze. Herausg. von I. Kataev. Moskau 1934. 224 S.

Žižka, M. A. Radiščev. Moskau 1934. 202 + 2 S.

7. Rußland im 19. Jahrhundert bis 1905.

Adamovič, M. Istorija odnogo studenta. (Die Geschichte eines Studenten.) [N. I. Adamovič, 1868.] Chaŕkov 1934. 158 + 2 S.

Bakunin, M. A. Sobranie sočinenij i pisem. 1828—76. (Gesammelte Werke und Briefe. 1828—76.) Herausg. Ju. M. Steklov. Bd. I. 1828—37. Moskau 1934. 488 S.

Beľčikov, N. F. Narodničestvo v literature i kritike. (Die „Narodničestvo"-Bewegung in der Literatur und der Kritik.) Moskau 1934. 241 + 2 S.

Bujko, A. M. Puť rabočego. Zapiski starogo boľševika. (Der Weg eines Arbeiters. Aufzeichnungen eines alten Bolschewisten.) Moskau 1934. 116 S.

Čudnovskij, S. L. Iz davnich let. Vospominanija. (Aus vergangenen Zeiten. Erinnerungen.) Herausg. von M. A. Braginskij. Moskau 1934. VII + 302 + 2 S.

Dobroljubov, N. A. Polnoe sobranie sočinenij. V 6 tomach. (Gesamtausgabe seiner Werke.) Herausg. von P. I. Lebedev-Poljanskij. Bd. I. Literarische Kritik. Aufsätze und Rezensionen 1856/58. Moskau 1934. XII + 675 S.

Dostoevskij, F. M. Pisma. (Briefe.) Bd. III: 1872—77. Herausg. von A. S. Dolinin. Leningrad 1934. 390 + 3 S.

Eľsberg, Ja. E. Saltykov-Ščedrin. Moskau 1934. 203 + 2 S.

Galkin, K. V terrore. Vospominanija. (Im Terror. Erinnerungen.) Chaŕkov 1934. 160 + 2 S.

Ivanov, B. Po stupenjam boŕby. Zapiski starogo boľševika. (Über die Etappen des Kampfes. Aufzeichnungen eines alten Bolschewisten.) Moskau 1934. 173 + 2 S.

Kamenev, L. B. N. G. Černyševskij. Očerk žizni i dejateľnosti. (Eine Skizze von seinem Leben und seiner Tätigkeit.) Chaŕkov 1934. 96 + 3 S.

Kanatčikov, S. I. Istorija moego bytija. (Die Geschichte meines Lebens.) Bd. 2. Moskau 1934. 244 + 2 S.

Kleman, M. K. Letopiś žizni i tvorčestva I. S. Turgeneva. (Chronik des Lebens und des Schaffens von I. S. Turgenev.) Moskau 1934. 368 + 3 S.

Koroľčuk, E. A. Rabočee dviženie semidesjatych godov. Sbornik archivnych dokumentov. (Die Arbeiterbewegung der siebziger Jahre. Gesammelte Archivdokumente.) Moskau 1934. 258 + 2 S.

Lavrov, P. L. Izbrannye sočinenija na socialno-politič. temy v vośmi tomach. (Ausgewählte Werke über sozial-politische Themen in acht Bänden.) Herausg. von I. A. Teodorovič. Moskau 1934. Bd. I. 1857/71, XV + 519 S. Bd. II, III, 1873/74, 429 + 2, 416 + 3 S.

Ležnev, A. Z. Zapiski sovremennika. (Aufzeichnungen eines Zeitgenossen.) Bd. I. Moskau 1934. 275 + 2 S.

Nikiforov, P. M. Muravi revoljucii. Zapiski starogo boľševika. (Ameisen der Revolution. Aufzeichnungen eines alten Bolschewisten.) 2. Aufl. Moskau 1934. 401 + 5 S.

Pisarev, D. I. Izbrannye sočinenija v dvuch tomach. (Ausgewählte Werke in zwei Bänden.) Herausg. von V. Ja. Kirpotin. Moskau 1934. Bd. I. 600 S.

Revoljucionno-demokratičeskaja poezija 60-ch godov. (Die demokratisch-revolutionäre Poesie der sechziger Jahre.) Herausg. von V. Evgeńeva-Maksimova. Leningrad 1934. 304 S.

Ryleev, K. F. Polnoe sobranie sočinenij. (Gesamtausgabe seiner Werke.) Herausg. von A. G. Cejtlin. Moskau 1934. 908 S.

Solovev, M. M. Bèr na Novoj Zemle. Èkspedicija 1837. (Die Expedition Bärs nach Novaja Zemlja im Jahre 1837.) Leningrad 1934. 51 S.

Šotman, A. V. Kak ot iskry vozgoreloś plamja. (Wie aus dem Funken die Flamme entbrannte.) Aufzeichnungen eines alten Bolschewisten. Moskau 1934. 356 S.

Štakenšnejder, E. A. Dnevnik i zapiski. 1854—86. (Tagebuch und Aufzeichnungen 1854—86.) Herausg. von I. N. Rozanov. Moskau 1934. 582 + 3 S.

I. S. Turgenev. 1883—1933. Sbornik statej. (Gesammelte Aufsätze.) Leningrad 1934. 393 + 2 S.

Uľjanov, D. I. O Lenine. Otryvki iz vospominanij. (Über Lenin. Erinnerungen.) Moskau 1934. 112 S.

Veksler, I. I. I. S. Turgenev i političeskaja borba šestidesjatych godov. (I. S. Turgenev und der politische Kampf der sechziger Jahre.) Leningrad 1934. 60 S.

Veresaev, V. V. Sputniki Puškina. (Zeitgenossen Puschkins.) 1. Lief. Moskau 1934. 267 + 3 S.

Voronskij, A. K. Željabov. (1851—81.) Moskau 1934. 398 + 2 S.

Zajcev, V. A. Izbrannye sočinenija v dvuch tomach. (Ausgewählte Werke in zwei Bänden.) Herausg. von B. P. Koźmin. Bd. I. 1863/65. Moskau 1934. 548 + 3 S.

Zveńja. (Glieder.) Materialien und Dokumente zur Geschichte der Literatur, Kunst und öffentlichen Meinung im 19. Jahrhundert. Herausg. von V. Bonč-Bruevič u. a. Bd. III/IV. Moskau 1934. 947 + 14 S.

8. Rußland a) von 1905—17.

Abramov, A. M. Partija v rekonstruktivnyj period. (Die Partei in der Rekonstruktionsperiode.) Moskau 1934. 208 S.

Baevskij, D. A. „Vojny nam ne nado!" Antivoennaja stačka 1916 g. v Bežice. („Wir brauchen keinen Krieg!" Das Antikriegskomplott in Bežica 1916.) Smolensk 1934. 52 S.

Čertenko, Z. S. Kto „vinovniki" pervoj mirovoj imperialističeskoj vojny 1914—18 gg. (Wer sind die „Schuldigen" des ersten imperialistischen Weltkrieges 1914—18.) Leningrad 1934. 8 S.

*Die Internationalen Beziehungen im Zeitalter des Imperialismus. Dokumente aus den Archiven der Zarischen und der Provisorischen Regierung herausgegeben von der Kommission beim Zentralexekutivkomitee der Sovjetregierung unter dem Vorsitz von M. N. Pokrowski †. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe namens der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas herausgegeben von Otto Hoetzsch. Reihe II: Vom Kriegsausbruch bis zum Herbst 1915. 6. Band. 1. Halbband: 5. August 1914 bis 1. November 1914. Berlin 1934. XVIII + 391 S. 2. Halbband: 2. November 1914 bis 13. Januar 1915. Berlin 1934. XIV + 704 S.

Dua-Kope. Di blut-bod ojf di lener gold-grubn. (Das Blutbad in den Lena-Goldgruben.) Warschau 1934. 63 S.

Fejnberg, I. L. 1914-j. Dokumental'nyj pamflet. (1914. Ein dokumentarisches Pamphlet.) Moskau 1934. 92 S.

Fendel', I. S. Imperialističeskaja vojna 1914/18. (Der imperialistische Krieg 1914/18.) Leningrad 1934. 97 + 2 S.

Georgiadi, Ja. G. 1914—1934. Vojna, predatel'stvo social-demokratii i proletarskij internacional. (Der Krieg, der Verrat der Sozialdemokratie und die proletarische Internationale.) Moskau 1934. 46 + 1 S.

Gudošnikov, M. A. Lenskij rasstrel. (Die Erschießung in den Lenagruben.) 2. überarb. Aufl. Moskau 1934. 36 S.

Gurevič, M. Rabočaja molodež' Odessy v revoljucii 1905 goda. (Odessas Arbeiterjugend in der Revolution von 1905.) Char'kov 1934. 53 + 2 S.

Institut mirovogo chozjastva i mirovoj politiki. Moskva. Mirovaja vojna v cifrach. (Das Weltwirtschafts- und Weltpolitikinstitut in Moskau. — Der Weltkrieg in Zahlen.) Leningrad 1934. 128 S.

Kommunističeskaja Akademija. Dvadcatiletie imperialističeskoj vojny 1914—1918. Tezisy. (Die Kommunistische Akademie in Moskau. Der 20. Jahrestag des imperialistischen Krieges. Thesen.) Herausg. von S. Budkevič u. a. Moskau 1934. 48 S.

Lenin, V. I. Čto takoe „druźja naroda" i kak oni vojujut protiv socialdemokratov. (Was sind die „Volksfreunde" und wie kämpfen sie gegen die Sozialdemokraten?) Moskau 1934. XV + 240 S.

Lenin, V. I. Vojna i krach II internacionala. (Der Krieg und der Zusammenbruch der zweiten Internationale.) Leningrad 1934. 174 S.

Luŕe, M. L. Peterburgskij proletariat pered vojnoj 1914 goda. K 20-letiju — ijul'skich barrikad 1914 g. (Das Petersburger Proletariat vor Kriegsausbruch 1914. Zum 20. Jahrestag der Julibarrikaden 1914.) Leningrad 1934. 78 + 2 S.

Pokrovskij, M. N. Imperialističeskaja vojna. Sbornik statej. (Der imperialistische Krieg. Sammlung von Aufsätzen.) Moskau 1934. 448 S.

Poletika, N. P. Podgotovka imperialističeskoj vojny 1914—18. (Die Vorbereitung des imperialistischen Krieges 1914—18.) Moskau 1934. 82 S.

Pozner, S. M. Pervaja boevaja organizacija bol'ševikov. 1905/07 gg.

(Die erste Kampforganisation der Bolschewisten. 1905/07.) Moskau 1934. 305 S.

SSSR. Političeskoe Upr-nie RKKA. Bjulleteń k dvadcatiletiju mirovoj imperial. vojny. (UdSSR. Politische Leitung der Roten Armee. Bulletin zum 20. Jahrestag des imperialistischen Weltkrieges.) Herausg. von V. G. Tolmačev. Moskau 1934. 104 + 4 S.

Zagovor protiv mira. Kak byla razvjazana imperialistami vojna v 1914 godu. (Die Verschwörung gegen den Frieden. Wie der Krieg von 1914 durch die Imperialisten entfesselt wurde.) Tatsachen und Dokumente. Herausg. von I. Eruchimovič. Moskau 1934. 163 S.

8. Rußland b) seit 1917.

Bibliografija istorii Oktjabrskoj revoljucii i graždanskoj vojny. 1917—20. (Bibliographie der Oktoberrevolution und des Bürgerkrieges. 1917—20.) Moskau 1934. 4 S.

Bočarov, K. I. Protiv imperialističeskoj vojny i intervencii. (Gegen den imperialistischen Krieg und eine Intervention.) Leningrad 1934. 62 + 2 S.

Breslav, B. A. Kanun Oktjabrja 1917 goda. S-ezd sovetov severnoj obl. 11—13 okt. 1917 g. (Am Vorabend des Oktobers 1917. Die Rätetagung des Nordgebietes vom 11. bis 13. Okt. 1917.) Moskau 1934. 79 S.

Byčkov, L. Vzryv v Leonťevskom pereulke. 1919. (Die Explosion in der Leonťevgasse. 1919.) Moskau 1934. 47 S.

Frunze, M. V. Pamjati Perekopa i Čongara. Stranički vospominanij. (Dem Andenken von Perekop und Čongar. Erinnerungen.) Moskau 1934. 16 S.

Gořkij, M. O literature. Staťi 1928—33. (Über die Literatur. Aufsätze aus den Jahren 1928—33.) Moskau 1934. 297 + 2 S.

(Kalinin.) Vsesojuznyj starosta. M. I. Kalinin. Sbornik k 15-letiju prebyvanija na postu predsedatelja VCIK. (Der Vorsteher der Union. M. I. Kalinin. Sammelband anläßlich seiner 15jährigen Tätigkeit als Vorsitzender des Zentralexekutivkomitees der Gesamtunion.) Leningrad 1934. 69 S.

Kommunističeskij internacional. Vtoroj kongres Kominterna. Ijuľ-avg. 1920. (Der zweite Kongreß der Komintern. Juli-August 1920.) Herausg. von O. Pjatnickij, D. Manuiľskij u. a. Moskau 1934. XIV + 754 S.

Kotovič, V. I. Politika partii v period Bresta. (Die Politik der Partei z. Zt. des Brester Friedens.) Leningrad 1934. 51 S.

(Lenin.) Lenin v izobraziteľnom iskusstve. 1924—34. (Lenin in der darstellenden Kunst. 1924—34.) Moskau 1934. 2 S. Text + 32 S. Abbildg.

Lenin, V. I. VIII vserossijskij s-ezd sovetov (22—29/XII 1920). (Die achte allrussische Sovetkonferenz 22. bis 29. Dez. 1920.) Moskau 1934. 73 S.

Levin, I. D. Nacionaľnyj vopros v poslevoennoj Evrope. (Die Nationalitätenfrage im Nachkriegseuropa.) Moskau 1934. 526 S.

*Mentzel, H. E. Die Arbeitsverfassung und Ertragsverteilung in der russischen Kollektivwirtschaft. Dargestellt an dem Beispiel eines Rayons des Zentralschwarzerdegebietes. Berlin 1935. 116 S. (Neue Deutsche Forschungen. Abteilung Volkslehre und Gesellschaftskunde. Bd. 3.)

Otopkov, A. Oktjabrskaja revoljucija i graždanskaja vojna na Severe. Fevraľ i Oktjabr na Suchone. (Die Oktoberrevolution und

der Bürgerkrieg im Norden. Februar und Oktober an der Suchona.) Archangel'sk 1934. 71 S.

15 let Sovetskoj Baškirii. Sbornik statej. (15 Jahre Sovetbaškirien. Gesammelte Aufsätze.) Ufa 1934. XIX + 283 + 2 S.

Poezd smerti. Belyj terror pri čecho-učredilovščine. Sbornik. (Der Todeszug. Der weiße Terror während der tschechischen Konstituante.) Herausg. von G. F. Popov. Moskau 1934. 206 + 2 S.

Popov, F. G. Dutovščina. Borba s kazač'ej kontrrevoljuciej v Orenb. krae. (Die Bewegung Dutovs. Der Kampf mit der kosakischen Gegenrevolution im Gebiet von Orenburg.) Moskau 1934. 206 + 2 S.

Rabičev, N. N. Oktjabrskie dni v Voroneže. (Die Oktobertage in Voronež.) Voronež 1934. 76 + 2 S.

Sovetskaja bibliografija. (Sovetbibliographie.) 1933. Bd. I—III. Herausg. von M. V. Buravcev. Moskau 1933. 354 S. 1934. Bd. I. Herausg. von V. I. Solovev. Moskau 1934. 171 S.

Stalin, I. V. Ob osnovach leninizma. Lekcii, čit. v Sverd. Un-te v načale apr. 1924. (Über die Grundlagen des Leninismus. Vorlesungen an der Sverdlov-Universität.) Leningrad 1934. 226 + 2 S.

Starodworski, A. Dzieje cerkwi prawoslavnej w Z. S. R. R. (Geschichte der orthodoxen Kirche in der UdSSR.) Warschau 1934. 181 S.

Tandit, L. B. Triumf učenija Lenina-Stalina o diktature proletariata. (Der Triumph der Lehre Lenins und Stalins von der Diktatur des Proletariats.) Moskau 1934. 40 S.

Varencova, O. A. Voennoe bjuro pri MK bol'ševikov. (Das Kriegsbüro beim Moskauer Komitee der Bolschewisten.) 1917. Die alte Armee und die Gegenrevolution. Moskau 1934. 64 S.

Vsesojuznaja spravočnaja kartoteka. 15 let Kominterna. 1919—34. (Nachschlagekartothek der Gesamtunion. 15 Jahre Komintern.) Herausg. von Ja. I. Citovič. Moskau 1934. 15 S. + 227 Karten.

9. Ukraine.

Belopol'skij, Ju. Putem borby. Vospominanija. (Durch den Kampf.) Charkiv 1934. 181 S. (ukr.)

Bovdarenko, S. Germanskij fašizm i sovetskaja Ukraina. (Der deutsche Faschismus und die Sovetukraine.) Moskau 1934. 104 S.

Charkiewicz, W. Scypjon ruski — Konstanty Iwanowicz książę Ostrogski. (Der ruthenische Scipio — Konstantin Ivanovič, Fürst von Ostrog.) Wilna 1934. 40 S.

Čubatyj, M. Suspil'no-nacional'na rola uniji v žytti ukrajinśkoho naroda. (Die sozial-geschichtliche Bedeutung der kirchlichen Union im Leben des ukrainischen Volkes.) Lemberg 1934. 30 S.

Dmitrev, A. D. Gajdamačina. Iz istorii klassovoj borby na Ukraine v pervoj polovine XVIII veka. (Die Haidamakenbewegung. Aus dem Klassenkampf in der Ukraine in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.) Moskau 1934. 54 + 2 S.

Dmitrev, A. D. Koliivščina. Iz istorii klassovoj borby na Ukraine vo vtoroj polovine XVIII veka. (Die Haidamakenbewegung (Koliivščina). Aus der Geschichte des Klassenkampfes in der Ukraine in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.) Moskau 1934. 43 + 2 S.

Insabato, E. L'Ucraina e la chiesa cattolica. Rom 1933. 30 S.

Kojnaš, P. M. Bol'ševistkie organizacii Poltavščiny v borbe za pererastanie buržuaznoj-demokratičeskoj revoljucii v socialističeskuju. (Die bolschewistischen Organisationen des Gebietes von

Poltava im Kampf für die Umwandlung der bürgerlich-demokratischen Revolution in eine sozialistische.) Poltava 1934. 69 S.

Šabliovskij, E. S. T. G. Ševčenko, ego žizń i tvorčestvo. 1814—1934. (T. G. Ševčenko, sein Leben und sein Werk. 1814—1934.) Kyjiv 1934. 266 + 2 S.

Senčenko, I. Za rešetkami. (Hinter Gittern.) Chaŕkiv 1934. 204 + 3 S.

T. G. Ševčenko. 1814—1914. (Gesammelte Aufsätze.) Chaŕkiv 1934. 48 S.

Starčakov, A. O. Ševčenko i revoljucija. (Ševčenko und die Revolution.) Leningrad 1934. 52 S.

Starčakov, A. O. Taras Ševčenko. Kritič. očerk. (T. Ševčenko. Eine kritische Skizze.) Moskau 1934. 47 S.

Vseukrainskaja ass-cija marksistko-leninskich naučn. issl. institutov. Uničtožiť ukrainskij nacionalizm na teoretičeskom fronte. Sbornik statej. (Allukrain. Verband d. marx.-leninist. Forschungsinstitute. — Nieder mit dem ukrain. Nationalismus an der theoretischen Front! Gesammelte Aufsätze.) Chaŕkiv 1934. 1. Lief. 159 S. (ukr.).

Wasilewski, L. Kwestja ukraińska jako zagadnienie międzynarodowe. (Die ukrainische Frage als internationales Problem.) Warschau 1934. 146 S. (Abhandlungen d. Ukrain. Wissensch. Institutes. Bd. XXVIII.)

10. Weißrußland.

Antipenko, S. XIV let osvoboždenija BSSR ot belopoljakov. (14 Jahre der Befreiung der Weißrussischen Räterepublik von den weißgardistischen Polen.) Mensk 1934. 18 S. (weißruss.)

Knorin, V. Zametki k istorii diktatury proletariata v Belorussii. (Notizen zur Geschichte der Diktatur des Proletariats in Weißrußland.) Mensk 1934. 45 S.

LKSMB. LKSMB v dokumentach i materialach. 1918—20. (Der Kommun.-Sozialist. Jugendbund Lenin Weißrußlands in Dokumenten und Materialien. 1918—20.) Herausg. von S. Agurskij. Mensk 1934. 127 + 5 S. (weißruss.).

Maks, E. Očerki po istorii prosvetiteľstva. 1789—1881. (Skizzen zur Geschichte der Aufklärung. 1789—1881.) Mensk 1934. 206 S. (hebr.).

Materialy k istorii manufaktury Belorussii v èpochu raspada feodalizma. (Material zur Geschichte der Manufaktur in Weißrußland in der Zerfallsepoche des Feudalismus.) Nr. I, 1796—1840. Mensk 1934. 300 S. (weißruss.).

Šarangovič, V. F. 15 let KP(b)B i BSSR. (15 Jahre Kommun. Partei Weißrußlands (Bolschewisten) und die Weißrussische Räterepublik.) Mensk 1934. 73 + 2 S.

Supinskij, A. K. Belorussija i BSSR. (Weißrußland und die Weißrussische Räterepublik.) Führer durch eine Ausstellung des Ethnogr. Museums. Leningrad 1934. 37 S.

11. Sibirien.

Burjat-Mongolija v bořbe za sovety. Sbornik vospominanij i dokumentov. (Die Burjat-Mongolei im Kampf um die Räteherrschaft. Gesammelte Erinnerungen und Dokumente.) Herausg. von M. Gudošnikov. Irkutsk 1933. 216 S.

Čžan-Bej-Czen. Imperialističeskaja vojna na Daľnem vostoke. (Der imperialistische Krieg im Fernen Osten.) Moskau 1934. 86 S. (chin.).

Dimanštejn, S. M. Evrejskaja avtonomnaja oblasť — detišče Oktjabrskoj revolucii. (Das jüdische autonome Gebiet — ein Kind der Oktoberrevolution.) Moskau 1934. 28 S.

Drujanov, M. B. Evrejskaja avtonomnaja oblasť. (Das jüdische autonome Gebiet.) Moskau 1934. 48 S.

Gidlevskij, K. Minusinskaja kommuna 1917/18. Iz istorii Oktjabr. revoljucii v Sibiri. (Die Kommune von Minusinsk 1917/18. Aus der Geschichte der Oktoberrevolution in Sibirien.) Moskau 1934. 296 S.

Japonskaja intervencija 1918—1922 g.g. v dokumentach. (Die japanische Intervention 1918—1922 in Dokumenten.) Herausg. I. Minc. Moskau 1934. 234 + 2 S.

Ščerbakov, K. F. V plenu u Kolčaka. Vospominanija 1918—19 gg. (In Gefangenschaft bei Kolčak. Erinnerungen 1918—19.) Voronež 1934. 71 S.

Sovety v Kitae. Sbornik materialov i dokumentov. (Die Räteherrschaft in China. Gesammeltes Material und Dokumente.) Herausg. von E. Ioganson u. O. Taube. Moskau 1934. XII + 524 S.

100 let Jakutskoj ssylki. Sbornik Jakutsk. zemljačestva. (100 Jahre Verbannungskolonie in Jakutsk. Sammelband der Landsmannschaft von Jakutsk.) Herausg. von M. A. Braginskij. Moskau 1934. 392 + 2 S.

Trever, C. Excavations in Northern Mongolia. 1924/25. Leningrad 1934. 73 + 2 S.

Van Min. Sovetskij Kitaj živet i pobeždaet. (Sovetchina lebt und siegt.) Moskau 1934. 130 + 2 S. (mongol.).

Vladimircov, B. Ja. Obščestvennyj stroj mongolov. (Die Gesellschaftsordnung der Mongolen.) Leningrad 1934. XI + 233 S.

12. Kaukasus.

Akob'jan, O. Istočniki istorii Armenii i Zakavkaźja. (Quellen zur Geschichte Armeniens und Transkaukasiens.) Bd. VI: Die ersten zwei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Èrivań 1934. VIII + 885 + 2 S. (armen.).

Korkoťjan, Z. Naselenie Sovetskoj Armenii v poslednem stoletii. 1831—1931. (Die Bevölkerung Sovetarmeniens im letzten Jahrhundert 1831—1931.) Vollständiges Einwohnerverzeichnis Armeniens nach den Registrierungen von 1831, 73, 86, 97, 1908, 14, 16, 19, 22, 26, 31. Èrivań (1932) 1934. 185 + 3 S. (arm.).

Kravcov, I. Ot carskoj kolonii k socialističeskoj Čerkessii. (Von der Carenkolonie zum sozialistischen Tscherkessien.) Rostov a. D. 1934. 61 S.

Manandjan, A. Razrešenie problemy Istorii Chorenskogo. (Eine Lösung der Probleme des Geschichtswerkes von Choren.) Èrivań 1934. 231 S.

Serebrjakan, S. Boevoj puť krasnych partizan. Graždanskaja vojna v Prikuḿe, Severn. Kavk. kraja. 1917—22. (Der Kriegspfad der roten Partisanen. Der Bürgerkrieg im Kumagebiet im Nord-Kaukasus, 1917—22.) Rostov a. D. 1934. 147 + 3 S.

Švaľbe. Severnaja Osetija na socialističeskom pod-eme. (Nordossetien im sozialistischen Aufstieg.) Rostov a. D. 1934. 59 S.

13. Der russische Orient bis 1917 und seit 1917.

Ašurov, U. Nacionalizacija sovetskogo apparata i voprosy kuľturnogo stroiteľstva v respublikach Sr. Azii. (Die Nationalisierung

des Sovetapparates und die Fragen des Kulturaufbaus in den Zentralasiatischen Republiken.) Moskau 1933. 81 + 2 S.

Institut vostokovedenija Akad. Nauk SSSR. Bibliografija vostoka. (Institut für Ostforschung der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Bibliographie über den Osten.) Leningrad 1934. Lief. 2/3, 1933, IX + 201 S.

Koźmin, N. N. K voprosu o turecko-mongol'skom feodalizme. (Zur Frage des türkisch-mongolischen Feudalismus.) Moskau 1934. 148 + 2 S.

Krukovskij, N. P. M. V. Frunze na Turkfronte. (M. V. Frunse an der Front in Turkestan.) Taškent 1934. 20 S.

Majer, A. Boevye èpizody. Basmačestvo v Fergane i Chorezme. (Episoden des Kampfes. Die Bewegung der Basmači in Fergana und Choresma.) Moskau 1934. 88 S.

Masson, M. E. Klad utvari masterskoj fal'šivomonetčika XIV veka pod Taškentom. (Geräteschatz einer Falschmünzerwerkstatt aus dem 14. Jahrhundert bei Taškent.) Taškent 1933. 23 S.

Masson, M. E. Monetnye nachodki, zaregistrirov. v Sr. Azii v 1930 i 1931 g. g. (Münzfunde, die 1930 und 1931 in Zentralasien verzeichnet werden konnten.) Taškent 1933. 18 S.

Masson, M. E. Nachodka fragmenta skul'pturnogo karniza pervych vekov. n. è. (Das Fragment eines Skulpturgesimses der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung.) Taškent 1933. 16 S.

Mel'nikov, N. S. Iz pervych ètapov. K istorii junrevdviženija v Sr. Azii 1918—20 g. g. (Aus der Anfangszeit. Zur Geschichte der revolutionären Junibewegung in Zentralasien 1918—20.) Moskau 1933. 71 S.

(Timur.) Avtobiografija Timura. (Eine Autobiographie Timurs. Heldensagen über Čingis-Khan und Aksak-Temir.) Übers. aus d. Türk. und herausg. von V. A. Panov. Moskau 1934. 348 + 3 S.

14. Polen und Litauen bis 1572.

Balzer, O., Kutrzeba, St. Repetytorjum do historji ustroju Polski. (Repetitorium zur polnischen Verfassungsgeschichte.) Wilna 1934. 110 S.

*Brackmann, A. Die Anfänge des Polnischen Staates. Berlin 1934. 34 S. (Sonderausgabe aus den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Phil.-Hist. Klasse. 1934. XXIX.)

Koczy, L. Polska i Skandynawja za pierwszych Piastów. (Polen und Skandinavien unter den ersten Piasten.) Posen 1934. 250 S.

Patkaniowski, M. Krakowska rada miejska w średnich wiekach. (Der Krakauer Stadtrat im Mittelalter.) Krakau 1934. 159 S.

15. Polen bis 1795.

16. Polen von 1795—1914.

Budkevič, V. Rabočee dviženie v carstve Polskom s 1870—90. (Die Arbeiterbewegung im Cartum Polen 1870—90.) Mensk 1934. Bd. I. 68 S. (poln.).

Janik, M. W służbie idei niepodległości. Pamięci Hipolita Śliwińskiego. (Im Dienst der Unabhängigkeitsidee. Dem Gedächtnis Hipolit Śliwinskis. Krakau 1934. 98 S.

Krasnaja Lodź. Rabočaja stačka 1892. (Das rote Łódź. Der Arbeiterstreik 1892.) Moskau 1934. 149 + 1 S.

Lappo, I. I. Litovskij Statut 1588 goda. (Das Litauische Statut von 1588.) Bd. I. Kaunas 1934. XV + 473 S.
Misko, M. Marks i Èngel's o pol'skom voprose. (Marx und Engels über die polnische Frage.) Kiev 1934. 49 + 3 S. (poln.).
Moraczewski, A. Samorząd Warszawy w dobie powstania listopadowego. (Die Selbstverwaltung Warschaus z. Zt. des Novemberaufstandes.) Warschau 1934. 190 S.

17. Polen seit 1914.

Bicz, H. Rady delegatów robotniczych w Polsce w 1918/19 r. (Die Räte der Arbeiterdelegierten in Polen 1918/19.) Moskau 1934. 327 + 2 S.
Borkiewicz, S. Historja organizacji (!) społeczno-rolniczych w województwie kieleckiem 1898—1933. (Geschichte der agrargenossenschaftlichen Organisationen in der Wojewodschaft Kielce.) Kielce 1934. 196 S.
Dutkiewicz, J. Historja Państwowego Seminarjum Nauczycielskiego Męskiego im. Marszałka J. Piłsudskiego. 1786—1933. (Geschichte des staatlichen Marschall-Piłsudski-Lehrerseminars. 1786—1933.) Łowicz 1934. 46 S.
Faron, Wł. Mocarstwowość Polski w odrodzeniu ducha narodu i prawda o polskim staro-katolickim kościele. (Polens Anteil an der Wiedergeburt des Volksgeistes und die Wahrheit über die polnische altkatholische Kirche.) Warschau 1934. 93 S.
Kalmowicz, H., Wajnes, I. Historja i ustrój kościołów ewangelickich w Polsce. (Geschichte und Verfassung der evangelischen Kirche in Polen.) Wilna (1935) 1934. 80 S.
Keller, A. KPP i podległe jej organizacje czyli kommunistyczne organizacje w Polsce. (Die polnische Kommunistische Partei und ihre Organisationen oder die kommunistischen Organisationen in Polen.) Warschau 1934. 144 S.
Konopka, St. Bibliografja druków o Jozefie Piłsudskiem. (Verzeichnis der über J. Piłsudski erschienenen Druckschriften.) Warschau 1934. 80 S.
*Mainz, K. Der polnische Außenhandel. Berlin 1935. 202 S. (Schriften des Instituts für osteuropäische Wirtschaft am Staatswissenschaftlichen Institut der Universität Königsberg.)
Plochockij, M. Lata pracy nielegalnej w Polsce. (Die Jahre illegaler Arbeit in Polen.) 1893—1918. Moskau 1934. 190 + 2 S.
Reguła, J. Historja Kommunistycznej Partji Polski w świetle faktów i dokumentów. (Geschichte der Kommunistischen Partei Polens im Lichte von Tatsachen und Dokumenten.) Warschau 1934. 343 S.
*Seraphim, P.-H. Die Handelspolitik Polens. Berlin 1935. 104 S. (Schriften des Instituts für Osteuropäische Wirtschaft am Staatswissenschaftlichen Institut der Universität Königsberg.)
Styś, W. Rozdrabnianie gruntów chłopskich w byłym Zaborze austrjackim od roku 1787 do 1931. (Die Zerschlagung des bäuerlichen Grundbesitzes im ehemalig österreichischen Gebiet von 1787—1931.) Lemberg 1934. III + 362 S.
Szczęsnowicz, H. Historja uwolnienia Suwalszczyzny z pod okupacji niemieckiej i litewskiej. (Die Geschichte der Befreiung des Gebietes von Suwałki aus der deutschen und litauischen Herrschaft.) Łomża 1934. 15 S.
W dwudziestą rocznicę czynu zbrojnego Józefa

Piłsudskiego. 6. VIII 1914—1934. (Zum 20. Jahrestag der Rüstungsaktion Józef Piłsudskis.) Lemberg 1934. 176 S.

Wierczak, K. Przełomowa wiosna. R. 1918. Z dziejów armji polskiej w Rosji. (Das Frühjahr des Umschwunges. 1918. Aus der Geschichte der polnischen Armee in Rußland.) Lemberg 1934. 45 S.

18. Litauen im 19. Jahrhundert und seit 1914.

Kozyszkowska, A. Powstanie styczniowe na Wileńszczyźnie. (Der Januaraufstand im Wilnaer Gebiet.) Wilna 1934. 39 S.

19. Lettland.

Adamovičs, L. Vidzemes baznīca un latviešu zemnieks 1710—1740. (Die livländische Kirche und der lettische Bauer 1710—1740.) Riga 1933. XVI + 659 S.

Bīlmanis, Dr. A. Latvijas Werdegang. Vom Bischofstaat Terra Mariana bis zur freien Volksrepublik. Ein Handbuch über Lettlands Geschichte und Gegenwart. Leipzig 1934. 224 S.

*Conze, W. Hirschenhof. Die Geschichte einer deutschen Sprachinsel in Livland. Berlin 1934. 153 S. (Neue Deutsche Forschungen. Abteilung Volkslehre und Gesellschaftskunde. Bd. 2.)

Dolgij, Ja. Belorusskij nacional-fašizm v Latvii. (Der weißrussische Nationalfaschismus in Lettland.) Minsk 1934. 50 + 2 S.

Moreins, J. Wirtschaft und Kultur der Baltischen Staaten Lettland, Estland, Litauen. Riga 1934. 120 + 24 S.

Spliet, H. Geschichte des rigischen Neuen Hauses, des später sog. König Artus Hofes, des heutigen Schwarzhäupterhauses zu Riga. Riga 1934. XXII + 384 S.

Volmars, J. Zollunion Lettland-Estland. Riga 1934. 320 S.

20. Estland.

*Baron Wilhelm von Rossillon. Ein Lebensbild. Bearbeitet von Baron Wilhelm von Wrangell. Dorpat 1934. 131 S.

21. Deutscher Osten.

Feldmann, J. Antagonizm polsko-niemiecki w dziejach. (Der polnisch-deutsche Gegensatz in der Geschichte.) Thorn 1934. 57 S.

Kasiske, K. Die Siedlungstätigkeit des Deutschen Ordens im östlichen Preußen bis zum Jahre 1410. Königsberg 1934. XI + 176 S. (Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung 5.)

Lorentz, F., Fischer, A., Lehr-Spiławinski, T. Kaszubi. Kultura ludowa i język. (Die Kaschuben. Volkskunde und Sprache.) Thorn 1934. XVIII + 306 S.

*Maschke, E. Der deutsche Ordensstaat. Gestalten seiner großen Meister. Hamburg 1935. 128 S.

Weise, E. Die alten Preußen. (Preußenführer, herausg. von Staatsarchivrat Dr. Erich Weise, Königsberg, und Stadtarchivdirektor Dr. Hermann Kownatzki, Elbing.) Elbing 1934. 38 S.

22. Finnland.

Eurasia Septentrionalis antiqua IX. Minns volume (sive) opuscula quaedam praehistorica et archaeologica ad barbarorum

praesertim regiones qui inter orientem et aquilonem spectant pertinentia. Helsingfors 1934. 6 + 410 + 8 S.

Smirnov, V. Iz revoljucionnoj istorii Finljandii. 1905, 1917, 1918 gg. (Aus der Revolutionsgeschichte Finnlands 1905, 1917, 1918.) Leningrad 1934. 230 S.

23. Südosteuropa und Balkanstaaten.

VI. Wissenschaftliche Chronik.

a) Organisation und Stand der Forschung.

Das Russische Historische Auslandsarchiv in Prag.

1923 wurde von einer Gruppe russischer Emigranten das „Archiv der russischen Emigration" in Prag gegründet. Während der zehn Jahre seines Bestehens ist es dank den reichen Zuwendungen von seiten des Außenministeriums der Tschechoslowakischen Republik. das die kulturelle Bedeutung dieses Unternehmens in vollem Umfang erkannte, zu einer wissenschaftlichen Institution ersten Ranges geworden und heute unentbehrlich für einen jeden Historiker, der sich mit der politischen Geschichte Rußlands in den letzten 50 Jahren beschäftigt. Die feste materielle Grundlage gestattete es auch, den Aufgabenkreis des „Archivs der russischen Emigration" zu erweitern und es zu einem „Russischen Historischen Auslandsarchiv" umzugestalten.

Allgemein umrissen werden die Aufgaben des Prager Archivs in seinen Satzungen: es soll Material, das sich auf die neueste Geschichte Rußlands und seiner Völker bezieht, sammeln, aufbewahren. ordnen und wissenschaftlich bearbeiten; eine genauere Präzisierung fand dieser Aufgabenkreis durch den überwiegenden Charakter jenes Materials zur russischen Geschichte, das sich im Auslande, hauptsächlich im Besitz der russischen Emigration befand. Augenblicklich verfügt das Prager Archiv über Dokumente (handschriftliche wie gedruckte), die sich auf die Geschichte der russischen revolutionären Bewegung, die Geschichte des Weltkriegs an der russischen Front, die Revolution von 1917, den Bürgerkrieg und das Leben der heutigen russischen Emigration beziehen. Selbstverständlich werden aber diese Gebiete durch die Materialien des Archivs bei weitem nicht gleichmäßig gut beleuchtet. Aus Raummangel sollen hier nur jene Abteilungen Berücksichtigung finden, die sich durch den besonderen Wert ihrer Sammlungen und größere Lückenlosigkeit auszeichnen.

In erster Linie sei auf das Material über das Leben und die politische Tätigkeit der alten russischen Vorkriegs-Emigration seit der Zeit von Herzen und Bakunin hingewiesen; dem Prager Archiv ist es gelungen, einen Teil des brieflichen Nachlasses dieser beiden hervorragenden Führer der russischen Emigration aus dem dritten Viertel des 19. Jahrhunderts zu sammeln, Briefe, die sie miteinander als auch mit anderen bedeutenden russischen Emigranten (Ogarev, Fürst P. V. Dolgorukov, Kel'siev, Pečerin u. a.), russischen Schriftstellern, Politikern und gesellschaftlichen Führern, die niemals zum Bestande der Emigration gehörten (Lev Tolstoj, I. S. Turgenev, Belinskij, Granovskij, Čaadaev, Kavelin u. a.), wechselten. Zum Teil waren diese Briefe, wenn auch bei weitem nicht vollständig, seinerzeit von Dragomanov herausgegeben worden. Viele Briefe harren aber noch heute der Veröffentlichung.

Leben und Tätigkeit der späteren russischen Emigration bis zum Weltkrieg einschließlich hat im Prager Archiv einen guten Niederschlag gefunden, allerdings nur soweit es sich um die eine der beiden wichtigsten sozial-politischen Strömungen dieser Zeit, nämlich um das Narodničestvo handelt. Das Archiv besitzt Dokumente und Briefe sowohl einzelner Vertreter dieser Richtung wie auch ganzer Organisationen; es besitzt z. B. das Archiv des „Fonds der freien russischen Presse in London", der rührigsten russischen Emigrantenorganisation der 90er Jahre, die eine Reihe wichtiger revolutionärer Führer (S. M. Stepnjak-Kravčinskij, N. V. Čajkovskij, L. E. Šiško u. a.) umfaßte; in Prag befindet sich auch das Archiv der sozialrevolutionären Zeitung Volja, die 1906—1907 in Nagasaki erschien, als diese Stadt Zentrum der revolutionären Propaganda unter den russischen Kriegsgefangenen in Japan war und aufs engste mit den revolutionären Organisationen im Fernen Osten zusammenhing. Im Mittelpunkt dieser Propaganda stand der alte Emigrant und Narodnik der 70er Jahre N. K. Russel-Sudzilovskij, dessen Privatarchiv 1930 nach seinem Tode gleichfalls nach Prag kam. Es ist dies eine der wertvollsten Sammlungen über die politische Rolle der alten russischen Emigration im Fernen Osten. Von den übrigen in Prag befindlichen Privatarchiven der Narodniki seien erwähnt: das Archiv von N. V. Čajkovskij („Gottmenschentum" der 70er Jahre, revolutionäre Arbeit der Emigration in den Jahren 1901—1906), von V. L. Burcev (Kampf mit der Provokation und revolutionäre Publizistik 1901—1914), von I. I. Bunakov-Fundaminskij (1907—1911), ferner das Archiv von N. V. Končevskaja, dem teilweise die Archive von L. Mečnikov, L. E. Šiško, des Fürsten A. D. Chilkov und B. V. Savinkovs einverleibt sind, von V. K. Debogorij-Mokrievič, E. E. Lazarev usw. In diesen Privatarchiven haben sich unter anderem über 300 Briefe des Fürsten P. A. Krapotkin erhalten, viele Briefe von G. A. Lopatin, dem Schlüsselburger, u. a. Verhältnismäßig schwach ist dagegen in Prag die marxistische Richtung der russischen Emigration vertreten, weil früher das Archiv der sozialdemokratischen Partei in Berlin auf diesem Gebiet Prag Konkurrenz machte.

Auch über den Weltkrieg liegt sehr wichtiges Material im Prager Archiv vor. Besonders reich ist die Sammlung von Memoiren hervorragender Kriegsteilnehmer, und wenn auch der Wert von Memoiren als historischer Quelle häufig und meist mit Recht angezweifelt wird, so verdienen sie doch auf dem Gebiet der Kriegsgeschichte in stärkerem Maße Beachtung als auf irgendeinem anderen Gebiet, ermöglichen sie es doch die unvermeidliche Einseitigkeit und fast ebenso unvermeidliche Tendenz offizieller Dokumente zu korrigieren. Von den höheren russischen Militärs, die durch Memoiren in Prag vertreten sind, verdienen Erwähnung: General Flug, Kommandierender der X. Armee, General Averjanov, gegen Ende des Krieges Leiter des Generalstabs, General Bogatko, oberster Intendant, General Ronžin, Leiter des Nachrichtenwesens des Hauptquartiers, Admiral Nenjukov, Leiter des Marinekommandos im Hauptquartier, General Rauch, Kommandierender des Gardekorps, General Sljusarenko, Kommandierender des XXVIII. Armeekorps, General Schwarz, Kommandant der Festung Ivangorod, General Bržozovskij, Kommandant der Festung Osovec u. a.

Besonders wertvolles Material über den Weltkrieg enthalten zwei Notizbücher des Generals M. V. Alekseev aus den Jahren 1916—1917, d. h. aus jener Zeit, als er Generalstabschef war. Ein Teil dieser Aufzeichnungen (Mai bis Juli 1917) von allgemein politischem Interesse wurde in dem vom Archiv herausgegebenen Sammelwerk Russkij

Istoričeskij Archiv, Bd. I, Prag 1929[1] veröffentlicht. Der bedeutend größere Teil rein militärischen Inhalts ist noch nicht veröffentlicht und doch ist es eine Quelle von außerordentlicher Bedeutung zur Charakteristik der militärischen Fähigkeiten und Methoden dieses größten russischen Heerführers aus dem Weltkrieg, dieser Gestalt, die auch für die allgemeine Geschichte Rußlands von größtem Interesse ist.

Weniger reich ist das Prager Archiv an offiziellen Dokumenten; diese werden, soweit die Archive der Stäbe, Verwaltungen und einzelnen Heeresteile nicht in den Jahren 1917—1919 vernichtet wurden, in der Sovetunion aufbewahrt. Ins Ausland konnten nur einzelne Dokumente und Sammlungen gelangen; mitunter sind sie sogar recht interessant, wie z. B. die in Prag befindliche Dokumentensammlung über den Rückzug des XXIV. Armeekorps von den Karpaten im April 1915, als General L. G. Kornilov in österreichische Gefangenschaft geriet. In großer Vollständigkeit besitzt Prag auch Material über die an die Westfront zur gemeinsamen Aktion mit den Heeren der Entente entsandten russischen Brigaden. Besonders vollständig liegen die Akten der zweiten und vierten Brigade vor, die an der Front von Saloniki kämpften, lückenhafter die der ersten und dritten, in Frankreich eingesetzten Brigaden.

Im Gegensatz zum Weltkrieg ist die Periode des Bürgerkriegs 1917—1922 mit all seinen Fronten nicht nur durch Memoiren, sondern auch durch offizielle Dokumente reich vertreten. Auf die Ostfront beziehen sich die Protokolle der Konferenz von Ufa (veröffentlicht im Russkij Istoričeskij Archiv, Bd. I), Aufzeichnungen über die dieser Konferenz vorangehenden Verhandlungen in Čeljabinsk im August 1918, Dokumente über die Sibirische Gebiets-Duma, Dokumente der Kolčak-Regierung, die sich auf Finanzen, Transport, Propaganda usw. beziehen.

Prag besitzt auch viele Dokumente über die Tätigkeit der zahlreichen, häufig wechselnden Regierungen im Fernen Osten. Unter ihnen befinden sich Akten aus der Persönlichen Kanzlei des Atamans Semenov, ein ausführlicher Bericht der Kommission zur Untersuchung der von den Japanern am 4. bis 5. April 1920 in Vladivostok verübten Gewalttaten, Dokumente zum sogenannten Gajda-Aufstand, eine vollständige Sammlung von Sitzungsstenogrammen der Amur-Konferenz, Dokumente über die Nationalversammlung der Fernöstlichen Republik, des Amurgebiets usw.

Die Tätigkeit der Nordregierung (der Archangel'sker) beleuchten Dokumente aus der Sammlung ihres Führers N. V. Čajkovskij. Die Nordwestregierung (General Judenič) ist durch Dokumente einiger ihrer Mitglieder vertreten. Viele Dokumente beziehen sich auf die Formierung der freiwilligen Westarmee Bermont-Avalovs; am vollständigsten ist jedoch im Prager Archiv die Südregierung vertreten. Aus der Zeit der Formierung der Freiwilligen Armee stammen Briefe von General Alekseev, Akten über Finanzangelegenheiten und einzelne Dokumente von Teilnehmern am Ersten Kubań-Feldzug und am Feldzug des Obersten Drozdovskij. Charakteristisch für die Beziehungen zwischen der Freiwilligen Armee und der Donregierung ist der Briefwechsel von General Krasnov, des Atamans der Donkosaken, mit der Leitung der Freiwilligen Armee.

---

[1] Außerdem hat das Prager Archiv als erste Lieferung der geplanten Memoiren-Serie die Erinnerungen von Professor A. Kizevetter Na rubeže dvuch stoletij (An der Wende zweier Jahrhunderte), Prag 1929, herausgegeben. Aus Mangel an Geldmitteln konnte die vom Archiv vorgesehene Publikationstätigkeit nicht weiter ausgebaut werden.

Die Denikin-Regierung ist vertreten durch Akten über die Zivilverwaltung, die Organisierung der Autonomen Gebiete, die lokale Selbstverwaltung, das Gerichtswesen, die Landfrage, die militärische Untersuchungskommission usw. Engen Bezug auf die Denikin-Regierung haben auch die Protokolle der Konferenz von Jassy und die Dokumente der südrussischen Konferenz über die Schaffung einer Staatsgewalt.

Aus der Zeit des General Wrangell liegen in Prag einige vereinzelte Aktenstücke vor, hauptsächlich über die Boden- und Volosťreform, die Administration und Propaganda.

Über die kleineren selbständigen Regierungen, die 1918—1920 in Südrußland bestanden, liegen eine Reihe wertvoller Dokumente vor, besonders über das Dongebiet, das Terekgebiet und die Krim. Für Transkaukasien des Jahres 1918 ist die wichtige Sammlung von General L. F. Bičerachov von besonderer Bedeutung.

Daneben besitzt das Prager Archiv viele wertvolle handschriftliche Memoiren aus der Zeit des Bürgerkrieges. Von den bekannteren Führern sind hier durch ihre Memoiren vertreten: Klimuškin (Samara-Regierung), Čeliščev, Mitglied des Rats beim Hauptkommandierenden der Wehrkräfte Südrußlands, Bobrovskij und Bogdanov, Mitglieder der Krim-Regierung (letzterer war erster Schatzmeister und Intendant der Freiwilligen Armee), Skobcov (Kubań-Regierung), Pisarenko (Terek-Regierung), Horn und Ern (Nordwestregierung), Nikoľskij, Direktor der Kreditkanzlei des Omsker Finanzministeriums, Faľčikov, Vorsitzender des Terek-Militärbezirks, Nikolaev, Sekretär des Komitees der Mitglieder der Konstituierenden Versammlung, General Flug (Sibirien und Südrußland), Rjabikov und Petrov (Sibirien), Schilling und Steifon (Freiwillige Armee), Akkerman und Grebenščikov (Hetmans-Ukraine), Borodin (Ural) usw.

Wertvolles Material für eine Charakteristik des Admiral Kolčak, dieses hervorragenden Führers der „weißen Bewegung", bieten zwei Hefte mit Briefentwürfen an Frau N. aus den Jahren 1917—1918, die eine Art Tagebuch mit genauen Aufzeichnungen der seelischen Erlebnisse dieses reich begabten, aber unausgeglichenen und unsteten Menschen darstellen.

Zusammenfassend sei nochmals hervorgehoben, daß das Prager Archiv für die Zeit des Bürgerkrieges sowohl was den Umfang als auch was den inneren Wert seines ständig wachsenden Materials anbelangt, von allergrößter Bedeutung ist. Eine ernste Arbeit über diese für die Geschichte der russischen Revolution so überaus wichtige Periode ist bereits ohne Heranziehung des Prager Archivs nicht mehr denkbar.

Eine noch größere Bedeutung besitzt das Prager Archiv für die Erforschung der neuen russischen Emigration. Diesbezügliches Material befindet sich dort in großen Mengen und ist durch die weitere Einverleibung von Archiven der zahlreichen über die ganze Erde verstreuten emigrantischen Organisationen in ständigem Wachsen begriffen.

Aus Raummangel kann ich nicht auf die anderen Ereignisse aus der neuesten russischen Geschichte, wie sie im Prager Archiv vertreten sind, eingehen. Ich will mich auf einige statistische Angaben beschränken. Derzeit besitzt das Prager Archiv über 700 handschriftliche Memoiren (über 3000 Druckbogen). In besonderen Sammlungen, die eine Art Illustrationsmaterial zum Grundstock des Archivs darstellen, werden über 7000 Photographien, an die 3000 Agitationsblätter, eine große Anzahl von Karten und Plänen, Plakate, Papiergeld, Postmarken, gedruckte Befehle usw. usw. aufbewahrt.

Außer dem Grundstock des Archivs, den Dokumenten, gibt es in Prag noch zwei andere Abteilungen: die Bücher- und Zeitschriftensammlung, ferner die Zeitungssammlung. Anfänglich wurde diesen Abteilungen nur wenig Beachtung geschenkt, allmählich wuchsen sie aber zu selbständiger Bedeutung heran.

Bücher und Zeitschriften werden in Prag gesammelt, soweit sie sich auf das Arbeitsgebiet, das sich das Archiv beim Sammeln von Dokumenten gestellt hat, beziehen. Die Bibliothek zählt derzeit gegen 24 000 Bücher und 3270 Zeitschriftentitel (über 50 000 Bände). Besonders wertvoll und vollständig vertreten sind folgende Gruppen: a) die offiziellen Regierungsausgaben der letzten Carenregierung, der Provisorischen Regierung des Jahres 1917 und der Sovetregierung (Stenogrammberichte aller vier Reichsdumen und des Reichsrats während der Konstitutionsperiode, Stenogramme verschiedener Kongresse aus der Sovetzeit, Ausgaben von Dekreten der Arbeiter- und Bauern-Regierung, Instruktionen, Rechenschaftsberichte usw.); b) die gesammelten Werke politischer Schriftsteller und Publizisten seit Herzen, Bakunin und Černyševskij bis auf Lenin, Trockij, Stalin und die übrigen bolschewistischen Theoretiker und Führer; c) die Agitations- und Propaganda-Literatur aller politischen Strömungen einschließlich solcher, die beim Erscheinen sofort konfisziert und verbrannt wurden und daher bibliographische Seltenheiten darstellen; d) die ideologische und politische Literatur der heutigen Emigration; sie ist im Archiv fast vollständig vertreten, in all ihren Strömungen angefangen von den extremsten Monarchisten bis auf die Kommunisten der Opposition einschließlich.

In fast kompletten Reihen besitzt die Zeitschriftenabteilung folgende Zeitschriften: Otečestvennyje Zapiski, Sovremennik, Russkij Vestnik, Vestnik Evropy, Russkoe Bogatstvo, Russkaja Mysľ, Sovremennyj Mir u. a., die historischen Zeitschriften Russkij Archiv, Russkaja Starina, Istoričeskij Vestnik, Byloe, Golos Minuvšego, Minuvšie gody u. a. Sehr wertvoll ist auch die Sammlung der satirischen Zeitschriften von 1905 und 1917 (200 Titel), da sie von der Regierung seinerzeit meist konfisziert wurden.

Reich vertreten sind in der Bibliothek des Prager Archivs die Zeitschriften der alten wie neuen Emigration. In der ersten Gruppe verfügt die Bibliothek über Zeitschriften begonnen mit Herzens Kolokol bis auf jene Bulletins, die 1917 von den Emigranten bei ihrer Abreise in die Heimat herausgegeben wurden. Was die russischen Emigrantenzeitschriften nach 1918 anbelangt, so sind sie im Prager Archiv in einer einzigartigen Vollständigkeit vertreten, weil die Verleger und Redaktionen ihre Ausgaben an das Prager Archiv als eine Art ausländische russische Bücherkammer kostenlos senden. Es ist dem Prager Archiv daher auch gelungen, gegen 800 Zeitschriftentitel der russischen Emigration nach 1918 zu sammeln. Darunter befinden sich eine Reihe geschriebener und hektographierter Zeitschriften, wie sie in der ersten Zeit der Emigration von den verschiedensten Gruppen herausgegeben wurden; heute stellen sie natürlich bibliographische Seltenheiten dar.

Die Zeitungsabteilung des Archivs sammelt neben Zeitungen auch Publikationen, die Hilfsquellen der Tagespresse darstellen, wie z. B. Informationsbulletins der Telegraphenagenturen und Pressebüros, periodische Informationsausgaben der politischen Parteien und verschiedener gesellschaftlicher Organisationen usw. In gleicher Weise sammelt diese Abteilung auch Zeitungsausschnitte über Einzelfragen (besonders Rossica). Die Zahl der Titel von zeitungsähnlichen Ausgaben beträgt in dieser Abteilung gegen 3100, die der gesammelten Jahresbände verschiedener Ausgaben über 6300. Der Zeitungsfonds

des Archivs besteht aus sechs Abteilungen: 1. die russische Presse bis zum Weltkrieg (über 330 Titel), 2. die Presse des Weltkriegs (über 140), 3. die Presse der Revolution von 1917 (gegen 290 Titel), 4. die Presse des Bürgerkrieges von 1917—1922 (gegen 1150 Titel), 5. die Sovetpresse seit 1922 (über 170 Titel), und 6. die Presse der gegenwärtigen russischen Emigration (über 1060 Titel). Besonders beachtenswert sind die Zeitungen aus dem Bürgerkrieg, die häufig in heute schwer zugänglichen provinziellen Ausgaben erschienen sind.

Wer sich genauer über das Russische Historische Auslandsarchiv in Prag informieren will, sei auf die jährlich erscheinenden Rechenschaftsberichte des Archivs verwiesen, wie auch auf die Aufsätze in Ročenka Slovanského Ustavu über die Zeitungsabteilung des Archivs, Bd. III, 1930, und über die Dokumentensammlung, Bd. IV, 1931. Ferner hat A. Izjumov, der Vorsteher der Dokumentenabteilung, über das Archiv folgende Aufsätze veröffentlicht: Das russische Historische Archiv in Prag (1923—1933) in Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven. Bd. IX, Heft 1—2, 1933, und Archiv sovremennosti in der Zeitschrift Central'naja Evropa, Prag 1933, Heft 2.

Prag. E. Maksimovič.

Casimir Smogorzewski, Abrégé d'une bibliographie relative aux relations germano-polonaises. Paris 1933. 114 S.

Diese Bibliographie erscheint als Supplementheft zu dem III. Bande der Sammlung „Problèmes politiques de la Pologne contemporaine". So ist es nicht verwunderlich, daß die Mehrzahl der aufgeführten Bücher der Neuzeit und der Gegenwart gewidmet ist. Nach einer zweiseitigen Zusammenstellung bibliographischer Schriften, in der die Arbeiten von R. F. Arnold (Geschichte der deutschen Polenliteratur, Halle 1900) und P. Reiche (Deutsche Bücher über Polen, das Polentum im Spiegel deutscher Wissenschaft, Breslau 1917) fehlen, folgt eine Aufzählung allgemeiner Werke über Deutschland und Polen. Außer dem V. Kapitel, das die Alliierten und Polen während des Krieges behandelt, erläutern Kapitel III bis X die Probleme um Pommern, Pommerellen, Danzig und Westpreußen. Die drei letzten Kapitel tragen die Überschriften: „La Silésie polonaise", „La politique baltique" und „La question de Memel".

In den meisten Fällen wird der Inhalt und die Grundhaltung der angeführten Bücher im Petitdruck charakterisiert. Es fällt auf, daß die in französischer Sprache geschriebenen Arbeiten besonders ausführlich und günstig besprochen werden. Die Zitate aus deutschen Büchern sind oft tendenziös ausgewählt; die Beurteilung einiger Werke wirkt geradezu irreführend. F. W. Oertzen, Das ist Polen, München 1932, erhält als Kennzeichnung: „Une caricature haineuse que l'auteur voudrait faire passer pour un portrait ressemblant" (S. 17). Bei dem Sammelwerk „Der ostdeutsche Volksboden", das unter Mitwirkung verschiedener hervorragender deutscher Gelehrter verfertigt ist, wird lediglich auf eine Rezension des Professors M. Rudnicki in der Zeitschrift „Slavia occidentalis", Bd. VIII, Posen 1929, hingewiesen (S. 17). Unter Gustav Roethe, Das geraubte deutsche Westpreußen, Langensalza 1926, steht der Satz: „L'auteur exhale sa haine antipolonaise" (S. 58). Auch die Sammelschrift „Der Kampf um die Weichsel, Untersuchungen zur Geschichte des polnischen Korridors", Berlin 1926, wird nicht näher beleuchtet. Smorgorzewski begnügt sich mit einem Hinweis auf eine polnische Kritik aus der Feder von K. Tymieniecki. Man muß eine gewisse Voreingenommenheit deutschen Arbeiten gegenüber konstatieren. Zu dieser Folgerung berechtigt beispielsweise die Bemerkung zu dem Buch von Gerhard Triebe „Zehn Jahre polnischer Währung", Berlin 1929: „Publication de l'Ost-Europa-Institut de Breslau. Presque sans

tendance“ (S. 20). — Überhaupt vermißt man notwendige methodische Gründlichkeit in den Ausführungen des Kleindrucks. Wie wäre es sonst möglich, daß das Werk von Kossinna, „Das Weichselland, ein uralter Heimatboden der Germanen“, Danzig 1919, ohne jede Kennzeichnung geblieben ist? Wie konnte es sich der Herausgeber entgehen lassen, bei Bolko Freiherr von Richthofen, „Gehört Ostdeutschland zur Urheimat der Polen?“, Danzig 1929, auf die Gegenschrift von J. Kostrzewski „Vorgeschichtsforschung und Politik“, Posen 1930, hinzuweisen?

Grundsätzlich ist einzuwenden, daß gegenüber der reichen Berücksichtigung der modernen Verhältnisse die mittelalterliche Geschichte viel zu wenig beachtet ist. Die gegenwärtigen Schwierigkeiten werden doch erst dann richtig verstanden, wenn man ihre Wurzeln in der Vergangenheit genau kennt und begreift. Am merkwürdigsten berührt es aber, daß eine ganze Reihe von wichtigen Autoren überhaupt keine Aufnahme gefunden hat. Die Namen der um die Klärung der deutsch-polnischen Verhältnisse verdienten Historiker A. Brackmann, R. Holtzmann, H. Koetzschke, A. Lattermann, E. Randt, H. F. Schmid, H. Wendt, K. Völker und A. Warschauer sucht man vergebens. Die gründliche Geschichte Polens von E. Hanisch, Bonn-Leipzig 1923, ist auch übersehen worden. Diese Versehen stehen im krassen Gegensatz zu der Versicherung des Vorwortes: „Cependant nous nous sommes efforcé de n'éliminer aucun livre, brochure ou article de revue possédant une valeur d'actualité.“

Trotz dieser Ausstellungen sei aber auf den Wert dieser Bibliographie hingewiesen. Man wird auf Artikel aus entlegenen Zeitschriften und auf Bücher des romanischen wie angelsächsischen Sprachkreises aufmerksam, die unter Umständen auch dem Spezialisten entgehen können. Schriften von mehr als 700 Autoren sind hier aufgenommen worden. Das allein schon sichert der Zusammenstellung eine hervorragende Bedeutung. Ein umfassendes Material ist beispielsweise im X. Kapitel zusammengetragen: „Le Pomorze et l'opinion internationale“, wo nacheinander Äußerungen von Polen, Deutschen, Franzosen, Engländern, Amerikanern und Italienern abgedruckt sind.

B. Stasiewski.